Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

	6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . .	3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . .	— fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . .	— fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt

	9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . .	5 fl. — kr.
Für einen Monat	1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag	— fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.

Gesammelte Novellen

von

Julius Bacher.

In drei Bänden.

Berlin.
Verlag von A. Vogel & Comp.
1860.

Gesammelte Novellen

von

Julius Bacher.

Dritter Band.

Inhalts-Verzeichniß:

Berlin.
Verlag von A. Vogel & Comp.
1860.

Helene.

Das Hotel des Minister-Präsidenten war glänzend erleuchtet; ein von tausend Kerzen ausgestrahltes Lichtmeer fluthete durch die prachtvoll geschmückten Gemächer, in welchen sich die zu einem Ball versammelten Gäste in anmuthigen Gruppen bewegten. Der Tanz endete; Helene, die Gemahlin des Legationsrathes von Meran, wurde auf ihr Verlangen von ihrem Tänzer in ein Nebenkabinet geführt, und sank, daselbst angelangt, erschöpft in die elastischen Polster einer Bergère. Der Tanz schien die feingebaute Gestalt ungewöhnlich angegriffen zu haben. Sie sah bleich aus und athmete in kurzen, raschen Zügen; doch wußte sie ihre Erschöpfung dem sie führenden Herrn geschickt zu verbergen. Als sich derselbe nach wenigen mit ihr gewechselten Worten wieder in den Saal zurück begeben hatte und sie allein war, preßte sie das Taschentuch rasch gegen die bläulichen Lippen, um das ungestüme Athmen zu verhindern. Dieses Mittel schien ihr jedoch nur geringe Linderung zu gewähren; denn es

ging eine längere Zeit dahin, bevor sie sich von ihrer Erschöpfung zu erholen vermochte.

Wenige Augenblicke darauf näherten sich ihr mehre Herren und Damen, und obgleich noch sehr angegriffen, überwand sie dennoch mit ihrem energischen Willen die noch vorhandene Schwäche, erhob sich anscheinend kräftig und ging denselben mit einem Lächeln der Lust und Freude entgegen.

Ehe sie dieselben noch erreicht hatte, nickte ihr eine jugendliche Dame, in deren Zügen sich ein fast schmerzliches, doch mildes Lächeln unschwer erkennen ließ, schon von Ferne zn; zugleich trennte sich dieselbe von ihrem sie führenden Herrn und kam Helenen entgegen. Nachdem sie mit der Letzteren leise und flüchtig einige Worte gewechselt hatte, nahm sie deren Arm, benutzte einen Moment, in welchem sie nicht beobachtet wurden, und ging mit ihr in ein nebenan befindliches Boudoir, woselbst sie Helene zu sich auf eine Bergère zog, die eine Gruppe blühender Gesträuche umgab.

Sie waren allein. Das durch farbige Gläser gemilderte Licht verlieh dem Gemach etwas Trauliches, Ruhiges; nur matt drang die Musik bis hierher.

Einige Augenblicke saßen die Frauen neben einander. Helene hatte die Blicke gesenkt, während der Freundin Auge an ihrem Antlitz hing. Deutlich hörte man Helenens Athemzüge, die immer schneller, kürzer wurden. Plötzlich erhob sie das Auge zu der Freundin, sah deren ruhige, milde Blicke von einer Thräne

umhüllt, und von der eigenen Empfindung überwältigt sank sie ihr an die Brust.

Diese drückte Helene sanft an sich, während ihr besorgtes Auge den Eingang des Boudoirs und das daran stoßende Zimmer hütete, um einer unter diesen Umständen gefährlichen Ueberraschung vorzubeugen.

Der Zufall war ihnen günstig; es nahte sich Niemand. Nach einigen Augenblicken, in denen sich Anna, so hieß Helenens Freundin, gesammelt hatte, sprach sie mit sanfter Stimme, welche die innigste Theilnahme erkennen ließ:

„So hat mich denn mein Auge wiederum nicht getäuscht, meine gute Helene, es erkannte Dich in den Reihen der Tanzenden, hat nur zu gut bemerkt, wie Du Dich auf Kosten Deiner Kräfte und Gesundheit dem Tanze mit einer krankhaften Leidenschaft hingabst, um Dich bis zum Tode zu erschöpfen, und Dein gegenwärtiges Befinden giebt mir den sichersten Beweis, daß Du weder meinem Rathe, noch dem Deines Arztes und Gemahls folgen willst, und durch ein Nachgeben Deiner Neigungen Dir einen frühen Tod bereiten wirst, vielleicht", — setzte sie mit Nachdruck hinzu — „diesen schnell herbeiführen willst — —"

Helene zuckte zusammen; Anna schien ihre innersten Gedanken errathen zu haben.

„Deine innere Bewegung," fuhr diese fort, „läßt meine Ahnung zur Gewißheit werden. Schrecklich!" seufzte sie im tiefsten Mitleiden mit ihrer Freundin.

„Laß mich sterben, bald, bald! Mir wird dann wohl sein“, hauchte Helene mit zitternder Stimme und starrte vor sich hin.

„Nein, Helene, lebe!“ sprach Anna mit Festigkeit.

„Leben, und wozu? Um ein freudloses Dasein zu tragen?“ fragte diese und schaute die Freundin an.

Anna senkte das Haupt und antwortete erst nach einer kleinen Pause, in welcher sie sich von ihrer tiefen Erschütterung gesammelt hatte:

„Ich weiß, Helene, daß Du Deinen Gemahl nicht liebst, nie geliebt hast, und die Seine in einem Alter wurdest, wo Dir das Urtheil über Deine Empfindungen fehlte. Man wünschte Deine Verbindung mit ihm, darum befragte man weder Dein Herz, noch hattest Du selbst etwas gegen die erstere, da Meran ein guter, für Deine Wünsche aufmerksamer Mann war, der Dir eine, wenigstens äußerlich glückliche Lage bereiten konnte. Du gabst ihm in der Ueberzeugung Deine Hand, mit ihm ein zufriedenes Leben zu genießen; und das ist Dir geworden. Ist Dein Gatte auch kein durch hervorragende Eigenschaften ausgezeichneter Mann, so liebt Dich derselbe doch aufrichtig und findet sein ganzes Glück in der Erfüllung Deiner Wünsche —“

„Es ist so,“ sprach Helene leise vor sich hin.

„Heiter und unbefangen hast Du das Leben an seiner Seite bisher genossen; nichts schien die Ruhe Deiner Seele zu trüben, und mit Freude hat Dich

mein Auge während eines Zeitraumes von zwei Jahren bei jeglicher Begegnung begrüßt. Seit einigen Monaten ist es anders mit Dir geworden. Dein verändertes Wesen, das absichtliche Bestreben, Deine Lebensdauer zu verkürzen, Dein rasches Hinwelken, sie überzeugten mich schon lange, daß nicht der Schmerz eines verfehlten Lebensglückes die Ursache dieser Veränderung ist, sondern in Deiner Seele ein Geheimniß schlummern muß, aus welchem die Quelle Deiner Leiden entspringt —"

Helene zuckte zusammen.

„Nicht wahr?" fuhr Anna fort, „ich täusche mich nicht; es ist so?"

„O frage mich nicht!" rief Helene in tiefer Erschütterung aus und setzte dann leise hinzu: „ich darf Dir darauf nicht antworten."

„Du wirst nicht glauben, daß mein offenes Bekenntniß etwa die Absicht in sich schließt, Dir eine Mittheilung gegen Deinen Willen zu entlocken. Ich fürchte das nicht, denn Du kennst mich. Meine Offenheit hat den einzigen Zweck, Dir das Herz der Freundin zu enthüllen, welche für Deine Ruhe und Dein Glück Alles zu thun bereit ist," erwiderte Anna im Ton wahren Mitgefühls.

„O Du Liebe, Gute!" rief Helene und umschlang Anna.

„Und was kann die Freundin für Dich thun?" fragte Anna und blickte Helene mit ihren sanften, treuen Augen an.

Diese senkte die kummervollen Blicke und schüttelte verneinend das Haupt.

Mit Befremden nahm Anna diese Bewegung wahr und fragte:

„Du verschmähst meinen Trost?!" — —

„Ich darf ihn nicht annehmen, ich darf Dich nicht zur Vertrauten meiner Leiden machen; denn ich will Deine reine Seele nicht durch die Mittheilung des Geheimnisses meiner Brust beunruhigen; es wäre undankbar von mir. Es ist einmal mein Geschick, meinen Kummer durch den Trost einer Freundin nicht mildern zu dürfen," sprach Helene in ruhigem, doch schmerzvollem Tone.

„Arme, arme Helene!" seufzte Anna leise.

„Vielleicht ist es bald aus mit mir, und dann hat ja auch mein Leid ein Ende," sprach Helene und eine große Thräne rollte langsam aus ihrem starren Auge.

„Was es auch immer sei," sprach Anna nach einer kleinen Pause mit Innigkeit, „sei überzeugt, meine Freundschaft wird sich unter allen Umständen gleich bleiben."

„Dank Dir, Edle, für Deinen Trost," erwiderte Helene und drückte der Freundin Hand.

„Versprich mir," drang Anna mit regem Eifer weiter in sie, „für Deine Gesundheit und die Erhaltung Deiner Kräfte besorgt zu sein. Greife der Bestimmung des Himmels nicht durch ein unerlaubtes Handeln vor —"

Helene antwortete nicht, sondern schaute trübe vor sich hin.

„O, antworte mir", bat Anna, „beruhige mich durch ein solches Versprechen! Du bist noch jung; eine erwünschte Veränderung Deiner Verhältnisse giebt Dir die verlorenen Kräfte und gewiß auch das verlorene Glück wieder. Darum hoffe und blicke nicht muthlos in die Zukunft!" fuhr Anna mit der ganzen Wärme ihrer Theilnahme tröstend fort; aber Helene antwortete nicht und sie lauschte vergebens auf eine beruhigende Antwort. Eben wollte sie auf's Neue mit Bitten in die Freundin dringen, als sie in dem Nebenkabinet ihren Gemahl erblickte, der sie zu suchen schien. Sie machte Helene darauf aufmerksam, und diese bat sie, demselben schnell entgegen zu gehn, um der Entdeckung ihres Zustandes dadurch vorzubeugen; sie selbst wollte noch in dem Zimmer verweilen, sich sammeln und dann wieder der Gesellschaft beigesellen.

Anna that nach dem Wunsch der Freundin, und ging, nachdem sie ihr mit inniger Wärme die Hand gedrückt hatte, ihrem Gatten entgegen, an dessen Arm sie sich bald darauf aus dem Zimmer entfernte.

In dumpfem Brüten waren Helene mehre Minuten vergangen. An ihrem Geist zog eine dunkle Erinnerung vorüber; in derselben verloren bemerkte sie einen Offizier nicht, der beim Eintreten in das Nebenzimmer seine Blicke spähend umher gehen ließ, und nachdem

er sich vergewissert zu haben schien, sich mit Helenen allein in dem Kabinet zu befinden, sich ihr mit leisen und vorsichtigen Schritten näherte. Schon stand er bereits einige Augenblicke in der Nähe der Pflanzengruppe, welche die Bergère umgab, und ließ sein mit den Zeichen des höchsten Interesses erfülltes Auge auf ihr ruhn; sie nahm es nicht wahr.

Er schien sie in ihrem Nachdenken nicht stören zu wollen, und harrte schweigend, ohne daß sich das Interesse für sie jedoch zu mindern schien; vielmehr bemerkte man deutlich das nur mühsame Beherrschen einer tiefen, innern Aufregung.

Endlich sprach er leise ihren Namen; rasch ließ sie die Hand von den Augen sinken, und der befreite Blick fiel auf ihn.

„Sie hier, Reinfels?!“ rief sie voll Bestürzung.

Einen Augenblick betrachtete sie der Angeredete mit dem Ausdruck des Schmerzes, der jedoch bald dem des Stolzes und Selbstgefühls wich; dann trat er ihr näher, und indem er sich bemühte ruhig zu bleiben, sprach er in einem fast kalten Ton:

„Ich will Sie nicht erinnern, daß es eine Zeit für mich gegeben, wo Sie mich mit andern Worten und, wie ich glauben muß, auch andern und wärmern Gefühlen empfingen; erwägen Sie daher, wie tief mich Ihr jetziges Benehmen verletzt. — Ich weiß mir dafür keinen Grund anzugeben und hoffe, Sie werden mir dasselbe jetzt erklären“ —

Er schwieg und erwartete ihre Antwort; Helene schwieg jedoch und er fuhr fort:

„Sie sind einer Unterredung mit mir stets ausgewichen; Ihre Absicht konnte mir nicht lange verborgen bleiben; ich will und muß daher eine so günstige Gelegenheit, wie sie mir dieses Zusammentreffen mit Ihnen bietet, benutzen, die schon so oft an Sie gerichtete Frage zu wiederholen, warum Ihnen die Begegnung mit mir seit mehren Monaten so wenig angenehm, ja fast zuwider zu sein scheint? — Vielleicht werden Sie mir heute eben so wenig, als früher, darauf antworten, und mich in der Ungewißheit verharren lassen, ob Sie, ob ich die Veranlassung dazu bin. Doch ich will nicht in Sie dringen, Helene; mag es so sein, und" — setzte er mit gepreßter Stimme hinzu — „so bleiben. Doch nein", sprach er nach einer kleinen Pause, in welcher er vergeblich auf eine Erwiderung von ihr gewartet hatte, — „nein, es wäre Schwäche, auf ein Recht zu verzichten, das mir Ihre frühere Zuneigung gegeben, und darum verlange ich von Ihnen eine Aufklärung über ein Benehmen, das mich auf das Tiefste verletzt. Sprechen Sie, Helene! Mit wenigen Worten bezeichnen Sie mir den Grund, den Ihnen die Pflicht auferlegt, mich zu fliehen, ja, wie ich fast fürchten muß, mich zu hassen —"

„Warum verfolgen Sie mich stets?" fragte Helene in einem strengen Tone, wagte es jedoch nicht, den Blick zu ihm zu erheben.

„Weil ich, da ich Ihre Liebe verloren habe, mir wenigstens Beruhigung verschaffen will“, erwiderte Reinfels mit Wärme.

„Sie müssen sich gegen mich von jeder Schuld frei wissen, und darum kann Ihnen dieselbe nicht fehlen“ — entgegnete Helene. „Und“, fuhr sie in scharfem Ton fort, „ist es Ihnen wirklich nur um die Kenntniß des Grundes zu thun, der mich Sie fliehen heißt, so erinnern Sie sich, daß die Gattin Meran's zu Ihnen spricht.“ —

„Helene“, rief Reinfels im Ton erwachender Leidenschaft, „Sie täuschen mich nicht! Ihr verändertes Benehmen ist nicht durch Ihre Verhältnisse hervorgerufen worden, denen Sie ein derartiges Opfer zu bringen sich genöthigt sehen. Sie würden mir alsdann Ihren Entschluß mitgetheilt und mich dadurch auf die Trennung vorbereitet haben, wie ich das wohl verlangen durfte. Sie haben mir jedoch eine solche Rücksicht nicht geschenkt, sondern mich vielmehr durch Ihr plötzlich verändertes, kaltes und abstoßendes Benehmen auf das Tiefste verletzt. Seit zwei Jahren bin ich, als Freund Ihres Gatten, bei Ihnen ein- und ausgegangen, Sie schenkten mir Ihr Vertrauen, Ihre Liebe“ — —

„Halt,“ fiel Helene rasch ein, „ich erkenne so eben an Ihren Worten, daß Sie sich in einem Irrthum befinden.“

„Wie? In welcher Hinsicht?“ fragte Reinfels überrascht und schaute Helene gespannt an.

„In der wichtigsten, welche in diesem Fall für

mich und Sie vorhanden ist," entgegnete Helene erregt. „Sie haben meine Freundschaft, mein Vertrauen besessen, doch nimmer meine Liebe," fügte sie bestimmt hinzu.

„Wie, Helene?!" fragte Reinfels und zuckte zusammen, als hätte eine scharfe Waffe sein Herz berührt. Sein Auge hing forschend an ihrem Antlitz, aus demselben die Bestätigung dessen zu entnehmen, was sein Herz so furchtbar, so ungeahnt traf, und das er bis jetzt nur als ein Mittel der Täuschung betrachtet hatte. Er forschte vergeblich.

Helenens Züge blieben unverändert, kein Strahl der Liebe erwärmte dieselbe; sie mußte Wahrheit gesprochen haben.

Diese schreckliche Gewißheit schien ihn empfindlich getroffen zu haben.

Nach einem augenblicklichen, heftigen innern Kampf trat er ihr ruhig, stolz und kalt näher, und sich zu ihr neigend sprach er in einem scharfen Tone:

„Wenn dies keine Unwahrheit war, durch welche Sie mich aus Ihrer Nähe zu scheuchen beabsichtigen, so muß ich Ihrem Benehmen einen Namen geben, den Sie mir auszusprechen erlassen werden."

Die Wirkung dieser Worte auf Helenen war eine fast vernichtende. Sie blickte ihn starr und verächtlich an; ihr Antlitz war todtenbleich geworden, ein nervöses Zittern durchflog ihren Körper. Dies währte einen Augenblick; alsdann erhob sie sich rasch und

wollte sich entfernen. Er bemühte sich, ihre Hand zu ergreifen, um sie zurück zu halten: sie wandte sich von ihm ab, war aber verhindert, aus dem Kabinet zu gehn, und blieb bebend stehend, indem sie sich auf die Lehne der Bergère stützte.

„Sie sollen und müssen mich anhören!“ rief er erregt.

„So sprechen Sie,“ entgegnete Helene kalt.

„Nun denn, was Sie mir nicht zu gestehen wagen, will ich Ihnen schonungslos vorhalten, damit Sie erfahren, daß ich den richtigen Grund ihres veränderten Benehmens gegen mich nur zu genau kenne — Sie lieben!“ —

Er schwieg und erwartete mit sichtlicher Spannung die Wirkung dieser Behauptung.

Helene blieb stumm, ohne eine innere Bewegung zu verrathen; sie schien empfindungslos.

„Sie lieben Steinberg,“ setzte Reinfels rasch und mit Nachdruck hinzu, als er die Wirkungslosigkeit seiner Worte mit einer gewissen Ueberraschung bemerkte, während sein erregter Blick zugleich in ihrem bleichen Antlitz forschte.

Helene schien durch diese Behauptung betroffen zu werden; sie wechselte die Farbe, gewann jedoch nach wenigen Secunden wieder die frühere Fassung.

„Und wenn ich wirklich liebte und Steinberg mein Herz geschenkt hätte, in welchem Zusammenhang stände diese Empfindung mit Ihrer eben so undelikaten als

unmännlichen Prätension? Was berechtigt Sie, über meine Empfindungen oder mein Handeln von mir Rechenschaft zu verlangen?“ fragte sie nicht ohne Ironie.

Reinfels war erbleicht; er hatte Helene noch nie so sprechen hören; sie erschien ihm als ein ganz fremdes, wenigstens verändertes Wesen. Er vermochte ihr nicht sogleich zu antworten, und von seiner Leidenschaft verleitet, stieß er die Worte heraus:

„So ist es also doch wahr?! Ich sehe, Frau von Meran,“ setzte er dann ironisch hinzu, „ein Liebhaber weicht dem andern, das ist die Sache.“

Und er lachte hell auf.

Sie blieb kalt, gefaßt, seine Worte schienen jedoch einen Entschluß in ihr geweckt zu haben. Nach einer kleinen Pause antwortete sie:

„Ich schwöre Ihnen, Reinfels, daß dieser Augenblick der letzte ist, in welchem ich mit Ihnen ein Wort über unsere Vergangenheit wechs'le; so hören Sie denn. Sie überhäuften mich mit Aufmerksamkeiten, mit den Beweisen von Liebe. Ich verstand mein Herz nicht und erlag der Schwäche, die ein solches Benehmen in einem weiblichen Herzen nur zu leicht erzeugt. Aber Sie hören es, und ich wiederhole es, damit Sie mich nicht mißverstehen: ich erlag nicht der Liebe, sondern nur der Schwäche. Sie müssen das längst erkannt haben. Ihre eigenen Gefühle für mich will ich keiner Erörterung unterwerfen; dennoch darf ich Ihnen nicht

verhehlen, daß ich die Ueberzeugung hege, auch Sie haben mich nie geliebt“ — —

Reinfels machte eine Bewegung, als ob er sprechen wollte, indem seine Züge Ueberraschung verriethen; sie kam ihm jedoch zuvor, indem sie schnell fortfuhr:

„Keine Betheuerungen, Reinfels, sie finden kein gläubiges Herz! Ich schwöre Ihnen, ich bin wahr und offen gegen Sie gewesen, damit Sie in keinem Zweifel über meine Gefühle für Sie verharren; denn es ist mein innigster Wunsch, Sie mit der Ueberzeugung zu erfüllen, daß wir nicht allein durch meine Verhältnisse, sondern auch durch unsere gegenseitigen Gefühle auf immer von einander getrennt sind. Daher verfolgen Sie mich nicht länger mit verletzenden Ansprüchen. Fliehen Sie mich, wie ich Sie zu vermeiden bestrebt sein werde; dies ist die letzte Bitte, die ich gegen Sie ausspreche, und sollte Sie diese dennoch nicht zurück halten können, so erinnern Sie sich meiner Worte, um Ihr Ehrgefühl heraus zu fordern, denn ich wiederhole Ihnen, ich habe Sie nie geliebt.“ — —

In sich gebrochen wankte sie aus dem Gemach.

Reinfels war bemüht, sich von dem Eindruck der vernommenen Worte zu sammeln, und Stolz und Eigenliebe gaben ihm bald die erforderliche moralische Kraft, seiner Empfindungen wieder Herr zu werden. „Ich habe Sie nie geliebt;“ diese furchtbaren Worte tönten unaufhörlich in seiner Brust wieder und erfüllten ihn mit einer schrecklichen Bitterkeit. Dieselben

hatten seine Eigenliebe und Eitelkeit tief verletzt und von Helenens Neigung zu Steinberg überzeugt, sann seine Selbstsucht seit diesem Augenblick auf Rache.

Langsam folgte er Helenen.

In demselben Moment, als diese sich bleich und erregt aus dem an das Boudoir grenzenden Kabinet entfernte, um nach dem Domestiken-Zimmer zu gehen und die nöthigen Befehle zu ihrer Rückkehr zu ertheilen, trat ein Herr im einfachen Ballanzuge durch eine Seitenthür ein und blieb, durch ihre Erscheinung überrascht, stehen, indem sein Auge ihr Antlitz und die hinfällige Haltung ihres Körpers mit eben so großer Hast, als nicht minderem Interesse prüfte. In seinen Zügen drückte sich die ängstlichste Besorgniß über diese Entdeckung aus, und, wie es schien, von seiner Empfindung überwältigt, trat er rasch ein paar Schritte vor, als ob er sich ihr nähern wollte. Aber schon in dem nächsten Moment blieb er stehen und schien sein Vorhaben aufgegeben zu haben, und ein schmerzliches Lächeln, das über seine Züge flog, verrieth nur zu deutlich, daß dies nicht ohne innern Kampf geschehen war. Während dessen verließ sein Auge Helenen keinen Augenblick, und bald bemerkte er ihr Entfernen aus dem Saal. Er senkte das trüb gewordene Auge und tiefe Wehmuth überschattete seine feinen, geistvollen Züge.

Wie es schien, von besonderen Gedanken und Gefühlen erfüllt, entging es ihm, daß Reinfels sich

ihm näherte und ihn schon vorher beobachtet hatte. Er erhob daher überrascht das Haupt, als dieser ihn mit den Worten ansprach:

„Sieh da, Herr von Steinberg! Sie müssen sehr spät zur Gesellschaft gekommen sein,“ fuhr er fort, „da ich bis jetzt nicht das Vergnügen hatte, Sie weder in den Reihen der Tanzenden, noch in unsern kleinen Zirkeln zu sehen.“

Während er sprach, ruhte sein Auge schadenfroh und forschend auf dem Genannten, und es schien ihm eine besondere Genugthuung zu gewähren, denselben zerstreut und überrascht zu finden.

„Sie haben vollkommen Recht; erst in diesem Augenblick betrat ich das Hotel, wovon mich so lange dringende Geschäfte abhielten,“ erwiderte der Angeredete, der sich schnell zu sammeln bemüht gewesen.

„So werden Sie sich gewiß bestreben, die gegen die schöne Welt verabsäumte Pflicht doppelt zu erfüllen,“ meinte Reinfels lächelnd, und setzte dann hinzu: „Es scheint fast, als ob sie von hier aus bereits eine Prüfung mit derselben anstellten, um darnach die Wahl einer Tänzerin zu treffen.“

„Das müßte ich verneinen, Herr Baron,“ erwiderte Steinberg; ich ergötze mein Auge an dem dargebotenen Schauspiel, das in seinem ewigen Wechsel in der That an „Tausend und eine Nacht“ erinnert. Doch,“ sprach er, wie sich besinnend, „ich sehe Sie aus einem Boudoir treten, das, wie ich bemerke, leer

ist, und muß daher annehmen, auch Sie haben die dargebotene Lust gemieden, oder — —" Er zögerte, den Satz zu vollenden, während ein plötzlich in ihm auftauchender Gedanke ihn in Anspruch zu nehmen schien. Mit großer Spannung, die dem Baron nicht verborgen blieb, blickte er den Letztern an und lauschte auf dessen Antwort.

„Ich glaube Ihren nicht ausgesprochenen Gedanken zu errathen," entgegnete Reinfels lächelnd und unbefangen. „Wie Sie vermutheten, so ist es. Ich bin nicht einsam gewesen. Frau von Meran erzeigte mir die Ehre, sie während der Erholung nach dem Tanze unterhalten zu dürfen."

Der so lange über Steinbergs Augen gebreitete Schleier ward durch diese Bemerkung schnell zerrissen, indem sich ein scharfer Blick der Eifersucht aus denselben stahl.

„Ich habe recht gesehen," dachte Reinfels, und seine gereizte Stimmung machte es ihm erwünscht, den gefühlten Unmuth an seinem Rivalen auslassen zu können. Seinem eben gefaßten Vornehmen getreu, entwarf er daher dem, jedes Wort mit Begierde aufnehmenden Steinberg eine erdichtete Schilderung von der angenehmen Stunde, welche er mit Helenen in einem ungestörten Beisammensein verlebt haben wollte, und wußte geschickt eine Anspielung auf das gegen=

seitige Interesse, das sie sowol, als er selbst daran genommen hätten, in dieselbe zu verflechten.

Mit jedem neu vernommenen Wort schien sich Steinbergs innere Erregung zu mehren, und als der Baron seine Mittheilung endete, bemühte er sich mit großer Anstrengung die erforderliche Unbefangenheit zu zeigen.

Aber obgleich er Reinfels mit anscheinend vieler Aufrichtigkeit zu dem Genuß einer so angenehmen Stunde Glück wünschte, und dabei sehr fein bemerkte, daß zwei durch Geist und Bildung so bevorzugte Menschen an einander stets das größte Vergnügen finden müßten, so hatte er den Erstern dennoch einen erschöpfenden Blick in sein Herz thun lassen, wodurch Reinfels seine früher ausgesprochene Vermuthung vollkommen bestätigt fand.

Seine Eifersucht verfolgte nämlich Steinberg schon lange, da, wie wir erfahren, Helenens verändertes Benehmen gegen ihn Argwohn in ihm erregt hatte. Er frohlockte über die heutigen Entdeckungen; denn er hatte endlich die so lange ersehnte Gewißheit und sein früherer Entschluß, sich an Helenen zu rächen, befestigte sich daher jetzt nur noch mehr.

Einige Befreundete des Barons, die hinzu traten, gaben Steinberg die gewünschte Gelegenheit, sich zu entfernen.

Er mischte sich unter die Gruppen der im Tanzsaal befindlichen Gäste, aber sein Auge verrieth keine

wahre Theilnahme an der dargebotenen Lust, und bald darauf hatte er das Hotel verlassen.

Steinberg, ein eben so liebenswürdiger als geistvoller und streng sittlicher Mann, nahm eine Stellung in dem Ministerium des Kultus ein, und verdankte dieselbe allein seinen hervorragenden Talenten und einem seltenen Fleiß. Er ward mit Meran und Helenen bekannt, und die Letztere machte sogleich einen ungewöhnlich tiefen Eindruck auf ihn, der sich bei wiederholten Begegnungen steigerte und ihn endlich erkennen ließ, sie zu lieben. Indem er sich jedoch dieses Geständniß ablegte, zeichneten ihm auch seine Grundsätze dasjenige Benehmen vor, welches er für die Folge zu beobachten hatte, um zu der, durch die Verhältnisse gebotenen Resignation zu gelangen. Er erachtete die letztere um so mehr für seine Pflicht, als ihm nicht entgangen war, daß Helenens Interesse für ihn kein gewöhnliches sei, und er sich zu der Vermuthung gedrängt fühlte, sie theile seine Gefühle.

Er vermied es daher, in Merans Hause zu erscheinen, um jeder Begegnung mit Helenen vorzubeugen. Er liebte sie zu tief, um ihr gegenüber die nothwendige Unbefangenheit behaupten zu können, und sein reiner Sinn erachtete es für verwerflich, ein Wesen, das er liebte, durch sein Benehmen zu beunruhigen. Fast ein halbes Jahr war dahin gegangen, in welchem er seinem Vornehmen treu geblieben war. Er hatte Helene nur selten, stets flüchtig und in Gesellschaften

gesehen; aber auch selbst diese Begegnungen waren hinreichend gewesen, ihn mit der Ueberzeugung zu erfüllen, daß sie gleich ihm unter der Beherrschung ihres Gefühls tief litt, und würde er so lange noch an ihrer Liebe zu ihm gezweifelt haben: ihre in Momenten des überwallenden Gefühls sich verrathende leidende Seele mußte ihn davon vollständig befreien.

Ein heftiger Kampf erhob sich in ihm, aus welchem sein reiner Charakter siegreich hervorging, und so sehr ihn auch das Herz zu ihr hinzog, ließ er dennoch sein Verlangen nicht über seine Grundsätze siegen.

Aber er begnügte sich nicht mit dem so schmerzlich erkauften Sieg, sondern in der Erkenntniß, wie ihm das Verweilen in Helenens Nähe die Behauptung desselben früher oder später durch das für sie nur unterdrückte Gefühl wieder streitig gemacht werden würde, erachtete er eine gänzliche nnd dauernde Trennnung von ihr als das einzige, wenngleich schmerzvolle Mittel, sie selbst und sich dem Kampf zu entziehen, um ihre Herzen wieder dem Frieden zuzuführen.

Bis zu dieser Stunde hatte er mit der Ausführung seines so edlen und männlichen Vornehmens noch gezögert, denn er fühlte sich dazu noch nicht gekräftigt genug; als er sich jedoch auf dem Ball durch die gegen Reinfels verrathene Eifersucht überrascht sah, war sein Entschluß fast ungestüm zur Reife gediehen.

Er hatte nämlich erkannt, wie sehr er sich in der Annahme täuschte, seine Empfindungen stets zu beherrschen, und die Entdeckung, durch einen Mann, wie Reinfels, zur Eifersucht verleitet worden zu sein, schmerzte ihn tief und ließ ihn seine Schwäche und Leidenschaft zugleich in dem grellsten Licht erkennen. Denn er hatte bisher geglaubt, daß sein Herz einer so niedern Leidenschaft, für welche er die Eifersucht erachtete, nicht fähig sein könnte.

Wie sehr sah er sich jetzt getäuscht.

Aber mit dem darüber gefühlten Schmerz verband sich auch die nahe liegende Betrachtung, für Helenen dadurch eine nicht eben kleine Gefahr herbeigeführt zu haben.

Er mußte sich nämlich gestehen, daß seine, Reinfels verrathenen Gefühle denselben zu den gefahrdrohendsten Schlüssen über sein Verhältniß zu Helenen veranlassen müßten. Er erbebte bei diesem Gedanken, der nicht so ferne lag, besonders wenn er erwog, daß die Welt nur zu gern nach dem Schein urtheilt, und die meisten Menschen ihre eigenen Schwächen und Fehler auch bei Andern vorauszusetzen pflegen.

Er kannte Reinfels überdies von einer nur wenig empfehlenden Seite. Derselbe gehörte zu jenen Genußmenschen, welche ihr Dasein und die Welt nur allein als zu diesem Zweck vorhanden zu betrachten pflegen, und darum auch alle edleren Regungen in dem Menschen für Chimären erklären.

Reinfels' Leben diente als Beweis dafür. Steinbergs Charakter bildete daher den schroffsten Gegensatz zu dem des Barons, und so war es natürlich, daß sie nur auf einem durchaus förmlichen Fuß zu einander standen, falls sie sich begegneten, was jedoch selten geschah, da sie sich nicht suchten.

Die geringe Achtung, welche Steinberg dem Baron durch Gefühl und Urtheil zu zollen sich genöthigt sah, wurde überdies noch durch das eigenthümliche Benehmen erhöht, welches derselbe Helenen gegenüber zu behaupten pflegte. Wir haben erfahren, in welcher Art sich dasselbe kund gab, und bemerken, daß Steinberg eine einigermaßen entschuldigende Erklärung dafür in der Mittheilung fand, der Baron sei nicht allein seit der Jugend mit Meran befreundet gewesen, sondern auch nach dessen Vermählung mit Helene fast täglich bei demselben aus- und eingegangen,

Da Steinberg sich erst seit ungefähr einem Jahr in der Residenz befand, wohin er berufen worden, so fehlte ihm die nähere Kenntniß dieser Verhältnisse, und er beurtheilte dieselben mit der ganzen Unbefangenheit seines eigenen reinen Herzens.

Es bildeten sich, wie ihm die Erfahrung vielfach gezeigt hatte, häufig derartige, anscheinend vertrauliche Beziehungen, welche dennoch bei einem näheren Einblick in der That eine solche Bezeichnung nicht beanspruchen durften, und oft nur durch äußere Interessen gebildet wurden.

Er nahm dies auch in Bezug auf Helene und Reinfels an, da er die große Verschiedenheit ihrer Charactere sehr bald erkannt hatte, überdies auch das freundschaftliche Verhältniß ihres Gemahls zu dem Baron als die Ursache dazu ansah, und Helene dem letzteren fast kaum eine besondere Aufmerksamkeit, geschweige denn mehr als gewöhnliches Interesse schenkte, sondern denselben eben nur in ihrer Nähe zu dulden schien.

Da Steinberg, wie wir erfahren haben, sich von Helenen stets fern zu halten bedacht war, so wurde auch nicht einmal die Ahnung eines vertrauten Verhältnisses zwischen ihr und Reinfels in ihm erweckt.

In der angenehmen Erwartung, Helene, die er schon lange nicht gesehen, auf dem Ball zu finden, hatte er sich dahin begeben, ohne zu ahnen, wie wichtig ihm derselbe für seine Entschlüsse werden sollte. Denn nicht allein war es die ihm plötzlich aufgenöthigte Ueberzeugung, sich durch seine Eifersucht verrathen zu haben, welche ihn, wie wir erfahren, in seinem Vornehmen befestigte, sondern auch Helenens hinfällige Erscheinung, die ihm beim Eintreten in das Gemach nicht entgangen.

Die wahre Ursache dazu nicht im Entferntesten ahnend, glaubte er dieselbe als eine Folge ihrer Seelenkämpfe betrachten zu müssen, und so konnte er über sein ferneres Handeln nicht mehr im Zweifel sein.

Während er in der Stille seines Gemachs dies

Alles erwog, erfüllte ein unendlich wehmüthiges Gefühl seine Seele. Wie nahe lag die Frage, warum das so sein mußte, und wer gab ihm darauf eine tröstende Antwort —

Tief in seiner Brust verschlossen ruhte das Geheimniß seiner Liebe, er hatte sich Niemand anvertraut, da er dies für eine Pflicht erkannte. Was konnte ihm auch selbst ein tröstendes Freundeswort nützen, da dasselbe die Verhältnisse zu ändern nicht mächtig war; darum duldete er still und bemühte sich, wenigstens den bessern Theil aus diesem ihm aufgebürdeten Kampf zu retten.

Er zögerte daher nicht länger und entwarf noch beim grauenden Morgen das Versetzungs-Gesuch, das er am nächsten Tage einzureichen gedachte.

Steinbergs Voraussetzung in Bezug auf Helenen's Liebe zu ihm waren vollkommen begründet, er ahnte jedoch nicht, daß dieselbe mit einer ungewöhnlichen Stärke in ihr entbrannt war, welche allen Bemühungen zur Unterdrückung dieser sie aufreibenden Leidenschaft spottete.

Dieselbe fand aber auch stets neue Nahrung in Steinbergs angenehmer persönlicher Erscheinung, mehr aber noch in dessen sittlichen und geistigen Vorzügen, welche ihn vor Vielen seines Geschlechts auszeichneten, ganz vorzugsweise jedoch in der beglückenden Ueber-

zeugung, daß er ihre Liebe theile und derselben die mannichfachsten Opfer darbringe. Denn es entging ihrem Scharfblick Steinbergs Bemühen nicht, über seine Leidenschaft zu siegen; sie erkannte jedoch auch, daß ihm das nicht gelungen war, und beurtheilte darnach dessen Stärke.

Welch' ein stolzes, wonniges Gefühl erfüllte sie in dieser Ueberzeugung; und wäre ihre Liebe nicht so groß gewesen, als sie es in der That war, sie würde dadurch zu dieser Größe geführt worden sein.

Denn, pflegt Liebe Gegenliebe zu erwecken, so ist sie auch zugleich das geeignetste Mittel, unsere Gefühle für den geliebten Gegenstand zu erhöhen. Um so mehr bei Helenen, die das neue Gefühl mit einer ihr bisher unbekannten Liebebedürftigkeit erfüllt hatte.

Man würde sich in der Annahme täuschen, daß Helene vielleicht der leidenschaftlichen Erregung, nicht aber wahrer Liebe fähig gewesen sei; ihr Benehmen gegen Reinfels, ihr tiefes Seelenleiden versichert uns jedoch, daß dies in keiner Beziehung der Fall war, und ihr Herz auch die edleren Gefühle erfüllten. Denn es ist kaum zu bezweifeln, daß, wenn es nicht so gewesen wäre, Steinbergs reiner Charakter sich nicht zu ihr hingezogen gefühlt haben würde.

Ebenso zart und achtungswerth war ihr Benehmen demselben gegenüber; denn trotz ihrer so heftigen Leidenschaft, trotz des nicht minder heftigen Verlangens, ihr Auge recht oft an seinem Anblick zu erlaben, und

aus seinen Worten Trost für die gequälte Seele zu schöpfen, bediente sie sich doch nicht einmal der so nahe liegenden, einfachen Mittel, um ihn zu häufigeren Besuchen zu verpflichten, und ergab sich in das Unabänderliche, da sie sein Benehmen nicht nur richtig beurtheilte, sondern, wie wir früher erfahren haben, dasselbe auch ihrem eigenen entgegen kam.

Hierauf übte vorzugsweise noch die schmerzvolle Gewißheit, daß sie nicht nur durch ihre Verhältnisse, sondern auch noch durch andere, tief in ihr Leben greifende Momente von Steinberg auf immer getrennt sei, den wesentlichsten Einfluß aus.

Daher ihr Bestreben, seine Liebe zu ihr nicht etwa durch ein Entgegenkommen zu vermehren, sondern ihn in seinem Bemühen zur Bekämpfung desselben vielmehr zu unterstützen, um ihn des Glückes theilhaftig werden zu sehen, dessen er durch die Reinheit seines Characters, durch die Vorzüge seines Herzens vor Vielen seines Geschlechts besonders würdig war.

Diese Andeutungen werden zu einer Erklärung ihrer Seelenleiden genügen, die nicht nur durch die Resignation auf das höchste Glück ihres Lebens, sondern überdies noch durch das tief in ihrem Herzen ruhende Geheimniß bedingt wurden.

Das Gespräch mit ihrer Freundin auf dem Ball, die nicht zu verkennende Absicht, ihr Leben zu verkürzen, haben uns die ganze furchtbare Zerrissenheit und Trostlosigkeit ihrer Seele enthüllt, und nahe liegt

die Vermuthung, daß die Nemesis ihre verzehrende Hand an sie gelegt hatte.

In sich gebrochen war sie in jener Ballnacht nach Hause gekehrt, und nur mit dem ganzen Aufwand ihrer Willenskraft vermochte sie ihrem um sie stets besorglichen Gatten die furchtbare Seelenstimmung zu verbergen, in welche sie durch Reinfels' Benehmen versetzt worden war. Ihre Hinfälligkeit unterstützte sie darin, auf welche Meran ihr Aussehn und Leiden zurück zu führen pflegte, indem er seine schon so oft ausgesprochenen Bitten um größere Schonung der Kräfte und genaues Befolgen der ärztlichen Vorschriften zu wiederholen nicht unterließ, da er die eigentlichen Gründe dieser Leiden nicht im Entferntesten ahnte. Denn weder besaß er einen Scharfblick für die Ergründung menschlicher Herzen, noch auch hatte ihm die Natur einen argwöhnischen Character verliehen, durch welchen er zu einer genaueren Beurtheilung von Helene's Benehmen und Leiden etwa hätte veranlaßt werden können. Ganz Geschäftsmann, wurde er von seinem Beruf vollständig in Anspruch genommen, und so lebten diese durch Gefühl und Character von einander geschiedenen Menschen auch trotz der Ehe Jeder ein Leben für sich, in welchem die Uebereinstimmung nur scheinbar und rein äußerlich war.

Als Helene sich in jener Ballnacht endlich in ihrem einsamen Gemach befand, in das sie sich sogleich flüchtete, brach der so lange nur mühsam ver-

haltene Schmerz mit großer Heftigkeit hervor; aber keine Thräne milderte denselben, sondern trocknen Auges starrte sie vor sich hin. Ach, für die Thräne war ihr Weh noch zu groß!

Schon manche Nacht hatte sie unter ähnlichen Empfindungen hingebracht. Langsam löste sich alsdann von der Zeit jede Sekunde ab, Seele und Körper mehr und mehr erschöpfend, bis endlich gänzliche Schwäche sie übermannte und sich Schlummer über ihre Seele breitete.

In dieser Nacht jedoch schien ihr die Natur auch selbst diese Linderung versagen zu wollen; denn kein Schlaf kam in ihr Auge, und unablässig bewegten sich ihre Gedanken in der Erinnerung an die mit Reinfels gepflogene Unterredung. Sie erwog, in wie weit die in derselben von ihr geäußerten Worte ihren Wünschen entsprechend wirksam sein würden. Dieselben waren ihr lediglich durch Reinfels verletzendes Benehmen entrissen worden, und indem sie deren Härte jetzt selbst überraschte, glaubte sie sich auch mit einiger Zuversicht der Hoffnung hingeben zu dürfen, ihren Zweck, Reinfels von sich fernzuhalten — dadurch wirklich erreicht zu haben.

Diese Annahme war der einzige Trost in der qualvollen Leidensnacht, und sie ergab sich ihm mit der ganzen Wärme ihres Verlangens, diesen Zweck zu erreichen. Schon lange war sie darauf bedacht gewesen, ohne daß sie dessen Verwirklichung herbeizu-

führen vermochte, und wenn auch ihrem Charakter die Weise, in welcher dieselbe stattgefunden hatte, durchaus widersprach, so fand sie doch in dem Bewußtsein, den geringsten Theil der Schuld daran zu tragen, eine wenn auch schmerzvolle Beruhigung. Sie ahnte nicht, daß ihre Worte in Reinfels ganz andere als die gehofften Entschlüsse erweckt hatten, und pries den Zufall, der die Erfüllung ihrer Wünsche endlich herbeigeführt.

Gleich Steinberg hatte sie den Ball nur besucht, um sich nach langer Zeit an dem Anblick des Geliebten zu erlaben und daraus Kraft für ihr Herz zu schöpfen.

Sie hatte ihn nicht gesehen, so viel ihr Auge sich auch nach seinem Anblick bemüht hatte; denn, wie wir erfahren, war sie in demselben Augenblick nach Hause gekehrt, als Steinberg den Saal betrat. Der Schmerz, daß ihr diese Freude versagt worden war, erfüllte sie mit einer so tiefen Wehmuth, daß in Folge dessen die erste Thräne ihrem Auge entquoll; denn die Betrachtung, daß ihr auch selbst ein so bescheidener und erlaubter Wunsch nicht einmal erfüllt worden war, ließ sie die ganze furchtbare Ohnmacht des Menschen tief empfinden. Aber wenn ihr das Geschick auch statt der gewünschten Freude nur die Schmerzensthräne schenkte, so löste dieselbe doch die Sorge und Bitterkeit in Wehmuth auf; die Nemesis ließ ihre quälende Hand von ihr ab, und über das feuchte Auge senkte sich allgemach der lindernde Schlummer.

Steinberg blieb seinem Vorsatz treu und reichte bereits an dem auf den Ball folgenden Tage sein Gesuch ein. Dasselbe überraschte um so mehr, als man betreffenden Orts den Glauben hegte, er befände sich in seiner Stellung ganz behaglich, ihm dieselbe auch überdieß eine glänzende Zukunft verhieß, die ihm durch eine Versetzung verloren gehen mußte. Aber weder die Vorstellungen des Ministers, noch die Bitten seiner Freunde und Bekannten vermochten ihn seinem Entschluß untreu zu machen; mit Festigkeit beharrte er darauf, und so war man endlich genöthigt, seinem Gesuch zu willfahren.

Helene wurde durch ihren Gemahl mit Steinbergs Absicht bekannt gemacht, und die schmerzliche Gewißheit, den geliebten Mann nun für immer entbehren zu müssen, erfüllte sie mit einer fast vernichtenden Trostlosigkeit.

Sie ahnte den Grund seiner bevorstehenden Trennung, und in der richtigen Voraussetzung, wie viel er darunter leiden müsse, welch ein großes Opfer er seiner Liebe darbrachte, steigerte sich ihre Zuneigung und Achtung für ihn zu einer außerordentlichen Höhe.

Mit großer Spannung sah sie dem Moment entgegen, in welchem er ihr Lebewohl sagen würde; denn er durfte denselben wegen seiner näheren Bekanntschaft mit Meran nicht umgehen, und sie waffnete sich daher mit aller ihr zu Gebot stehenden Kraft, ihm gefaßt entgegen treten zu können, und den Abschied sich und ihm weniger schmerzvoll zu machen.

Der letztere erschien früher, als sie erwartet hatte, und sie schaute ihren Gemahl mit nicht verhehlter Ueberraschung an, als derselbe an einem Vormittag bei ihr eintrat und ihr den Besuch Steinbergs meldete, der gekommen sei, sich zu empfehlen.

Mit kaum vernehmbarer Stimme bejahte sie seine Frage, ob sie denselben anzunehmen gesonnen wäre, und die so plötzlich in ihr erweckte Erregung drohte ihre Brust zu zersprengen. Kaum behielt sie so viel Zeit, sich ein wenig auf die nun stattfindende Unterredung vorzubereiten, denn sehr bald trat Steinberg in Begleitung Meran's ein.

So nahe hatten sie sich schon seit langer Zeit nicht mehr gegenüber gestanden, und indem jetzt Einer in des Andern Mienen und Blicken las, wie viel eines Jeden Herz gelitten und noch leide, erfüllte sie diese schmerzvolle Ueberzeugung mit einer nicht gehofften Kraft, und verlieh ihrer Begegnung die ganze Würde und Ruhe der Resignation.

Es war natürlich, daß Steinbergs Abreise den Eingang zu ihrer Unterhaltung bildete, und Helene sprach den Wunsch aus, es möchten die neuen Verhältnisse seine Erwartungen in jeder Hinsicht erfüllen.

Meran, der von dem eigentlichen Seelenzustande Beider nicht die entfernteste Ahnung hatte, bemerkte scherzend: „Ich glaube, wir dürfen daran durchaus nicht zweifeln, denn ich hege mit vielen Andern die gewiß richtige Vermuthung, diese in der That für

unsern Freund nicht ganz günstige Versetzung schließt einen besonderen Zweck in sich, der eben auf keine andere Weise zu erreichen war.“ —

Steinbergs bleiche Wangen röthete die durch diese Bemerkung in ihm erzeugte Ueberraschung, und bestärkte Meran in seiner Vermuthung, und dieser fügte darum lachend hinzu:

„Hab' ich es getroffen, mein Bester? Aber freilich, bei einem Manne in Ihren Jahren gehört eben nicht Scharfsinn zur Ergründung solcher Geheimnisse. Denn es versteht sich ja von selbst, daß Ihnen das Junggesellenleben lästig geworden ist, und daher thun Sie auch ganz recht, Ihrem Herzen zu folgen.“ —

„So dankbar ich Ihnen auch für Ihre in der That herzlich gemeinten Wünsche bin, so muß ich Ihrer Vermuthung dennoch entgegentreten“ — entgegnete Steinberg mit Ruhe und fügte hinzu: „denn Sie werden sich darin getäuscht sehen“ —

„Das wäre freilich sehr zu bedauern, und namentlich müßten das unsere Damen thun, da sie sich meines Erachtens keinen vortrefflichern Gatten, als Sie es sein müssen, wünschen können, und, wie man gehört hat, auch in der That bereits gewünscht haben,“ bemerkte Meran mit Vertraulichkeit.

Steinberg, dem das Besprechen eines solchen Thema's in Helene's Gegenwart doppelt peinlich war, bemühte sich, die Unterredung so rasch als möglich auf ein anderes Gebiet hinüber zu führen, und fiel daher ein:

„Es scheint, daß Niemand, und Sie selbst nicht, auf den naheliegenden Gedanken gerathen sind, es könnte der Wunsch nach einer ruhigern und weniger anstrengenden Beschäftigung diese Versetzung nach einer Provinzialstadt hervorgerufen haben. Nehmen Sie zum Beispiel an, mein Arzt hätte mir dazu gerathen, so würden Ihre Vermuthungen enden.“ —

„Das wäre freilich etwas Anderes,“ entgegnete Meran mit Ueberraschung; aber wenn dem wirklich so sein sollte, so gestehe ich Ihnen, keine Ahnung davon gehabt zu haben, und wünsche darum auch von Herzen, daß Sie durch das dargebrachte Opfer — denn ein solches bringen Sie sich — Ihren Zweck wirklich erreichen möchten. Vielleicht gelingt Ihnen auch noch mehr als das. Denn in der Provinz bietet sich einem Manne, wie Sie sind, reichliche Gelegenheit dar, unter den Schönen des Landes eine Prüfung anzustellen, und so hoffe ich, Sie, wenn sich Alles zu Ihrer Zufriedenheit gestaltet hat, und zwar durch eine liebenswürdige Gattin beglückt, wieder in unserer Mitte zu sehen.“

In diesem Augenblick überreichte ein Diener Meran einen als sehr eilig bezeichneten Brief, dessen Ueberbringer auf Antwort wartete, und ihn veranlaßte, sich zu entfernen.

Steinberg, dem es erwünscht war, seinen Besuch dadurch abgekürzt zu sehen, wollte sich verabschieden; aber Meran bat ihn dringend, noch zu verweilen, in=

dem er zugleich versicherte, in wenigen Minuten wieder zurückkehren zu wollen, so daß Steinberg dadurch zum Verweilen veranlaßt wurde.

So blieb er mit Helenen in einem so schmerzlichen Augenblick allein, und die tiefe Blässe auf Beider Antlitz verrieth den in ihnen erzeugten tiefen Eindruck. Darauf waren sie nicht vorbereitet gewesen, Helene überdies durch die vorangegangenen Bemerkungen Merans auch ungewöhnlich erschüttert worden. Dennoch fand sie nach einer kurzen Pause zuerst die nöthige Fassung, um das Gespräch fortzuführen.

„Gestatten Sie mir, Ihnen meines Gatten Wunsch zu wiederholen," sprach sie in einem überaus seelenvollen Ton, der Steinberg tief in das Herz drang; „das wahre Glück ist im Leben so selten, daß wir in der That die Wünsche unserer Freunde nicht von uns weisen dürfen; vermögen sie dasselbe auch nicht unter allen Umständen herbei zu führen, so liegt doch in dem ausgesprochenen Wohlwollen für uns schon eine große Beruhigung, wenn des Lebens schmerzliche Täuschungen unser Herz erfüllen."

Steinberg erhob sein Auge zu ihr, das den innigsten Dank für das Ausgesprochene ausdrückte, und schaute sie fest an; er hatte sie verstanden.

Sie erwiederte seinen Blick, und während sie sich stumm anschauten, belebte die Liebe ihre Züge mit seelenvoller Schöne; offen sprachen ihre Seelen zu einander und schienen sich ganz zu verstehen.

Wunderbares Geheimniß, das in den Herzen der Menschen lebt, und das nur die Liebe in ganzer Schönheit zu enthüllen vermag! —

„Ich fühle die Bedeutsamkeit Ihrer Worte in der ganzen Stärke, wie sie nur die Wahrheit eines solchen Wunsches verleihen kann," entgegnete Steinberg in überzeugungsvollem Ton, indem er alsdann hinzu fügte: „Sie erfüllen mich mit der Hoffnung einer schönern Zukunft!"

Er ergriff ihre Hand und hauchte einen leisen Kuß darauf, und gab dieselbe alsdann nur langsam und zögernd wieder frei.

Als er sein Auge wieder erhob, bemerkte er, wie zwei große Thränen langsam aus ihren Augen quollen, während ein freundlich wehmüthiges Lächeln ihren Mund umspielte. Ihre Erscheinung wurde dadurch überaus rührend und drohte Steinberg die nur mühsam bewahrte Fassung zu rauben. Er fühlte das und glaubte darum die Unterhaltung so rasch als möglich beenden zu müssen.

„Ich zögere nicht mit dem Geständniß, daß ich diesen mir so liebgewordenen Ort nur mit einem schweren Herzen verlasse, aber ich glaube auch hinzu fügen zu müssen, daß die Erinnerung an diese Stunde mir für mein ferneres Leben einen süßen Trost gewähren wird," sprach er mit nicht ganz sicherer Stimme.

„Sie erfreuen mich dadurch auf das Innigste," entgegnete Helene mit Rührung, und setzte alsdann

mit leiser Stimme hinzu: „Aber, wenn Sie dieser Erinnerung wirklich einen solchen Werth beilegen, so werden Sie mir vielleicht auch die Frage gestatten, wann Ihre Freunde wieder Gelegenheit finden werden, sich zu überzeugen, ob die neue Heimath Ihre Wünsche wirklich erfüllt hat.“ —

Steinberg schaute sie bewegt an.

„Ich wage es nicht, Ihnen darauf eine Antwort zu geben,“ sprach er zögernd.

Sie blickte sinnend nieder, ohne eine neue Frage zu thun; denn sie hatte Steinberg verstanden; nur eine noch tiefere Bläſſe zeigte sich in ihrem Antlitz als Beweis, wie schmerzvoll sie von seinen Worten getroffen worden war.

Es galt ein Lebewohl auf immer.

Diese Gewißheit raubte ihr die letzte Kraft, sie machte eine schnelle Bewegung und stützte sich alsdann auf die Lehne des Fauteuils.

Eine schmerzvolle Minute flog leise über sie dahin, ohne daß ein Wort die Stille unterbrach.

Steinberg erwartete während dessen Meran vergebens und raffte seine ganze Kraft zusammen, um das Abschiedswort auszusprechen.

Leise und gesenkten Auges sprach er es endlich aus; Helene reichte ihm die Hand, ohne ein Wort zu erwiedern. Nach einem flüchtig darauf gedrückten Kuß entfernte er sich.

Als sich die Thür hinter ihm schloß, erhob sie sich

rasch, streckte die Arme verlangend nach ihm aus und ein heftiger Thränenstrom entstürzte ihren Augen, während sie leise und bebend die trostlosen Worte sprach:

„Auf immer, immer — verloren!“

Dann sank sie, von Schmerz übermannt, in das Fauteuil zurück.

Ein günstiger Zufall hielt Meran noch in dem Arbeitskabinet zurück, als Steinberg ihn nach der Trennung von Helenen aufsuchte, und so gewann er Zeit, sich von der tiefen Gemüthserschütterung ein wenig zu sammeln, um dem erstern die nothwendige Fassung zeigen zu können.

Bald darauf trat Meran entschuldigend bei dem Harrenden ein, und nach wenigen mit demselben gewechselten Worten schied Steinberg von ihm unter den besten Wünschen für sein Wohl.

Steinberg reiste am folgenden Morgen ab, und mit seiner Entfernung war Helenen die Residenz öde und leer geworden. Es begann für sie jetzt jenes freudlose Leben, in welchem das Herz die Stunden kommen und gehen sieht, ohne Erwartung, ohne Wunsch, ohne Genuß an dem Dasein, an dem Leben der Welt, und an dem, was sie Großes und Schönes hervor bringt. Ihr körperliches Befinden verschlechterte sich dabei mehr und mehr, und versetzte sie in die peinigende Lage, dem dringenden Wunsch ihres besorgten Gatten nachzugeben und sich ärztlicher Hülfe zu bedienen.

Das war freilich kein kleines Opfer, das sie dem

Letzteren brachte, denn sie selbst würde unter andern Umständen jedes Heilmittel mit Entschiedenheit von sich gewiesen haben, da sie dessen Nutzlosigkeit voraus wußte, und unter dem Gebrauch desselben nur noch mehr litt.

So schlich ein Jahr nach dem andern dahin, ohne daß sich in ihren Lebensverhältnissen das Geringste änderte; selbst die einzige Hoffnung, welche sie noch an das Leben kettete, Steinberg wieder zu sehen, erfüllte sich nicht; denn er blieb seinem Versprechen treu und mied die Residenz.

Mit großer Willenskraft begabt, von Natur strebsam und durch seinen Beruf, dem er sich mit dem heftigen Verlangen, nach den gehabten Erschütterungen wieder Seelenruhe zu gewinnen, mit allen Kräften hingegeben hatte, mehr von seinem Gefühlsleben abgelenkt, — fand er auch in der That jene Sammlung des Geistes und Gefühls wieder, welche stets die heilsame Folge derartiger Einflüsse und eines regen, nützlichen Strebens zu sein pflegt.

Wie anders steht das Weib da, dem die Lebensverhältnisse dergleichen Vortheile nicht bieten, und dem überdies jene dem Manne eigenthümlichen moralischen Vorzüge fehlen!

Trotz der bezeichneten Vortheile ging das Leben aber auch an Steinberg freudlos vorüber; demselben mangelte der belebende Hauch der Liebe, ohne welche das Dasein seinen wahren Reiz verliert; überdies war

ihm Helene's Zustand nicht unbekannt geblieben und vermehrte daher noch wesentlich sein still getragenes Leid. Denn er erkannte, wie sehr er sich in seinen Erwartungen getäuscht hatte, und das betrübte ihn tief.

Reinfels war durch Steinbergs Abreise zu dem Glauben verleitet worden, seine auf jenem Ball entworfene Schilderung von der mit Helenen gehabten einsamen Unterhaltung habe in dem Letztern den Entschluß zu einer Versetzung erzeugt, und frohlockte darüber, weil er darin die gute Wirkung seines Racheplans zu sehen meinte.

Was er gewollt, war wirklich eingetroffen; sie waren von einander getrennt, und, wie er anzunehmen sich gedrungen fühlte, auf immer, und dies sei durch das Mißtrauen und die Eifersucht, welche er in Steinbergs Seele heraufbeschworen zu haben glaubte, geschehen. War durch diesen Erfolg seine Rache freilich noch nicht vollständig befriedigt, so gab er sich vorläufig doch damit zufrieden, und hielt sich seitdem von Helenen fern, ohne sie wieder mit seinen bereits früher bezeichneten Ansprüchen zu belästigen.

Er hatte sie aufgegeben, und sein genußsüchtiger Sinn war bedacht, sich dafür zu entschädigen.

Fünf Jahre waren seitdem verflossen, da raffte der Tod Meran nach kurzem Krankenlager hin.

Durch diesen erschütternden Trauerfall gänzlich erschöpft, hatte Helene auf den Rath der Aerzte ein Seebad zur Stärkung nach der ihrem verstorbenen

Gemahl in der Krankheit treu geleisteten Sorge und Pflege aufgesucht, und die frische Luft, der belebende Odem des Meeres schienen auf sie vortheilhaft zu wirken.

Ihre Freundin Anna, welche wir auf dem Ball kennen lernten und mit welcher Helene am Strande zusammen wohnte, bemerkte diese Veränderung ihres Aussehens mit stiller Freude, und gab sich der Hoffnung hin, die von ihr so aufrichtig geliebte Freundin wäre nun für alle Zeit gerettet. Diese Hoffnung fand in der Annahme ihre Begründung, daß ein tief verschlossenes Liebesgeheimniß in Helenens Brust der ursprüngliche Grund ihres Seelenleidens gewesen, und derselbe jetzt durch Merans Tod vielleicht beseitigt sei.

Wir sehen, die theilnehmende und gefühlvolle Freundin hatte sich in einer Beziehung durchaus nicht getäuscht, ohne jedoch zu ahnen, daß ganz andere Ursachen Helenens Leiden erzeugt hatten. Ihre Vermuthung schien sich im Hinblick auf das vermehrte Interesse derselben an dem Leben bestätigen zu wollen, und nicht undeutlich gab die stets besorgte Freundin ihr zu verstehen, sie dereinst an der Hand eines geliebten Mannes wieder zufrieden und glücklich zu sehen. Sie wurde durch den trüben, wehmüthigen Ernst, den diese Bemerkung in Helenen hervor rief, nicht wenig überrascht, und schaute dieselbe fragend an.

Aber Helene verharrte in ihrem Schweigen, und die zartfühlende Freundin wagte nicht, weiter mit

Fragen in sie zu dringen, und glaubte das Beste von der Zeit erwarten zu müssen.

Daß Steinberg von Merans Tod tief erschüttert worden war, bedarf wol kaum der Erwähnung; derselbe wurde von ihm sehr geschätzt und war überdies Helenens Gatte.

So war denn das Weib seines Herzens frei, das ihn, wie er überzeugt war, einst liebte, und welchem er die Liebe treu bewahrt hatte. Daß das letztere auch bei ihr der Fall sein müßte, glaubte er sich mit Bestimmtheit sagen zu dürfen; denn Blick und Benehmen hatten ihn dessen früher wiederholt versichert.

Und in die Trauer um die Hingeschiedenen mischte sich das so angenehme Gefühl, in den Besitz der Geliebten nach so vielen Leidensjahren nun wirklich gelangen, und für die trübe Vergangenheit eine heitere, glückliche Zukunft eintauschen zu können.

Er ließ ein halbes Jahr nach Merans Tod hingehen, ehe er dem Verlangen nachgab, Helene wieder zu sehen. Ihr Aufenthalt am Meere bot ihm endlich eine passende Gelegenheit dazu dar, und so entschloß er sich, sie daselbst aufzusuchen.

Ein milder sonniger Schimmer war über die bewaldeten Uferhöhen gebreitet, welche die anmuthige Meeresbucht einschlossen, in welcher der Badeort lag. Eine frische Brise kräuselte den tiefblauen Meeres-

spiegel, dessen hüpfende Wellen mit dem Sonnengolde spielten. Weit aus duftiger Ferne tauchte ein weißes Segel auf, während in der melodisch murmelnden Brandung Seegeflügel schwamm und langsamen Fluges die Möve über sie dahin zog, den scharfen, beutegierigen Blick auf die krystallene Tiefe gerichtet. Der über Alles gebreitete Frieden, die ganze Schönheit der Natur mußte auch das betrübteste Herz mit Trost und Frieden erfüllen.

Auch Helenens Herz empfand die gewaltige Wirkung dieses Zaubers und gab sich demselben mit dem ganzen Verlangen ihres tiefen Gefühls hin; aber indem sie von ihrem in der Nähe des Ufers befindlichen Sitz die Blicke der entzückenden Nähe und Ferne zuwandte, ließ sie dieselben dennoch nicht lange darauf verweilen: der heiße Wunsch, diese Lust mit einem geliebten Herzen zu theilen, führte ihren Geist über das endlose Meer fort, dahin, wo sie ihn, den Mann ihres Herzens wußte. An sein Antlitz hing sie die leuchtenden Blicke, bei ihm nur fand sie die Ruhestätte ihres Verlangens.

Wol ahnte sie trotz Steinbergs Fernhalten, daß sie ihn nun endlich, endlich wiedersehen, die Liebe ihn zu ihr führen würde; aber so sehr sie das auch ersehnte, erfüllte sie dennoch diese Gewißheit nicht mit Freude. Sie ahnte, mit welchem Verlangen er sich ihr nahen würde, und dieser Gedanken rief stets einen schmerzlichen Kampf in ihr hervor. Auch an diesem Morgen

hatte sich derselbe in ihrer Seele erhoben, ohne daß die Schönheit der Natur sie davon zu befreien vermochte, und nach langem trüben Sinnen erhob sie endlich wieder das Auge und richtete es auf die Ferne.

Wenige Minuten darauf schien ein leises Beben ihren Körper zu erschüttern; ihr Antlitz röthete eine ungewöhnliche Erregung, und der erweiterte Blick hing in seliger Ueberraschung an einer Person, welche sich langsam ihrem Hause näherte. Sie schien darüber Alles vergessen zu haben, was so lange ihr Herz belastet hatte, denn sie erkannte den Freund ihrer Seele, Steinberg.

Kaum vermochte sie ihre freudige Aufregung zu bemeistern, als er endlich vor ihr stand und sie begrüßte.

Er sprach nur wenige Worte, die sie nicht vernahm, denn sie ging in dem Glück des Wiedersehens, endlich den Mann ihrer Liebe rücksichtslos genießen zu können, völlig auf.

Ihre Stimmung riß Steinberg unwillkürlich fort und das Glück der Gegenwart überwog jede sonst wol beachtete Rücksicht.

Ihre Blicke leuchteten von Lust und Wonne, ihre bebenden Hände fanden sich und blieben fest in einander geschlungen, und leise Liebesworte stahlen sich von ihren Lippen.

Ein Tag der reinsten, vollsten Seligkeit ging ihnen in unversiegbarer Fülle dahin, dessen Glanz und Klar-

heit selbst die düstern Schatten von Helenens Seele fortscheuchte, und als Steinberg beim Nahen des Abends von ihr schied, begleitete ihn die frohe Gewißheit, daß nun bald durch ihre Vereinigung das Glück dieses Tages für immer an sein Leben gefesselt sein würde.

Und Helene theilte seine Hoffnungen. Von dem Zauber der Gegenwart getragen, dem sie sich mit ihrem liebebedürftigen Herzen ergab, ging ihr Denken und Fühlen darin auf. Träumerisch saß sie bis tief in die Nacht hinein, von den Nachempfindungen der genossenen Wonne erfüllt, und Anna, welche zufällig Steinbergs und Helenens beseligtes Auge erblickt hatte, störte sie darin nicht, sondern ging leise mit einem frohen Lächeln an ihnen vorüber; war sie doch überzeugt, daß sie früher richtig geurtheilt hatte und ihre Freundin nun bald ganz glücklich sein würde.

Sie ahnte nicht, daß sie bald zu einer andern Ansicht darüber geführt werden sollte.

Dem so schönen Tage des Wiedersehens folgte ein eben so schöner Morgen, und Helene, durch ihre freudige Herzensunruhe schon früh zum Verlassen ihres Lagers veranlaßt, hatte ihren gewöhnlichen Sitz in der Nähe des Ufers aufgesucht, und erlabte ihr Auge an dem goldenen Duft, in den der Morgen die Ferne gehüllt hatte. Ein glückliches Lächeln umspielte ihren Mund, der ihre feinen Züge überaus verschönte und

den kränklichen Ausdruck darin fast gänzlich verwischt hatte. Heute genoß sie die dargebotenen Schönheiten der Natur trotz ihrer Einsamkeit nicht mehr allein; heute beantworteten ihre unhörbaren Herzensfragen zärtliche Lippen, heute war der Morgen mit jener süßen Gewißheit für sie genaht, daß die so lange freudlose Oede ihres Lebens mit dem ganzen Zauber der Liebe geschmückt sei, und sie fühlte sich maßlos beseligt.

Noch von diesen Empfindungen erfüllt, welche durch das sichere Wiedersehen des Geliebten noch mehr gesteigert wurden, überraschte sie Anna, und machte ihr scherzend Vorwürfe, sich der Morgenluft schon so frühe ausgesetzt zu haben, indem sie die Bemerkung daran knüpfte, daß es sie innig freue, Helene heute in einer so vortrefflichen Stimmung zu finden.

Statt jeder Antwort erhob sich diese und sank der Freundin an die Brust: ihr Herz war zu glücklich, um nicht der Mittheilung bedürftig zu sein, und so sprach sie denn nach einem kurzen Schweigen:

„Ja, meine Anna, Du findest heute in mir eine Andere!“ —

„Das verkündeten mir schon gestern Deine leuchtenden Blicke,“ entgegnete Anna lächelnd.

„So hast Du mich gestern gesehen, beobachtet?“ fragte Helene ein wenig erröthend.

„Gewiß, meine theure Helene, und glaube auch die Person erkannt zu haben, welche die von mir

schon so lange ersehnte Seelenstimmung in Dir hervor gerufen hat," entgegnete Anna liebevoll.

„Steinberg" — sprach Helene leise vor sich hin.

„Ja, Steinberg, einer der edelsten Männer, und darum war meine Freude über diese Entdeckung doppelt groß, da ich mit derselben zugleich die Ueberzeugung empfing, Dir würde durch ihn ein selten schönes Loos zu Theil werden, denn beneidenswerth ist Diejenige zu nennen, welche sich seines Besitzes rühmen darf," fuhr Anna mit vieler Wärme und im Ton der vollsten Ueberzeugung fort.

Helene antwortete nicht, sondern barg ihr Haupt an der Freundin Brust, und diese bemerkte in der aufrichtigen Freude über Helenens Glück:

„Wie sehr beglückt mich die gewisse Aussicht, Dich nun bald als seine Gattin zu wissen, und Dich in dem Bestreben wieder ganz aufleben zu sehen, ihm, dem edlen Manne, das Leben, wie er es verdient, mit der ganzen Schönheit Deiner Seele zu versüßen."

Noch hatte Anna diese Worte nicht ganz vollendet, als sie ein leises Zittern in Helenens Körper fühlte, und ehe sie sich noch nach der Ursache desselben zu erkundigen vermochte, fuhr dieselbe erschreckt auf und schaute Anna mit einem Blick an, der nur zu deutlich verrieth, daß dieselbe in ihr eine Erinnerung erweckt hatte, welche sie beängstigte und deren Gewalt sie in diesem Augenblicke mehr als je zu fühlen schien. Ihr vorher noch von einer feinen Röthe übergossenes Antlitz

war plötzlich erbleicht, das Auge mit einem trüben Schleier bedeckt, und in ihren Zügen malte sich gie ganze, durch der Freundin Worte in ihr erzeugte Pein.

„Um Gott, Helene, was erregt Dich?!" fragte Anna besorgt und erschreckt.

Diese aber antwortete nicht, sondern wandte sich von Anna, bedeckte das Antlitz mit den Händen und sank auf ihren Sitz.

Auf das Heftigste erschüttert, drang Anna mit Fragen in sie, ohne daß es ihr gelang, Helene zu einer Mittheilung zu veranlassen; dieselbe blieb schweigend, doch verriethen ihre Züge, wie tief sie litt.

Schon gab Anna es auf, noch weiter in sie zu dringen, als Helene sich gefaßt zu haben schien, ihr die Hand reichte und in schmerzvollem Ton sprach:

„Ich danke Dir innig für Deine Worte, theure Freundin, sie kommen noch zur rechten Zeit, um mich an eine Aufgabe zu erinnern, die ich gegen Steinberg zu erfüllen habe. Ja, er ist edel und rein und ihm gebührt vor Allen jenes Glück, das Du mit so lebhaften Farben geschildert hast. Verleihe mir der Himmel Kraft, daß er dessen theilhaftig wird!" —

„Ich verstehe Deine Worte, Dein Benehmen nicht," — bemerkte Anna mit Ueberraschung, welche sich den dadurch kundgegebenen Widerspruch in Helenen nicht zu deuten vermochte, und schaute sie fragend an.

„Dringe nicht mit Fragen in mich, die Zeit wird Dir dereinst antworten,“ entgegnete diese mit Fassung.

Eine Thräne feuchtete Anna's Auge; sie fürchtete nämlich, durch ihre frühere Bemerkung diese veränderte Stimmung in Helenen hervor gerufen zu haben, und darum drückte sie die ihr dargebotete Hand mit Innigkeit an die Brust und sprach:

„Kannst Du mir vergeben?“

„Du irrst, meine Freundin, in dem Glauben, Deine Worte hätten mich verletzt,“ entgegnete Helene fest; „und ich wiederhole es, daß ich Dir mit ganzer Seele dafür dankbar bin, denn sie machen mir die Lösung meiner Aufgabe weniger schwierig, indem sie mich dem süßen Taumel entreißen, der mein schwaches Herz bestrickte.“

„Ich will Dich nicht fragen, was Du zu thun beabsichtigst; aber ich kann Dir die Sorge nicht verhehlen, welche mich wegen Deiner Zukunft erfüllt,“ bemerkte Anna.

„Laß mich dem Gefühl, das mein Handeln bestimmt, folgen; denn ich kann nicht anders,“ sprach Helene entschlossen.

Eine lange, herzliche Umarmung endete diese Unterredung, und mit besorgtem Herzen trennte sich Anna von der Freundin.

Helene blieb allein und war bemüht, noch vor Steinbergs Besuch sich in ihrem Entschluß zu befestigen. Sie wollte ihm entsagen, weil sie das zu seinem

Lebensglück für nothwendig erachtete; denn sie drückte eine nicht zu sühnende Schuld — —

In diesem Bestreben überraschte sie derselbe, und als sie in dessen, von dem Glück der Liebe verschöntes Antlitz schaute, er sie in vertrauten, süßen Tönen begrüßte, die ihr Herz gleich Zaubertönen tief berührten, schwand die nur mühsam errungene Kraft schnell dahin, und von ihren Empfindungen übermannt, sank sie sanftweinend an seine Brust.

Ohne den eigentlichen Grund ihrer Thränen zu ahnen, deutete er dieselben als die natürliche Folge ihres überwallenden Gefühls, und umfing sie um so inniger im Dankgefühl für so viele Liebe.

In dem Genuß des Augenblicks vergaß Helene bald, welche Aufgabe sie sich gestellt hatte, und so schwand auch dieser Tag in ungetrübter Lust für sie dahin. —

Freilich erhoben sich, als sie sich wieder allein sah und Steinbergs Nähe nicht unmittelbar auf sie wirkte, die frühern Bedenken, die edlen Entschlüsse in ihr; dieselben verloren jedoch in dem täglichen Verkehr mit dem Geliebten allmälig an Kraft, und von der Liebe überwunden erlag Helene einer gefahrvollen Selbsttäuschung. Sie glaubte durch die erduldeten Leiden sich ein Recht auf ein so reines Liebesglück erworben zu haben, wie es ihr durch Steinberg geboten wurde.

Das Verlangen nach dem Besitz desselben däuchte ihr um so gerechtfertigter zu sein, da sie die edlen

Vorsätze hegte, mit voller Hingabe aller Kräfte stets bemüht zu sein, das Lebensglück ihres Freundes zu begründen. Ueberdies mußte sie sich sagen, daß die Weigerung, die Seine zu werden, ihn unglücklich machen würde, und dieser Grund war für ihre Entschlüsse noch wichtiger, als der früher bezeichnete.

Wie natürlich, wie einfach und zugleich wie sehr gerechtfertigt erscheint unter solchen Umständen Helenens Handeln; aber wie nahe liegt auch die Betrachtung, daß sie trotzdem nicht auch die Möglichkeit erwog, es könnten dereinst Umstände eintreten, welche gerade das entgegengesetzte Resultat herbei führen müßten.

Wir erkennen auch in diesem Fall, daß die Selbstliebe stets die Selbsttäuschung begleitet.

Einzelne leichte Bedenken, welche sich bisweilen in Helenens Seele erhoben, wurden theils durch das Fernhalten Reinfels, theils durch Anna's warme Zusprache beseitigt, und so erschien ihr die Zukunft in der schönen Klarheit eines ungetrübten Lebensglücks.

Wochen und Monate gingen ihr in dem täglichen Umgange mit Steinberg dahin; rosige Frische verschönte ihr Antlitz wieder, und ihr beseligtes Auge schöpfte aus ihres Freundes heiter strahlendem Blick Ruhe, Hoffnung und Frieden.

So nahte der Tag ihrer Vereinigung. Dieselbe sollte auf Helenens Wunsch nicht in der Residenz, sondern auf dem Landgut ihrer Freundin gefeiert

werden. Ein beängstigendes Gefühl hatte sie dazu bestimmt; überdies war Steinberg kein Freund lauter Festlichkeiten, und da die Verhältnisse auch dergleichen Rücksichten geboten, so erschien Helenens Verlangen ganz natürlich.

So wurden sie denn auf ewig vereinigt.

Steinberg reiste mit seiner Gattin noch an demselben Tage in seine Heimath, woselbst er für immer zu bleiben entschlossen war, da er mit dem Besitz Helenens seine früheren Pläne, sich eine glänzende Stellung zu erringen, aufgegeben hatte. Er wollte ganz seinem neuen Glück leben, und Helenens Wünsche kamen seinem Verlangen in dieser Beziehung nur entgegen. Auch sie floh die laute Residenz, an welche sich für sie so schmerzliche Erinnerungen knüpften, welche, wie sie hoffte, durch den ungetrübten Genuß ihres neuen Glücks in ihrer Seele allmälig verwischt werden sollten.

Noch eine andere Sorge übte darauf einen sehr wichtigen Einfluß aus. Sie fürchtete nämlich, mit Reinfels in der Residenz zusammen zu treffen, und glaubte davon nur Unheil, wenigstens Störung ihres Glücks erwarten zu müssen. Sie hatte ihn seit Merans Tod nicht gesehen, denn er befand sich seit längerer Zeit in Paris, seine Rückkehr wurde jedoch täglich erwartet.

Um so ruhiger fühlte sie sich in ihrer neuen Heimath, woselbst sie ihn nicht zu fürchten hatte, und die

Hoffnung, er würde sich früher oder später vermählen, wie das unbestimmte Gerüchte andeuteten, erfüllte sie mit der Ueberzeugung, dadurch für immer von ihm befreit zu werden.

Fast ein Jahr war seit ihrer Vermählung dahin gegangen. Helenens Hoffnungen schienen sich in jeder Beziehung in der erwünschtesten Weise erfüllen zu wollen; denn nicht nur durfte sie sich von dem Glück ihres Gatten überzeugt halten, sondern es nahm ihr zuletzt auch die Nachricht von Reinfels stattgehabter Vermählung die letzte Sorge vom Herzen.

Der nahende Sommer erweckte in Steinberg den Wunsch, für einige Zeit dasselbe Seebad zu besuchen, das Helenen in dem verflossenen Jahr zum Aufenthalt gedient hatte, und sie war um so geneigter, sein Verlangen zu erfüllen, da ihr dieser Ort durch Steinbergs Wiedersehen besonders werth gemacht worden war.

Anna hatte sich gleichfalls zu einem längern Besuch des Bades geneigt erklärt, und so trat denn Helene diese Reise mit den angenehmsten Erwartungen an.

Die Letzteren wurden in der That erfüllt, und die Wiedervereinigung mit der so lange entbehrten Freundin ließ die Zeit eben so schnell als froh dahin gehen.

Ein freundlicher Tag hatte den größten Theil der Badegäste zu einer Spazierfahrt nach einem entfernten

Lustort veranlaßt, an welcher auch Anna theilnahm; Helene war mit ihrem Gatten zurückgeblieben, da der Letztere den Besuch eines Freundes erwartete. Gegen Abend erfolgte derselbe, und da die beiden Freunde geschäftliche Interessen zu erledigen hatten, so benutzte Helene die dargebotene Zeit zu einem Gange nach dem Meeresufer.

Sie pflegte früher gewisse Plätze an demselben, die ihr wegen ihrer Lage besonders angenehm waren, in ihres Gatten oder Annas Begleitung oder auch wol allein zu besuchen; sie that das auch heute.

Der Abend nahte und die am Himmel lagernden Wolken ließen einen schönen Sonnenuntergang erwarten.

Helene freute sich, den Platz in unveränderter Schönheit zu finden und genoß die letztere nach der langen Trennung daher in verdoppeltem Maaße.

Während dessen drang sich ihr unwillkührlich ein Vergleich der Vergangenheit mit der Gegenwart auf, und mit warmem Dankgefühl schaute sie zum Himmel auf, der ihr an Steinbergs Seite ein so reiches Lebensglück geschenkt hatte. Noch mit diesen Empfindungen erfüllt, wurde sie darin durch ein leises Geräusch gestört; in der Vermuthung, Steinberg wäre ihr gefolgt, wandte sie das Auge, um sich darüber Gewißheit zu verschaffen. Wie sehr sah sie sich getäuscht! — Sie stieß einen unterdrückten Angstschrei aus, und ihr erweitertes Auge hing starr an der nahenden Person; sie erkannte Reinfels.

Unbefangen trat er ihr näher, ohne sich von ihrer deutlich ausgesprochenen Angst zurückhalten zu lassen.

„Wie preise ich den Zufall, der mir gestattet, Sie nach so langer Zeit wieder zu sehen" — sprach er, und war im Begriff, ihre Hand zu ergreifen.

Sie entzog ihm dieselbe, und sich mit aller Kraft sammelnd, schaute sie ihn unwillig und fragend an.

Er schien das absichtlich zu übersehen und fuhr fort:

„Ich bin doppelt erfreut über dieses Zusammentreffen, da mich ihr blühendes Aussehen überzeugt, daß Sie sich nicht nur des besten Wohlseins, sondern auch eines wahren Glückes erfreuen, und so hat denn das Gerücht nicht gelogen, daß dasselbe durch ihre Vermählung mit Steinberg begründet worden ist."

„Es ist so!" preßte Helene hervor.

„So hat mich denn, wie ich mich jetzt überzeuge, meine frühere Vermuthung nicht getäuscht" — bemerkte Reinfels bitter lächelnd.

„Ich läugne das nicht, und vermuthe, Sie nahen mir heute mit andern Empfindungen, als ehemals, da auch Sie sich hoffentlich eines ähnlichen Glückes erfreuen dürfen," sprach Helene, und spielte damit auf seine eigene Vermählung an.

„Wie soll ich Ihre Worte verstehen?" fragte Reinfels mit einiger Ueberraschung.

„Sind Sie denn nicht vermählt?" fiel Helene etwas erregt ein.

„Nein,“ entgegnete Reinfels kalt, und Helene senkte das Auge verlegen zu Boden.

„Ich bin es nicht und werde es nie sein,“ fügte er mit Nachdruck hinzu.

Es trat jetzt eine längere Pause ein, in welcher Helene den durch diese unerwartete und niederschlagende Nachricht in ihr erzeugten Gefühlen nachhing, während Reinfels sie mit einem schadenfrohen Lächeln betrachtete. Ihr Schmerz, ihre Ueberraschung schienen ihm eine große Genugthuung zu verschaffen und er weidete sich daran. — Von Paris zurück gekehrt, wurde ihm Helenens Vermählung mitgetheilt; dieselbe überzeugte ihn jetzt, daß er mit seiner Vermuthung vollkommen Recht gehabt hatte. Seine Eigenliebe fühlte sich dadurch noch heftiger verletzt, und sein schon früher erwecktes Rachegefühl gegen Helenen, das die Zeit und die Entfernung zwar gemildert, aber nicht verdrängt hatte, erhielt jetzt, indem ihn die alten Verhältnisse wieder umgaben, einen neuen Stachel. Er fand einen Genuß in der Voraussetzung, durch sein Erscheinen Helenens Glück zu stören, und zögerte daher auch nicht, sich nach dem Badeort zu begeben, nachdem ihm Steinbergs Anwesenheit daselbst mitgetheilt worden war.

Der Zufall wollte, daß er gleich nach seiner Ankunft, indem er am Ufer stand und das Auge umher schweifen ließ, Helene gewahrte, welche sich nach dem bezeichneten Ort begab.

Er wurde von ihrem Aussehen überrascht. Ihre

ganze Erscheinung deutete auf Glück und Behagen, und indem er sie mit neuen Reizen verschönt sah und erwog, daß sie die Gattin Steinbergs sei, entbrannte die Eifersucht mit hellen Flammen in ihm. Er glaubte ein Recht zu besitzen, heute Steinbergs Stelle an ihrer Seite einnehmen zu dürfen, und indem er diese Unmöglichkeit erkannte, erfüllte ihn dieselbe auch zugleich mit der ganzen Bitterkeit, welche er einst aus Helenens Geständniß — ihn nie geliebt zu haben — hatte schöpfen müssen.

So benutzte er denn den dargebotenen Zufall, sich ihr zu nähern, um seine finstern Pläne sobald als möglich ausführen zu können.

Er wurde nicht wenig überrascht, sie ohne Begleitung zu finden. Ihre Schutzlosigkeit kam seinem Plan sehr zu statten, zugleich erwachte die Hoffnung in ihm, sie könnte ihm, durch die Verhältnisse gedrängt, vielleicht die frühere Gunst wieder schenken.

So näherte er sich ihr denn mit einer gewissen Vorsicht, und ihr Blick, die Angst, mit welcher sie ihn anschaute, befestigten seine unedlen Voraussetzungen noch mehr.

Ohne eine Ahnung von Reinfels eigentlicher Absicht hatte Helene ihre Lage während der eingetretenen Pause in Erwägung gezogen, und von der Bedeutsamkeit derselben erfüllt, erkannte sie auch die für sie unter den obwaltenden Umständen überaus wichtigen Aufgabe, sollte ihres Gatten und ihr eigenes Glück

nicht gestört werden. Darum sammelte sie sich vollständig, und sprach darauf mit ruhigem Ernst:

„Ich will den Glauben hegen, es führt Sie wahre Theilnahme in meine Nähe; denn ich hege die Ueberzeugung, Zeit und Nachdenken haben Sie zu der Erkenntniß geleitet, welche Stellung wir uns gegenüber für das Leben zu behaupten haben. Ich habe Ihnen dieselben einst so genau bezeichnet, daß sie darüber unmöglich noch Zweifel hegen können; so will ich denn glauben, daß lediglich Theilnahme Sie zu mir führt, und danke Ihnen dafür. Aber ich glaube auch von Ihrem bessern Gefühl erwarten zu müssen, daß Ihnen die Ruhe meines Gatten heilig ist; daß diese durch Ihre Nähe leicht gestört werden kann, werden Sie nicht in Abrede stellen können, und so bedarf es wol von meiner Seite nicht der Erinnerung, welche Pflicht Sie für die Folge zu erfüllen haben.“ —

Sie endete, und da Reinfels nichts darauf erwiderte, so erhob sie den Blick zu ihm. Ein nachdenklicher Zug in seinem Antlitz erfüllte sie mit dem Glauben, ihre ernsten Worte hätten einen solchen wohlthätigen Eindruck auf ihn gemacht, und die ausgesprochenen Voraussetzungen in Bezug auf ihn bestätigten sich, und darum fuhr sie in dem früheren Ton fort:

„Ich glaube mich in Bezug auf Ihre Sinnesänderung nicht zu täuschen, und daher verhehle ich Ihnen nicht, daß mir in der That in der Vereinigung

mit Steinberg, den ich schon zu Merans Lebzeiten mit der ganzen Kraft der ersten Liebe liebte, ein neues, reines Lebensglück erschlossen worden ist. Wenn Sie mich einst wirklich geliebt haben, so muß es Sie beglücken, daß mir der Himmel nach so vielen Leidensjahren solcher Freuden theilhaftig werden läßt, und so erfüllen Sie recht bald meinen Wunsch, verlassen Sie mich und diesen Ort, an welchem ich Erholung und Genuß suche. Mein innigster Dank, meine Achtung, mein heißestes Gebet für Ihre Zukunft werden Sie begleiten, und ich werde mit Ihnen ganz ausgesöhnt sein; wollen Sie das jedoch nicht thun, so erwägen Sie, daß ich in der Aufgabe, das Glück und die Ruhe meines edlen Gatten zu sichern, meine letzten Kräfte opfern, ja — — sterben kann! —

Helenens ernste Worte — wir müssen es zu Reinfels Lobe gestehen — übten auf denselben einen wirklich tiefen Eindruck aus, und indem er daraus die Ueberzeugung schöpfte, daß er sein Verlangen niemals gestillt sehen würde, erfüllte ihn das von Helenen ihm geschenkte Vertrauen mit den besten Vorsätzen, und er entgegnete nach einer kurzen Pause:

„Ich will und werde Ihren Wunsch erfüllen, Helene, und daraus mögen Sie die Gewißheit schöpfen, daß ich Sie wirklich geliebt habe, daß ich Sie noch liebe und vielleicht stärker, als einst. — Ich will nicht erörtern, ob ich nicht vor allen Männern durch Ihre mir früher geschenkte Gunst die Berechtigung besitze,

jetzt Ihr Gatte zu sein, und muß es Ihrem Gefühl anheim geben, sich Rechenschaft darüber abzulegen und darnach meine Ansprüche zu beurtheilen. Ihr gegenwärtiges Glück überzeugt mich, daß Sie sich über ein solches Bedenken hinweg gesetzt, daß Sie mich nie geliebt haben, und so erfülle ich Ihre Wünsche und reise noch heute wieder von hier ab. Leben Sie wohl!

Mit diesen Worten entfernte er sich rasch und ließ Helene in einer eigenthümlichen Stimmung zurück. Ueberraschung und Freude erfüllten sie, welche Reinfels so ungeahntes Benehmen in ihr hervorgerufen hatten. Sie glaubte sich kaum der Hoffnung hingeben zu dürfen, daß Alles, was sie so eben erfahren, Wirklichkeit gewesen, und es ihren Worten in der That gelungen sei, in Reinfels so edle und feste Entschlüsse zu erzeugen. Als sich ihre Gefühle jedoch mehr und mehr beruhigten und abklärten, befestigte sich auch die tröstende Ueberzeugung in ihrer Seele, daß es ihr wirklich gelungen sei, von ihrem Haupt eine drohende Gefahr abgeleitet und das Glück ihres Gatten für immer befestigt zu haben. Thränen des innigsten Dankes entquollen ihren Augen, und mit seliger Ruhe schaute sie in die Abendgluth, in welche die sinkende Sonne das duftige Gewölk tauchte.

Lange, lange saß sie stumm und nur mit ihren Empfindungen beschäftigt da, und als die Sonne endlich von der dunkeln Meeresferne verhüllt wurde, erhob sie sich, um zu ihrem Gatten zurück zu kehren.

Von der milden Abendluft angenehm umfächelt, ging sie langsam nach ihrer Wohnung. Sie begegnete Niemand, da, wie bemerkt, der größere Theil der Badegesellschaft sich auf einer Spazierfahrt befand, und darum der Ort still und einsam geworden war.

In der Erwartung, Steinberg würde ihr entgegen kommen, da er durch sie erfahren hatte, wohin sie sich für die Dauer des Besuchs begab, überraschte es sie, daß dies nicht geschah, und es befremdete sie noch mehr, beim Betreten ihrer Behausung, ihren Gatten auch selbst da nicht zu treffen.

Die nahe liegende Annahme, der Letztere würde seinen Freund begleitet haben und sei darum noch nicht zurückgekehrt, beruhigte sie jedoch.

Anna erfreute sie bald darauf durch ihre Rückkehr, und die heitere Mittheilung über die Fahrt ließ die Zeit schnell dahin gehen.

Während dessen brach die Nacht herein, Steinberg jedoch blieb noch immer aus.

Helene wurde darüber auf's Neue unruhig, und war entschlossen, seine Rückkehr abzuwarten; sie bemühte sich indessen vergeblich und gab endlich Anna's freundlicher Zusprache nach, ihr Schlafzimmer aufzusuchen. Aber, obwol sie sich sehr ermüdet fühlte, floh sie dennoch der Schlaf; denn sie lauschte auf ein jedes Geräusch, das etwa ihres Gatten Rückkehr andeuten konnte, und darüber verfloß endlich auch die Nacht.

Die Ermüdung übermannte sie dennoch zuletzt; sie fiel in einen von beängstigenden Traumbildern erfüllten Schlaf.

Dieselben wechselten rasch und beunruhigten sie, dennoch war ihre Ermüdung zu groß, um dadurch erweckt zu werden.

Da tauchte aus dem Gewirr derselben die Gestalt ihres Gatten hervor. Sein Antlitz war bleich und kummervoll, die Gestalt selbst gebeugt und in sich gebrochen. Sein trübes Auge schaute sie mit einem eigenthümlichen Ausdruck an, daß sie darüber erschrack. Endlich, nach einer ihr eine Ewigkeit lang scheinenden Minute des Anschauens löste sich, indem Steinberg sich über sie neigte, eine große Thräne aus seinem Auge und fiel auf ihre Wange.

Dieselbe brannte sie gleich einem Gluthfunken so heftig, daß sich ihr Herz vor Schmerz zusammen zog und sie zum lauten Aufschrei nöthigte.

Sie erwachte und fuhr fast unwillkürlich mit der Hand nach der Thräne, welche sie noch immer auf der Wange fühlte, und wollte dieselbe fortwischen. Sie hatte sich nicht getäuscht und rasch war dieselbe entfernt. Indem sie darauf das Taschentuch über die Augen führte, wurde sie durch die Entdeckung überrascht, daß dieselben erhitzt und von keiner Thräne gefeuchtet waren. Indem sie über diese eigenthümliche Erscheinung nachsann, sammelte sich allmälig ihr Urtheilsvermögen und sie erkannte an dem in das Ge-

mach dringenden Morgenschimmer, daß sie ein paar Stunden geschlafen haben mußte.

In ihrem Hause und dessen Umgebung war es still und ruhig; und sie vernahm deutlich das sanfte Geräusch der Brandung.

Ihr nächster Gedanke richtete sich auf ihren Gatten, und sie erwog, daß derselbe wahrscheinlich spät nach Hause gekehrt wäre, und, um sie nicht zu stören, ohne Begrüßung sein Schlafzimmer aufgesucht hätte. Von der Richtigkeit dieser so nahe liegenden Voraussetzung überzeugt, fühlte sie sich beruhigt, und so heftete sich ihre Erinnerung an das Zusammentreffen mit Reinfels.

Sie wurde jetzt von einem eigenthümlich beängstigenden Gefühl beschlichen, und Besorgnisse aller Art tauchten in ihrer Seele auf, obgleich dazu eigentlich kein Grund vorhanden war. Sie wußte sich das nicht zu deuten, und war überrascht, daß dieselben sich in diesem Augenblick so beunruhigend in ihr erhoben hatten. Trotz aller Bemühungen verließen sie dieselben nicht mehr, und veranlaßten sie, schon sehr früh nach der Dienerin zu klingeln.

Ihre erste Frage an dieselbe betraf natürlich die Rückkehr ihres Gatten, und sie empfing zu ihrer großen Beruhigung darauf die Antwort, daß derselbe gegen Morgen nach Hause gekommen wäre.

Sie erhob sich bald darauf und traf die Anordnung, daß der Schlaf ihres Gatten nicht etwa durch

Geräusch gestört würde, und begab sich alsdann nach dem vor dem Hause liegenden Gärtchen, woselbst sie den Kaffee mit Steinberg einzunehmen pflegte.

Sie hatte sich daselbst kaum niedergelassen und freute sich im Stillen bereits auf das Wiedersehen ihres, wie sie heute mehr denn je fühlte, so theuern Gatten, als Steinbergs Diener nahte nnd ihr im Namen desselben einen Brief überreichte.

„Von meinem Gemahl?" fragte Helene in der höchsten Ueberraschung.

Der Diener bejahte.

„Ist Herr von Steinberg denn nicht zu Hause?!" fuhr Helene mit gesteigerter Erregung fort.

„Der gnädige Herr ist in Begleitung seines Gastes vor ungefähr zwei Stunden nach der Residenz gereist," entgegnete der Diener etwas befangen, indem er das Auge senkte.

„Verreist und so plötzlich?!" fragte Helene, über die ungeahnte Nachricht erschreckt.

Der Diener bejahte durch ein Zeichen, ohne, wie sie es vielleicht erwartete, eine weitere Erklärung hinzu zu fügen.

Obwol Helene aus dem Benehmen des bereits längere Jahre in Steinbergs Diensten stehenden Alten die Vermuthung schöpfte, daß derselbe über den eigentlichen Grund der so unerwarteten Abreise ihres Gatten noch mehr wüßte, als er so eben angedeutet hatte, so richtete sie dennoch keine weitere Frage an

ihn, da sie überdies überzeugt war, der so eben erhaltene Brief würde ihr in dieser Hinsicht genügende Aufklärung geben. Auf ihren Wink entfernte sich der Diener, und sie hielt den Brief in einer eigenthümlichen Stimmung in der Hand, ohne daß sie denselben öffnete. Ein beängstigendes Gefühl, von welchem sie sich keine Rechenschaft zu geben vermochte, hielt sie davon zurück, während sie fast unwillkürlich alle Möglichkeiten erwog, welche ihren Gatten zu der Abreise veranlaßt haben könnten. Endlich jedoch ermannte sie sich und erbrach den Brief mit rascher Hand.

Sie fand nur wenige Worte, welche des Dieners Aussage bestätigten und in großer Eile auf das Papier geworfen zu sein schienen. Als Grund der plötzlichen Abreise hatte Steinberg eine wichtige Angelegenheit bezeichnet, ohne dieselbe jedoch zu erörtern.

Ein einziger Blick hatte Helene mit dem Inhalt des Briefes bekannt gemacht, zugleich aber auch mit einem schmerzlichen und beängstigenden Gefühl erfüllt; denn es mangelte demselben jeder Ausdruck von Liebe, an den sie gewöhnt war und der selbst in Steinbergs unbedeutendsten schriftlichen Mittheilungen nie zu fehlen pflegte. Sie hatte denselben mit Gewißheit unter den obwaltenden Umständen erwartet und wurde daher um so tiefer dadurch betroffen; aber mit dem feinen Instinkt der Liebe fühlte sie aus diesen Worten auch ein unbestimmtes Etwas heraus,

was sich erkältend auf ihr Herz legte. Was es sei, wußte sie sich nicht zu sagen; aber die Ahnung von etwas Schrecklichem, das geschehen sein müßte, verlies sie seitdem nicht.

Eine, Helene endlos dünkende Woche war ihr in der Erwartung, Steinberg rückkehren zu sehen, dahin gegangen, ohne daß dieselbe erfüllt wurde, vielmehr hatte der Letztere ihr zwei Tage nach seiner Abreise mit wenigen Worten mitgetheilt, daß er sich genöthigt sähe, seinen Aufenthalt in der Residenz zu verlängern, indem er zugleich die Möglichkeit andeutete, daß sich derselbe vielleicht noch länger ausdehnen könnte.

Er hatte ihr aber auch dieses Mal nicht die geringste Andeutung, welcher Art das ihn fesselnde Geschäft wäre, gemacht, dem Briefe mangelte überdies auch alle Wärme des liebenden Gefühls; was Helene jedoch am meisten befremdete, war die Kürze und Hast, welche der Brief verrieth. Am tiefsten betrübte es sie jedoch, daß er den Wunsch, ihm zu schreiben, nicht ausgesprochen hatte, vielmehr deutete die fehlende Angabe seiner Adresse an, daß er keine Briefe von ihr zu erhalten wünschte.

Helene litt unter diesen Verhältnissen außerordentlich, und die Eigenthümlichkeit ihrer Lage führte für sie überdies noch den Nachtheil herbei, sich vor der Welt heiter und unbefangen zu zeigen.

Diese wurde zwar dadurch getäuscht; nicht so Anna, obwol Helene auch ihr Ruhe und Unbefangenheit zu zeigen bemüht war. Die in den wenigen Tagen von Steinbergs Abwesenheit rasch erfolgte auffällige Veränderung in Helenens Aussehen, das dumpfe Hinbrüten, in welches sie sogleich versank, wenn sie sich allein und unbeachtet glaubte, überzeugten die theilnehmende Freundin, daß besonders wichtige Dinge zwischen dem Ehepaar stattgefunden haben müßten, und sie sah daher mit großer Besorgniß in die Zukunft.

Helene hatte wiederum ein paar Tage vergeblich auf ihres Gatten Rückkehr gewartet, als ein Brief von demselben mit der Meldung eintraf, daß ihn die Umstände zwängen, die Residenz zu verlassen und er eine längere Reise antreten würde. Das Ziel derselben war nicht bezeichnet, und der Brief bestand eben nur aus dieser Mittheilung.

Mit demselben endeten für Helene auch die letzten Zweifel, daß nicht Geschäfte, sondern ein Ereigniß besonderer Art Steinberg genöthigt haben müßte, sie zu verlassen. Mit dieser Erkenntniß steigerte sich jedoch auch ihre Besorgniß und das Verlangen, darüber Aufklärung zu erhalten, um alsdann die ihr nöthig scheinenden Schritte thun zu können.

Jetzt erst vertraute sie sich ihrer Freundin an, und erbat sich von ihr Hilfe und Beistand.

Sie ahnte nicht, daß Anna darauf bereits vorbereitet war, und übersah in ihrem Schmerz, wie wenig

dieselbe durch ihre Mittheilung überrascht zu werden schien. Dieselbe war nämlich durch einen Brief ihres Gemahls, der durch seine amtliche Stellung noch in der Residenz zurückgehalten wurde, mit dem, was Steinberg betroffen hatte, bekannt gemacht worden, und konnte sich daher auf eine Mittheilung vorbereiten, welche sie Helenen, selbst wenn diese sie nicht in ihr Vertrauen gezogen hätte, zu machen für Pflicht erachtete.

Sie war überrascht, aus Helenens Mittheilungen die Gewißheit zu entnehmen, daß Steinberg dieselbe über Alles in völliger Unwissenheit zu erhalten absichtlich bemüht gewesen, und es erhob sich das Bedenken in ihr, ob sie unter solchen Umständen ihre Absicht ausführen dürfte.

Endlich entschloß sie sich, die nächste Nachricht von ihrem Gatten abzuwarten, an den sie auf Helenens Wunsch geschrieben hatte, da derselbe unter den obwaltenden Verhältnissen die beste Auskunft zu geben im Stande war.

Ehe ihre Worte denselben noch erreicht haben konnten, traf bereits ein Brief von ihm ein, den ein besonders abgeschickter Bote brachte.

Der bedeutsame Inhalt desselben hob jedes Bedenken in Anna auf, und sie zögerte keinen Augenblick, Helene auf dasjenige, was sie vernehmen mußte, vorzubereiten.

Mit einer, Anna beängstigenden, Unruhe und Er-

regung haschte Helene ein jedes Wort von ihrem Munde, und sank endlich ohnmächtig in der Freundin Arme.

Was sie erfahren hatte, war allerdings nur zu sehr geeignet, ihr die wenigen, durch Nachtwachen und stete Aufregung geschmälerten Kräfte zu rauben, denn sie vernahm, daß Steinberg ein unglückliches Duell gehabt und in demselben schwer verwundet worden sei.

Kaum hatte sie sich von ihrer Erschütterung erholt, als sie nach Steinbergs Gegner fragte; zögernd nannte ihr Anna einen Namen, der ihr Blut erstarren machte: es war Reinfels gewesen.

Als sie nach einer langen Ohnmacht wieder zum Bewußtsein gelangte, trat die ganze furchtbare Gewißheit von dem Geschehenen vor ihre zerrissene Seele, und die Ahnung des eigentlichen Anlasses zu dem unglücklichen Zweikampf gab sie der quälenden Verzweiflung preis, denselben durch eigene Schuld herbeigeführt zu haben. Denn daß ihr früheres Verhältniß zu Reinfels Steinberg bekannt geworden sein müßte, konnte sie sich nach dem, was vorgefallen, nicht mehr verhehlen.

Zwar überzeugt, daß Steinberg sie nicht zu sehen wünschte, fühlte sie dennoch in aller Qual, das Lebensglück des edelsten der Männer vernichtet zu haben, nur das einzige Verlangen, ihn noch einmal sehen zu dürfen, um von ihm Vergebung zu erflehen. Sie hatte

ihn auf immer verloren, das sagte ihr das vernichtende Gefühl, welches ihr Herz erfüllte; dieses Gefühl war jedoch nicht so schrecklich, als der nagende Vorwurf, Steinberg einem solchen Unglück preisgegeben zu haben; sollte sie an demselben nicht zu Grunde gehen, so mußte es ihr gelingen, seine Vergebung zu erlangen.

Sie raffte ihre Kräfte zusammen, um sich für die schnelle Abreise zu ihrem Gatten vorzubereiten und ließ sich durch keine Vorstellungen ihrer Freundin zurück halten. Auch lehnte sie deren Begleitung ab und reiste, nur von einer Dienerin begleitet, bei anbrechendem Abend ab.

Wenige Worte werden genügen, des Lesers nahe liegende Vermuthungen über das Geschehene zu bestätigen.

Steinbergs Gast hatte sich an jenem Abend, an welchem Helenens Unterredung mit Reinfels stattfand, viel früher entfernt, als dies zu erwarten war: der erstere war daher seiner Gattin auch viel früher gefolgt.

In der Nähe des mit hohem Gebüsch umgebenen Platzes angelangt trafen einzelne Worte Helenens sein Ohr, und dadurch auf das Höchste überrascht, blieb er unwillkürlich stehen. Er glaubte sich zu täuschen, denn zu wem sollte seine Gattin also sprechen! Zu fern lag ihm die Ahnung des eigentlichen Sachverhalts, und in der Annahme, er habe sich in der

Stimme geirrt, und eine ihm fremde Person die Worte gesprochen, wollte er sich in der Voraussetzung, Helene befände sich an einem andern Ort, fortbegeben, als sein Name genannt wurde.

Jetzt glaubte er sich nicht mehr zu täuschen, zugleich erkannte er auch Helenens Stimme und verharrte in seiner Stellung.

So hörte er denn den wichtigsten Theil ihrer Unterredung, und der Ton, in welchem dieselbe geführt wurde, die Dringlichkeit in Helenens Worten, noch mehr aber Reinfels Erwiderungen ließen ihn einen erschöpfenden Blick in das so lange sorgfältig vor ihm verborgene Geheimniß thun.

Jetzt erinnerte er sich des besondern vertraulichen Benehmens, welches Reinfels früher Helenen gegenüber gezeigt hatte, selbst jener Ball, auf welchem Reinfels durch die Mittheilung von der einsamen Unterhaltung mit Helenen seine Eifersucht hervorgerufen hatte, stellte sich seiner Seele lebhaft dar; wie Schuppen fiel es ihm von den Augen und er erkannte, von Helenen getäuscht worden zu sein.

Gleich einem Blitzstrahl fuhr diese schreckliche Ueberzeugung vernichtend durch seine Seele, und die Wirkung derselben war um so tiefer, da er aus dem Vernommenen den Argwohn schöpfte, Helenens Verhältniß zu Reinfels müsse besonderer Art gewesen sein, und dem letztern in der That Ansprüche auf ihre Hand verliehen haben.

Er bemerkte Reinfels Entfernen, mit welchem auch der letzte Zweifel schwand.

Von einem unsäglich schmerzlichen Gefühl aus Helenens Nähe getrieben, eilte er fort und befand sich bald darauf auf einsamen Feldwegen, woselbst er sich von seiner Erschütterung zu sammeln bemüht war, um Entschlüsse für die Zukunft fassen zu können.

Nach einem langen, schmerzvollen Kampf erkannte er die Nothwendigkeit, sich sogleich und auf immer von Helenen zu trennen, aber er erachtete es auch für eine Pflicht, um keiner Täuschung zu unterliegen, sich von Reinfels selbst Aufklärung über Alles geben zu lassen.

Er suchte, zu diesem Entschluß gelangt, sofort seinen Freund auf, durch dessen Vermittlung er diesen Zweck zu erreichen gedachte.

Von diesem erfuhr er, daß sich Reinfels bereits nach der Residenz begeben habe, und so entschloß er sich, demselben zu folgen.

Helene wieder zu sehen und ihr seinen Schmerz zu verrathen, war ihm unmöglich, und so wartete er die Nacht ab, um in seine Wohnung zurückzukehren und daselbst die nöthigen Vorbereitungen zur Reise in Eile zu treffen.

Schon war er damit zu Ende und wollte sich entfernen, als ihn die Liebe zu Helenen zu ihr führte.

Er fand sie schlafend, als er sich ihr leise nahte, und jene Thräne, welche auf Helenens Wange

glühend heiß brannte, war aus seinem Auge gequollen.

Wenige Zeit darauf befand er sich bereits auf dem Wege nach der Residenz.

Zu wahrheitsliebend, vermochte er Helene auch durch kein geheucheltes Gefühl zu täuschen, und so enthielten denn seine Worte eben nur die nothwendigen Mittheilungen.

Es war seine Absicht, nach der mit Reinfels gehabten Unterredung sogleich fernere Staaten aufzusuchen, um aus der Ferne seine Trennung von Helenen zu bewirken, und ihr dadurch zugleich die Gelegenheit zu nehmen, ihn persönlich aufzusuchen, um etwa eine Versöhnung herbei zu führen.

Sein edles Gefühl war in dem Hinblick der seiner Liebe einst dargebrachten Opfer so furchtbar gereizt, daß der Gedanke, Helenen unter solchen Umständen wieder zu sehen, seine Seele empörte.

Mit solchen Empfindungen erfüllt langte er in der Residenz an.

Reinfels Ueberraschung, als Steinberg mit seinem Freunde bei ihm eintrat, und ihm als Anlaß dazu die Unterredung mit seiner Gattin bezeichnete, war der Art, daß dieselbe Steinbergs Argwohn bestätigen mußte.

In seiner dadurch hervorgerufenen Entrüstung verlangte er eine offene Erklärung, die Reinfels natürlich

verweigerte; es fiel von Steinbergs Seite ein bedeutungsvolles Wort, und so war der unglückliche Zweikampf bedingt.

Wir müssen zu Reinfels Rechtfertigung bemerken, daß er den Kampf nur mit Widerstreben annahm, denn der von Steinbergs Leiden empfangene Eindruck war ein so mächtiger gewesen, daß er sich mit dem Gedanken, diesem in tiefster Seele gekränkten Manne noch mit der Todeswaffe gegenüber stehen zu müssen, nicht vertraut machen konnte, indessen durfte er den Kampf nicht ablehnen.

Der dazu angesetzte Tag erschien, und Reinfels stellte sich mit dem Vorsatz auf dem Kampfplatz ein, Steinberg nicht zu verletzen.

Drei Schüsse wurden von jeder Seite gewechselt; Steinbergs zweiter Schuß verletzte Reinfels an der Schulter; dennoch wurde noch der letzte gewechselt, da der erstere das verlangte. Gegen Reinfels Willen traf seine Kugel Steinberg und verletzte edle Organe; die Wunde war tödlich.

Das Duell zwischen Steinberg und Reinfels hatte ungefähr eine Meile von der Residenz stattgefunden und die schwere Verletzung des erstern den Arzt bewogen, auf einer in der Nähe befindlichen ländlichen Besitzung Hülfe für denselben zu suchen.

Dahin nun begab sich Helene, und theilte Geld mit verschwenderischer Hand aus, um so rasch als möglich ihr Ziel zu erreichen.

Ohne sich Ruhe zu gönnen, fuhr sie ununterbrochen die ganze Nacht und langte am Morgen bei ihrem Gatten an.

Mit zitternder Hast bat sie die sie empfangende Dame des Hauses, sie sogleich zu ihrem Gatten zu führen, mußte jedoch zur Vergrößerung ihrer Pein vernehmen, daß der Arzt jegliche Besuche des Kranken auf das Strengste untersagt hatte.

Helene, die sich der Dame nicht als Steinbergs Gattin vorgestellt hatte, gab sich ihr darauf zu erkennen, um ihren Zweck schneller zu erreichen, und die darauf bis zu Thränen gerührte Frau bemerkte, daß sie mit dem anwesenden Arzt sogleich sprechen wollte, und entfernte sich alsdann rasch.

Helene verlebte eine qualvolle Minute, ehe der Letztere bei ihr eintrat, und erschrack auf das Heftigste, als sie dessen Unheil verkündendes Gesicht erblickte.

„Ihr Herr Gemahl ist mit Ihrer Ankunft bekannt gemacht worden und erwartet Sie,“ bemerkte der Arzt.

„Ihr Antlitz drückt Besorgniß aus, mein Herr; sagen Sie mir schnell, wie das Befinden meines Gatten ist; wenn Sie etwa fürchten, mein Besuch könnte demselben Gefahr bringen, so will ich denselben so lange hinaus schieben, bis dies nicht mehr der Fall ist,“ entgegnete Helene.

„Ihres Gemahls Wunsch überhebt mich in dieser Beziehung jeder weitern Antwort,“ erwiderte der Arzt ausweichend.

Ohne die große Bedeutsamkeit dieser Worte zu ahnen, folgte Helene dem voran schreitenden Arzt, der sie bat, in dem Vorgemach des Krankenzimmes zu verweilen, und zu Steinberg ging, demselben Helenens Besuch anzuzeigen.

Wenige Sekunden darauf trat er wieder bei der Letzteren ein; der Ausdruck seiner Züge war noch ernster, als zuvor.

„Waffnen Sie sich mit Kraft, gnädige Frau, damit Sie Ihrem Gemahl so viel als möglich mit Fassung nahen können; sein Zustand erheischt es also; denn ich habe leider die Pflicht, Sie auf das Schlimmste vorzubereiten“ — bemerkte er.

Helene vernahm seine Worte kaum; rasch war sie in das Gemach geschritten, und daselbst angelangt, indem sie Steinbergs brechendes Auge gewahrte, an seinem Krankenbett mit einem Schrei der Verzweiflung nieder gestürzt.

Als sie nach einer längern Zeit durch die Bemühungen des Arztes wieder zum Bewußtsein gelangte, befand sie sich auf einem Lager; der Arzt, ihre Dienerin und die Hausfrau umgaben sie.

Nur allmälig sammelte sich ihr Sinn, als sich jedoch die Erinnerung an ihren sterbenden Gatten ihrer Seele wieder bemächtigte, fuhr sie voll Entsetzen in die Höhe und starrte den Arzt an, ohne jedoch die Kraft zu besitzen, eine Frage an denselben zu richten. Aber sie schien aus seinen ernsten und betrüb-

ten Mienen die furchtbare Gewißheit zu lesen, und sank mit einem Schreckensschrei auf ihr Lager zurück.

Wochen lang rang Helene mit dem Tode; derselbe siegte leider nicht, und sie ging aus dieser Krankheit mit einer unheilbaren Melancholie hervor; dieselbe aber hatte ihre Seele nicht so ganz erfüllt, daß ihr auch die Erinnerung ihrer Schuld und des dadurch hervor gerufenen Unheils durch dieselbe genommen worden war, und so schwand ihr Leben in einem langsamen und qualvollen Siechthum dahin.

Zwei Jahre darauf wurde sie neben Steinberg bestattet, der wenige Augenblicke nach Helenens Wiedersehen in Folge der erhaltenen Verletzung das Leben aushauchte.

Ein Fehltritt hatte drei Menschen unglücklich gemacht, denn auch Reinfels floh die Ruhe in der Erinnerung der stattgefundenen schrecklichen Ereignisse.

Hollauer von Hohenfels.

Historische Erzählung.

Oswald Zips, der berühmte Gemsenjäger aus dem Oberinnthale in Tyrol, warf die Armbrust unmuthig über die Schulter, zog die Thür des ansehnlichen Hauses, aus welchem er so eben trat, hastig nach sich, drückte den mit einer Pfauenfeder gezierten Hut tiefer in das Gesicht, und schritt, wie es schien, in nicht eben erfreuliche Gedanken vertieft, einem Gebirgspfade zu, um nach seiner Heimath zu gehen.

Er war jedoch nur eine kleine Strecke von dem Hause entfernt, als ein leises „Halloh!" ihn plötzlich nöthigte, den Schritt zu hemmen, und sein jetzt vor Freude glänzendes Auge der Gegend zuwendete, aus welcher der Ruf gedrungen war.

Wenige Sprünge, die er seitwärts nach einem mit Bäumen dicht bestandenen Hügel that, und er befand sich an der Seite eines frischen, kräftigen Mädchens, das ihm mit hellem Auge die Hände zum Willkommen entgegen streckte.

„Glaubte Dich im Leben nicht wieder zu sehn, Nanny," sprach er trotzig, um seine Betrübniß zu verbergen.

„Du warst also bei dem Vater?" fragte sie vor innerer Aufregung tief aufathmend.

„Ich komme so eben von ihm, und in meinem Gesicht kannst Du lesen, was ich bei dem störrigen Mann ausgerichtet habe," erwiderte Oswald.

„So hat er Dich durchaus nicht anhören wollen?" fragte sie in gedrücktem Ton, legte ihm die Hand auf die Schulter und schaute ihm betrübt in das frische, gebräunte Gesicht.

„Hoi, Nanny, wäre er nicht Dein Vater, ich wollte ihm garstige Namen geben," fuhr Oswald heraus, als er seinem geliebten Mädchen gegenüber es erst so recht fühlte, wie viel es ihm kostete, auf ihren Besitz verzichten zu sollen. — „Er ist ein stolzer Mann, der auf seinen Reichthum pocht, und einen schlichten Jäger wenig beachtet, der nichts hat als seine Waffe und die Ehr', als Schütze einen guten Namen hier in der Gegend zu haben!"

„Und doch war der Vater neulich beim Fest, wo Du den besten Treffer über Alle gewannst, so zuthunlich, daß ich glaubte, hoffte —" sprach Nanny, vollendete jedoch den Satz nicht, sondern schlug das Auge verschämt zu Boden.

„Daß Du hofftest, er würde Dich mir zum Weibe geben, wenn ich zu ihm ginge, und frei heraus sagte,

daß wir uns seit Jahr und Tag gern haben, und mit einander längst eins sind —" fiel Oswald mürrisch ein. „So dacht ich auch," fuhr er darauf fort, „weil ich nicht an den Reichthum Deines Vaters und an meine Armuth dachte, sondern nur daran, Dich in mein kleines Haus als Weib zu führen, daß Du mir freundlich entgegen kämst, kehrte ich von der Jagd aus den Bergen zurück. Aber bei St. Christoph," polterte er heraus, „ich war ein Narr, solche Gedanken zu haben und hieher zu kommen, um wie ein kindischer Bub' mit einer langen Nase abgehen zu müssen!"

„Werd' nur nicht gleich so böse, Oswald!" bat das erschreckte Mädchen und legte die Arme bittend um seinen Hals. „Ist er doch mein Vater, und daher mußt Du schon Nachsicht mit ihm haben; vielleicht ändert er seine Gesinnung. Hörst Du, Oswald, hab' nur noch Geduld; ich bleib' Dir gut, und wenn es auch zehn Jahre dauern sollte, ehe wir ein Paar werden."

Oswald aber antwortete nicht, sondern sah seitwärts und drehte den stattlichen Schnurbart, er schien seinen Aerger und Ingrimm nieder zu drücken.

„So sprich doch ein Wort," bat sie sanft und ihre Stimme klang in seinem Herzen mit solcher Macht wieder, daß er ihre Hand ergriff und fast gewaltsam die Worte heraus stieß:

„Und wenn wir auch noch zwanzig Jahre warten, es kann doch nun einmal kein Paar aus uns werden!"

Nanny erbleichte und schaute ihn erstaunt und fragend an.

„Ja, schau' mich nur so verdutzt an," sprach er fast weich; „die Sache hat doch ihre Richtigkeit. Dein Vater hat mir es rund heraus gesagt, daß ich mir Alles aus dem Sinn schlagen soll, denn in sechs Wochen sollst Du mit Haldens Fritz Hochzeit machen. Das ist sein Wille."

„Sollen mich alle Heiligen davor bewahren!" rief Nanny erschreckt aus.

„Der Halden hat das Wort von Deinem Vater für den Fritz bekommen. Er ist reich, wie Du, und überdieß ein schmucker Bursch'. Ihr gebt ein schönes Paar —" fuhr Oswald, ohne sich an den Schrecken seiner Liebsten zu kehren, mürrisch fort. „Wirst mit ihm ganz gut leben und den wilden, armen Oswald vergessen —"

Nanny antwortete nicht, sondern schaute ihren Geliebten mit thränenvollen Augen an, die jedoch auch eben so viel treue Liebe, als Schmerz über seine Zumuthung enthielten.

„Das glaubst Du nicht von mir, und es sprach nur Dein Aerger über des Vaters harte Behandlung aus Deinen Worten," sprach sie nach einer Pause sanft und ohne Vorwurf. „Du weißt," fuhr sie fort, als er gesenkten Hauptes vor ihr stand," daß ich Dir gut bin wie keinem Andern, Du wirst mir also auch glauben, wenn ich Dir sage, daß ich in der Welt

keinen Andern, als nur Dich zum Mann nehme und sollte ich darüber auch in das Grab gehen.“

Sie sprach diese Betheurung so einfach, so ohne alle Leidenschaft und Aufregnng aus, daß auch ein anderes Herz, als das ihres Geliebten von der darin herrschenden Wahrheit vollständig überwunden worden wäre. Um so mehr Oswald, dem Nanny das Theuerste auf der Welt war.

Er drückte das sich sanft hingebende Mädchen an die Brust, indem er kaum hörbar sagte:

„Nanny, ich glaub' Dir.“

Die Sonne sank eben hinter die Gebirge und mahnte die Liebenden, sich zu trennen, sollte Nanny nicht im Hause vermißt werden, und Oswald, ehe die Nebel aus den Klüften stiegen, auf dem gefährlichen Bergpfad sein Dörfchen erreichen, das eine gute Stunde höher lag.

Schon war Dunkelheit eingetreten, nur die Gletscher glühten noch in dem letzten Sonnenschimmer, aber die Liebenden dachten noch an keine Trennung. Es konnte das heutige Zusammensein vielleicht das letzte in ihrem Leben sein; denn Oswald hatte Nannys Vater versprechen müssen, seine Tochter nicht mehr aufzusuchen und sie auch bei der Kirchweih und Kirmes nicht anzusprechen, wenn er sie auch anträfe, damit sie nicht in das Gerede mit ihm käme, was sich jetzt, da sie Haldens Sohn versprochen war, am wenigsten geschickt hätte.

Und Oswald hatte dem alten Brügger, der sehr streng auf Sitte und Zucht hielt, darauf die Hand gegeben, und was er versprochen, das hielt er auch. Und darum konnten sie jetzt auch nicht sobald von einander lassen, darum sagten sie sich wiederholt Lebewohl, und als Oswald sich endlich trennte, leuchteten die Sterne ihm auf seinem Heimgange. Aber er schritt sicher an den steilen Abhängen hin; ihn kümmerte die Gefahr nicht, die ein falscher Tritt für ihn herbei führen konnte; er dachte nur an die Liebste und an die lange, lange, vielleicht ewige Trennung von ihr.

Mehr denn sechs Wochen waren über die letzte Zusammenkunft verstrichen und das Osterfest gekommen, ohne daß sich die Liebenden gesehen oder gesprochen hatten. Oswald saß zwar oft, von Sehnsucht nach seinem Mädchen getrieben, auf einem einsamen Felsenabhang und schaute hinunter in das Innthal, wo seine Nanny wohnte, aber er ging nicht hinab, auch nicht zur Kirche, wo er sie hätte treffen können, und an eine Belustigung bei Freunden, wo sie vielleicht hätte sein können, dachte er noch weniger, dazu war sein Herz zu betrübt und voller Sorgen.

Wenngleich ihm Nanny versprochen hatte, nur ihn und keinen Andern zu heirathen, und er viel auf ihre Liebe und Treue hielt, da er die ehrlichen Ge-

sinnungen seines Mädchens kannte, so war ihm doch bei ruhiger Ueberlegung und nachdem ein paar Wochen verstrichen waren, die Besorgniß gekommen, daß der alte Brügger ein Mann mit unbeugsamen Willen sei, und sich Nanny daher gewiß zu viel Kraft zutraute, wenn sie ihm versprach, sich nicht in denselben zu fügen. War es doch die Pflicht jedes Kindes, den Eltern Gehorsam zu schenken, und sollte Nanny, wenn sie ihn auch schon nimmer im Leben vergaß, nicht endlich ihrem Vater ein gehorsames Kind sein? —

Oswald seufzte bei diesem Gedanken, denn er erkannte, daß in diesem Fall das Pflichtgefühl über die Liebe siegen müsse, wenigstens nach seiner Ueberzeugung, und Nanny ihm daher doch verloren sei.

Aber er wollte sich in sein Schicksal ergeben und mit Geduld einen Verlust tragen, der, wie er fühlte, der schmerzlichste seines Lebens war.

Eben erhob er sich, um hinauf in sein Häuschen zu dem betagten Vater zu gehn, den er, da demselben seit ein paar Jahren das Auge schwach geworden war, mit seiner Armbrust ernähren mußte; sonst hatten sie nichts, und wenn Oswald feierte, mußte sein Vater vielleicht bald darben.

Er warf noch einen langen scheidenden Blick nach dem Thal und schickte sich zum Steigen an, als er aus der Tiefe ein fröhliches Halloh vernahm, das ihm bekannt war und das Nahen eines Jagdgenossen verkündete.

Er blieb stehen, antwortete mit einem Halloh und erwartete seinen Genossen.

Bald ließ sich dieser sehn und war an seiner Seite.

Nach dem üblichen Handschlag zum Gruß wandelten die Männer hinauf.

„Kommst aus dem Innthal?“ fragte Oswald fast zögernd.

„Hast Recht. Hab' mir an meiner Waffe 'was zurecht machen lassen,“ erwiderte der Schütze und fuhr alsdann fort: „Bin auch bei dem reichen Brügger gewesen mit einer Bestellung und hab' die Nanny gesehn —“

Oswald fühlte einen Schreck durch den ganzen Körper fahren, als er Nanny's Namen nennen hörte; aber er war still uud fragte nichts.

Der Schütze, mit seines Genossen Leiden und Liebe unbekannt, sprach weiter:

„Bei dem Brügger ist ein großes Scheuern, Putzen und Anrichten, daß er kaum Zeit hatte, meine Botschaft ruhig anzuhören. Die Leut' sagten, es wird doch nun mit der Nanny und Haldens Fritz Ernst werden. Morgen, am Sonntag, sollen sie zusammenkommen, und dazu giebt der Brügger einen großen Schmaus, wozu er viel Gäste geladen hat.“

„Giebt's denn Hochzeit?“ preßte Oswald mit bebender Stimme heraus, und umfaßte vor innerer Aufregung seine Armbrust mit beiden Händen, um sich nicht zu verrathen.

„Noch nicht, doch ehe zwei Monat ins Land gehn, soll's so weit sein, hört' ich die Leut' sagen," erwiderte der Schütze gleichgültig, ohne seines Genossen Leid und Erbleichen zu bemerken.

„Also ist's wirklich wahr?" fragte Oswald nach einer Pause, in der sie stumm neben einander gegangen waren und er sich ein wenig gesammelt hatte.

„Warum nicht? Was ich mit eigenen Augen geschaut, hat das Gerede der Leute bestätigt," antwortete Jener. „Aber," setzte er darauf mit einem verschmitzten Lächeln hinzu, „wie es mit der Nanny steht, weiß ich nicht. Sie schaute nicht aus, als ob sie den Hochzeitstag so gar sehr mit Sehnsucht erwartete. Das dralle Mädel ist vom Fleisch gekommen, sieht aus, als säße ihm der Tod in dem Herzen, und sein früher so schelmisches Auge schaut jetzt so trüb drein, daß es ein Herzeleid ist, anzusehn.

In diesem Augenblick schwirrte es neben dem Sprecher; er wandte das Auge nach Oswald, und ohne im Geringsten überrascht zu sein, bemerkte er, wie dessen Pfeil einen mächtigen Steinadler von einer hohen Felsspitze herunter geholt hatte, der jetzt im letzten Lebenszucken von Abhang zu Abhang zu ihnen herunter rollte.

Der Schuß auf den Adler war durch den heftigen Schmerz erzeugt, den Oswald bei der so traurigen Nachricht von seiner Liebsten empfand und der sich auf gewaltsame Weise Bahn brach, da er denselben

nicht mehr zu bezwingen vermochte, und sich sonst seinem Genossen verrathen hätte, was er aus Schaam, kleinmüthig zu erscheinen, vermeiden wollte.

Er achtete des Raubvogels nicht, und stieß denselben, an ihm vorüberschreitend, in die Tiefe.

„Nimmst Dir heute nicht einmal eine Feder!" lachte der Schütze. „Bist wol unwirsch?" setzte er hinzu.

„Was soll ich mit dem Plunder, hab' genug davon," erwiderte Oswald trotzig.

Dann schritten sie weiter.

„Ja, hatte es bald vergessen, daß ich auch eine Bestellung für Dich mitgebracht habe," bemerkte der Schütze, nachdem sie einige Schritte gegangen waren.

„Da wäre ich neugierig," meinte Oswald." Wer kümmert sich im Innthal um mich? Vielleicht der Krämer, der mir seine Waaren verkauft?"

„Nun, könnt' doch auch wer anders sein," schmunzelte der Andere. „Bist kein übler Bursch', da denken auch noch andere Leut' an Dich."

Oswald schwoll das Herz vor freudiger Erwartung, und so ruhig als möglich, fragte er dann:

„Wer ist's?"

„Wirst Dich wundern, vielleicht auch nicht; mußt das am Besten wissen. Ich sag' Dir nur so viel, als ich den alten Brügger verließ und zum Hause hinaus gehen wollte, schritt Nanny an mir vorüber und flüsterte mir zu: „„Wie geht's dem Oswald?"" da

sagte ich, was ich wußte. Darauf sagte sie: „„Wenn Ihr ihn seht, bringt ihm einen Gruß von Brüggers Nanny, und sagt ihm, daß Ihr mich von Angesicht gesehn.““

„So sprach sie?“ fragte Oswald hoch aufathmend.

„Das sind ihre Worte, und darauf zog sie aus ihrem Mieder dies Päckchen, mit einem Faden sorgfältig umwickelt, und trug mir auf, es Dir zu geben,“ sprach der Schütze weiter und holte aus seiner Tasche das bezeichnete Päckchen und händigte es Oswald ein, der es mit einem „Schönen Dank“ hastig in seinen Busen steckte.

Schweigend gingen sie eine Strecke neben einander hin.

In Oswald kämpften Schmerz und Freude; ihn trieb die innere Aufregung, seine einsame Hütte aufzusuchen, um ungestört die Freude über Nanny's Geschenk zu genießen, und sich dadurch für die bangen Stunden der Zukunft zu stärken; denn nun war er überzeugt, Nanny war für ihn auf immer verloren.

Sein Genosse mochte wol seine Gedanken errathen und störte ihn anfangs nicht; später, vielleicht weil ihm das Schweigen nicht behagte, oder er Oswald zerstreuen wollte, erzählte er ihm, wie unten im Innthal zwei Werber in der Schenke säßen, um Burschen für den Krieg zu födern.

Oswald, zu viel mit seinen Gedanken beschäftigt,

achtete kaum darauf, obwol er die Mittheilung nicht überhörte, und da sie jetzt an seinem Häuschen angelangt waren, trennte er sich mit einem herzlichen Händedruck von seinem Begleiter, der nach seiner Hütte schritt.

Es war Abend geworden, als er wieder aus seiner Kammer trat, in der er unbelauscht das Päckchen seiner Liebsten geöffnet, und die an ihrem Herzen gewelkten Blumen, die es enthielt, mit Wehmuth und Freude betrachtet und geküßt hatte. Er verstand ihre Bedeutung. Wie sie, war auch ihr Herz verwelkt in der nahen Erfüllung ihrer Pflicht. Als er das Alles überdachte und sich ihr Bild immer lebhafter vor die Seele stellte, ergriff ihn eine unbezwingliche Sehnsucht, sie noch einmal zu sehn und zu sprechen. Er kämpfte geraume Zeit mit sich; aber Liebe und Sehnsucht besiegten seinen Willen.

Er brach auf nach dem Innthal.

Ehe er jedoch hinunter schritt, sah er nach dem Abendessen für seinen Vater, und ging dann zu diesem, um zu hören, ob er etwas verlangte.

Der Greis, noch kräftig, schnitzte Löffel und auch feinere Holzarbeit, alles nur nach dem Gefühl, da seine Augen schwach waren, und entließ den Sohn mit einem kleinen Auftrag.

Schon lag das volle Mondlicht auf den Gebirgen

und kämpfte mit den Nebeln in den Abgründen, die schwarz und schaurig den Wanderer angähnten, ohne daß es dieselben zu zerreißen vermochte, als Oswald den Weg nach dem Oberinnthal antrat.

In den Schluchten rauschten die angeschwollenen Frühlingswässer, und stürzten sich von den Höhen immer tiefer und tiefer hinab in die Thäler, bis sie Ströme oder Seen erreichten.

Von Ungeduld getrieben, schritt Oswald rüstig einher und bald schaute er hinab in das freundliche Innthal, bald stand er vor Brüggers Haus, von dem Schatten desselben vor einer Entdeckung geschützt.

Durch Nanny's Fenster schimmerte noch ein Licht, ein Zeichen ihres Wachseins; Oswald frohlockte. Die übrigen Bewohner des Hauses schienen alle zu schlafen, denn es war still darin und nichts verrieth einen noch verspäteten Arbeiter. Er war sicher, von Niemand überrascht zu werden, und schon war er im Begriff, Nanny leise beim Namen zu rufen, als er sich plötzlich besann, was er eigentlich thun wollte. — Mit ihr sprechen, sie trösten, ermuthigen und ihr dann auf immer, immer Lebewohl sagen, das wollte er, das verlangte sein Herz so dringend; durfte er denn diesem Verlangen nachgeben — — Er schlug sich mit mit der Hand vor die Stirn, schaute noch einmal hinauf nach ihrem Fenster, drückte den Hut tief in die Stirn und schritt rasch fort in die Straße des Dörfchens.

Er hatte dem alten Brügger das Wort gegeben, sich Nanny nicht mehr zu nähern; das fiel ihm noch zu guter Zeit ein, und er riß sich mit schwerem Herzen los, ohne die so günstig gebotene Gelegenheit irgendwie zu seinem Vortheil zu benutzen. Mochte Nanny thun, was ihr gut und recht dünkte; er wollte ihr nimmer grollen, und, da er sie nicht mit dem eigenen Wort trösten durfte, so empfahl er sie dem Schutz aller Heiligen.

Rasch schritt er auf der Straße fort, um sich so schnell als möglich von einem Ort zu entfernen, der ihm mit einer Versuchung drohte, die, verweilte er lange daselbst, sein Pflichtgefühl leicht besiegen konnte. Aber, so sehr er auch eilte, er fühlte doch sein Herz von Schmerz und Unwillen gepeinigt, von dem Gedanken empört, dem Willen eines hartherzigen Mannes unterthänig sein zu müssen. Er knirschte vor innerer Aufregung mit den Zähnen, aber er schritt demohngeachtet immer weiter und immer rascher, um seine Empörung los zu werden.

Nichts ereignete sich, ihn von diesem Zustand zu befreien.

Ruhig und sanft strahlte der Mond von dem klaren Himmel herab; still und friedlich schauten die blitzenden Sterne auf die rings ruhende Gegend; überall, überall Ruhe, Frieden, Stille —. Das war nicht für sein schnell klopfendes Herz, das Thätigkeit, Bewegung und mit ihnen Beruhigung verlangte.

Er stand einen Augenblick still, um Athem zu schöpfen; da vernahm er in der Entfernung Jauchzen und lustige Stimmen, die ihm von dem Ende des Dörfchens entgegen tönten. Das klang ihm schön, das war nach seinen Wünschen.

Rasch eilte er dahin und befand sich sehr bald vor der Schenke des Dörfchens, in welcher er noch hellen Lichtschimmer und fröhliche Gesellschaft schaute.

Er trat hastig ein und ließ sich einen Becher Wein geben, den er hinunter goß. Ein lautes Halloh begrüßte ihn, als er eintrat und schnell erkannt wurde.

Oswald Zips, der berühmte Gemsenjäger, war unter den Burschen in der ganzen Gegend beliebt, und gern sah man den stattlichen Mann kommen, um mit ihm einen Becher Wein zu leeren. Schnell war er daher auch jetzt in die Mitte der fröhlichen Burschen gezogen, die, wie es schien, schon wacker gezecht hatten.

„Seht Ihr,“ rief einer von ihnen, indem er auf Oswald deutete, einem alten Soldaten zu, der am obern Ende des Tisches saß und den Burschen tüchtig zutrank, „seht, das ist der Oswald, von dem ich Euch sagte. Ist es nicht ein ganzer Kerl und vom lieben Herrgott zum Soldaten geschaffen? Beseht ihn nur einmal genau,“ setzte er schmunzelnd hinzu, „und ich bin gewiß, Euch wird der Mund nach ihm wässern.“

Oswald schaute auf den Soldaten und erkannte sogleich, daß es der Werber sein müsse, von welchem ihm sein Genosse bereits erzählt hatte.

Es verhielt sich wirklich so und der bärtige Soldat hatte schon längst mit Kennerblicken die gute Waare für seinen Handel erkannt, und darum knüpfte er auch sogleich mit Oswald ein Gespräch an.

„Da, trink' einmal, Bursche!" sprach er, ihm den Becher hinreichend.

Oswald trank und reichte ihm dann den leeren Becher zurück.

„Hast Du Lust, mit Deinen Kameraden mit zu gehn?" fragte der Werber darauf; „Alle, die Du hier siehst, ziehen morgen mit mir und sollen zum besten kaiserlichen Regiment kommen. Gelt, Bursche, es ist Krieg in Aussicht, wobei es ein Kerl, wie Du, zu etwas bringen kann. Da ist Handgeld, zehn blanke Gulden, hast Dein Lebtag nicht so viel im Säckel gehabt. — Ich schreib' Dich auf die Liste."

„Zieht Ihr also wirklich bald in den Krieg?" fragte Oswald, aufgeregt bei dem Gedanken, in dem bewegten Kriegsleben seinen Kummer über die verlorene Braut vergessen zu können, da es ihm unerträglich däuchte, noch länger in ihrer Nähe zu leben, welche ihn täglich daran erinnern mußte, daß sie einem Andern gehörte.

„Das versteht sich, Bursche," erwiderte der Werber, „und hast Du so großes Gelüste darnach, sollst

Du bald einen Tressenhut erhalten. Also schlag' ein. Da, nimm das Geld.“

Oswald griff hastig darnach, besann sich aber und stellte alsdann die Bedingung, erst mit seinem Vater zu sprechen, ehe er sich in die Rolle eintragen ließ.

Der Werber, auf seine Beute begierig, wollte ihn mit leichtfertigen Reden davon abbringen und ihm das Geld aufzwingen. Oswald jedoch beharrte auf seinem Verlangen.

Der Werber mußte zuletzt, gut oder übel, darauf eingehn, da er sah, daß er es mit einem Mann von festem Willen zu thun hatte.

Oswald machte sich auf den Heimweg und gelangte in den ersten Morgenstunden daselbst an. Um seinen sanft schlafenden Vater nicht zu stören, betrat er leise die Stube, zündete sich einen Kienspahn an und näherte sich damit dem Lager des ersteren.

Als er nun vor dem silberhaarigen Greis stand, dieser bei seinem Nahen die Augen aufschlug, welche der Lichtschimmer reizte, und ihn mit Befremden anstarrte, ohne ihn doch zu sehn, da entwich in seinem Herzen aller Muth. Wie konnte und sollte er seinen Vater verlassen, dessen ganze, einzige Stütze er war, dessen Alter leicht Krankheit und Hülfsbedürftigkeit erwarten ließ, und der Niemand, als ihn, den einzigen Sohn, besaß, der ihm Stütze und Ernährer war. — Konnte er auch mit den zehn Silbergulden sein Leben eine geraume Zeit fristen; wer aber stand

ihm in Krankheit bei, wer sollte ihm während der langen Winterabende Gesellschaft leisten. — Und Oswalds Entschluß stand sogleich fest.

„Wo kommst Du her, mein lieber Sohn?“ fragte der Alte. „Hast Du dem Gratthier nachgejagt und eins erlegt?“

Da wußte Oswald keine Antwort zu geben; er neigte seinen Mund auf die Hand des Alten, Thränen fielen darauf, dann sagte er ihm gute Nacht und ging in seine Kammer.

Es war beschlossen; er wollte seinem Vater zu Liebe das ihm auferlegte Leid geduldig ertragen, und sollte ihm darüber auch das Herz brechen.

Der gefürchtete Sonntag kam.

Hell schien die Sonne hernieder; es war ein klarer, frischer Frühlingstag. Die Matten bezogen sich mit frischem Grün; die Tanne auf den Gebirgshöhen trieb frische Zweige, und wie die Menschen sich in der Hoffnung eines schönen Sommers freuten, so auch die durch den langen Winter in den Ställen behüteten Thiere. Ziege und Rind schienen keine Geduld mehr zu haben, noch länger darin zu verweilen und sehnten sich nach den frischen würzigen Gräsern der Alp und der erquicklichen Luft, welche über sie hinzog.

Hell schien die Sonne in Oswalds Hütte. Die Augen weit geöffnet, schaute der Vater hinaus, und,

von der Freundlichkeit des Morgens angezogen, fühlte er das Verlangen, nach dem langen Winter wieder einmal in der Kirche zu dem Herrn der Heerschaaren zu beten, und theilte es seinem Sohn mit.

Oswald zuckte zusammen; die Kapelle lag in dem Innthal; aber getreu seiner Sohnespflicht, bezwang er seine Aufregung und fand sich bereit, den alten Vater dahin zu geleiten.

Bald schritt der Greis, auf seinen Sohn gestützt, hinab, und Oswald bemerkte zu seiner Freude an der größern Belebtheit und Gesprächigkeit des Vaters, wie wohl dieser Gang seinem Körper that.

So erreichten sie die Kirche und der alte Zips wurde von Bekannten und Freunden begrüßt; denn er war, wie sein Oswald, als ein verwegener Jäger wohl bekannt, und, wenn er jetzt auch seit zehn Jahren keine Armbrust mehr in die Hand genommen hatte, so vergaß man doch nicht, was er einst gewesen war. Oswald hatte den Muth und alle Vorzüge eines Gemsenjägers von seinem Vater geerbt, und das war des Alten Stolz.

Was Oswald gefürchtet hatte, geschah. Als sie bereits in der Kirche Platz genommen hatten und der Gottesdienst beginnen sollte, da trat durch die Pforte Herr Brügger mit dem alten Halden und dessen Frau, und vor ihnen ging Nanny am Arm des aufgeputzten Fritz Halden.

Nanny sah bleich und abgehärmt aus und bildete

mit ihrem rothwangigen Bräutigam, der freudigen Auges neben ihr herschritt, einen auffälligen Kontrast.

Die Leute wunderten sich freilich, daß die einst so frische Nanny so blaß geworden war, aber Viele waren auch darunter, die sich heimlich zuflüsterten, daß das seine guten Gründe hätte und deuteten verstohlen auf Oswald.

Dieser hatte beim Nahen der Paare aufgeschaut, sein und Nannys Blick trafen sich und hafteten lange an einander; der ihre schien ihn anzuflehn, sie aus den Armen des ungeliebten Bräutigams zu retten, dem sie heute verlobt werden sollte.

Wie kochte Oswalds Blut, wie bebte sein an Thaten gewöhnter Arm, wie schwer bezwang er seine Gedanken, die von keinem Dulden wissen wollten. Kaum konnte er so viel Fassung gewinnen, den Gottesdienst ohne Anstoß zu beobachten; aber er hatte keinen Trost daran, und als derselbe endete, brach er rasch mit dem Vater auf, um diesen nach seinem Verlangen zu einigen Bekannten des Dorfs zu führen, die der Greis seit dem vorigen Sommer nicht hatte besuchen können.

Länger, als Oswald es wünschte, blieb der Alte; schon ließ sich Musik und das Jauchzen der zum Fest bei Brügger geladenen Burschen hören: da erst verlangte er den Heimgang.

Mancher der Freunde Oswalds schüttelte diesem heute kräftiger als gewöhnlich die Hand, als er ging. Niemand fragte, warum der sonst so lustige Jäger

heute so schweigsam wäre: sie wußten es wohl, aber eben darum drückten sie ihm die Hand und schwiegen.

Der Sonntag war zu Ende gegangen, die Sonne längst hinter den fernen Gebirgen verschwunden; Oswalds Vater schickte sich an, das Lager zu suchen und fragte den Sohn, ob er nicht auch in seine Kammer gehen wolle. Dieser verneinte das, indem er sich mit seiner Waffe zu schaffen machte, und dem Alten bemerkte, er habe heute noch einen Ausgang im Sinn.

„Willst Du heute noch ein Gratthier aufspüren?" fragte der Alte.

„Möcht's versuchen; wir haben eine helle Nacht, da könnt' es mir glücken," bemerkte Oswald, indem er sich rüstete.

„Hast Recht, mein lieber Sohn; ich habe manches Stück beim hellen Mond zum Schuß bekommen," meinte der Alte, und fuhr dann fort: „Die Vorräthe gehen so auf die Neige. Behüt' Dich Gott und alle Heiligen!" schloß er und bestieg sein Lager, während Oswald, mit allem Nöthigen zu einer lange dauernden Jagd versehn, aus dem Zimmer schritt.

Hastig stieg er die Höhe hinan, ohne auch nur einen Blick in das Innthal zu werfen, noch hastiger schritt er dann eine Strecke weiter, dann aber blieb er plötzlich stehn, riß die Armbrust von der Schulter und lehnte sich an einen hervor springenden Felsen.

Was er heute erlebt, was ihm in den vergangenen Tagen geschehn, vor Allem aber Nannys kummervolles Antlitz, die Bitte in ihrem Auge, gingen an seinem Geist vorüber. Und er konnte nichts für sie thun, um ihren Kummer zu lindern. Er fühlte sich von diesem Bewußtsein ganz bezwungen und entmuthigt; seine starke Seele litt unter diesen Qualen schrecklich.

Er hatte sich auf den Boden nieder gelassen, und wie er sann und dachte, ob er denn gar nichts für sein geliebtes Mädchen thun könne, tauchte der Gedanke an den Alten des Berges in ihm auf, — eine Folge des damals herrschenden Aberglaubens, — der schon manchem bekümmerten Erdensohn in seiner Noth beigestanden haben sollte, und von welchem wunderliche Geschichten in dem Munde der Bergbewohner lebten. Auf den höchsten Alpen, in der lebenslosen Einsamkeit sollte er hausen, und wer mit kummervollem aber gerechten Herzen ihn anrief, dem sollte er erscheinen und Rath und Antwort geben auf Bitten und Fragen. Aber wer sich einen Scherz mit ihm erlauben oder ihn gar necken und beschimpfen wollte, den strafte er durch Nebel oder durch Schneegestöber und Sturm, und mancher kecke, übermüthige Bursche fand die Strafe, ehe er es noch ahnte.

Das Alles bedachte Oswald und überlegte noch einmal seine Liebe und sein Verlangen, und als er in Allem nichts Böses oder Unerlaubtes finden konnte, sprang er rasch vom Boden auf. Sein Ent-

schluß stand fest; er wollte den Alten des Berges aufsuchen.

Rasch stieg er den Berg hinan, neubelebt von dem Gefühl, für seine Liebe handeln zu können.

Und so stieg er die ganze Nacht, mühsam klimmend von Gebirge zu Gebirge, unbekümmert um die Gemse, die sich ihm zum Schuß entgegen stellte; sein Sinnen war heute nicht auf solche Beute gerichtet.

Unter seinem Steigen war der Morgen gekommen, er fühlte sich ermüdet und rastete. Eine Felsenplatte, rings umstarrt von Felsenkegeln, war sein Ruheplatz. Wenige Zeit nur rastete er, dann ließ ihn seine Ungeduld wieder aufbrechen.

So wanderte er den ganzen Tag hin und her durch Klüfte und über Höhen, oft schritt sein Fuß an gefährlichen Abhängen hin, oft hinderten Klüfte sein weiteres Vordringen, oft schien kein Weg mehr möglich, weder vorzudringen, noch den Rückweg zu finden. Oswald aber zagte nicht. War er doch in der Alpenwelt groß geworden, hatte schon als Jüngling manchen kühnen Sprung gethan, sich zu retten, oder eine Gemse zu erlegen; darum stieg er auch jetzt unbekümmert weiter.

Als er jene Welt erreichte, in der nur Felsgestein war, die Wolken tief unter ihm lagen, nichts Lebendes die Stille rings um ihn unterbrach, erhob er seine Stimme und rief den Alten laut und wiederholt.

Darauf lauschte er in ängstlicher Spannung, ob eine Antwort erfolgen würde.

Aber wenn das vielstimmige Echo in den Schluchten und zwischen den Felsen vertönt war, ward es auch um ihn wieder still, wie zuvor, und keine Antwort erfolgte.

Immer weiter und höher war er gestiegen, so hoch, daß sein Fuß nur noch über Eis und Schnee schritt und seine Glieder vor Frost erstarrten, immer und immer hatte er den Alten gerufen, doch immer vergeblich. Und wenn er, durch ein plötzlich entstehendes Geräusch erschreckt, auf das Erscheinen des Berggeistes mit gespanntem Blick harrte, so war es ein durch sein Rufen aufgescheuchtes Gratthier, das aus dem Versteck brach, um sich zu den voraneilenden Genossen zu gesellen.

Der Tag ging unter diesen Mühen und vereitelten Hoffnungen dem rastlos steigenden Oswald zu Ende; seine Kräfte waren erschöpft, er bedurfte der Ruhe. Ohne die Hoffnung, seinen Wunsch doch endlich noch erfüllt zu sehen, trat er den Rückweg an und stieg wieder hinunter.

Nach einigen Stunden erreichte er einen bequemen Ruheplatz, auf welchen er sich erschöpft niederließ, sich dann mit den mitgenommenen Speisen stärkte, einige Züge aus der Henkelflasche that, und darauf bald fest einschlief.

Die Nacht kam, der Mond war aufgegangen und

beleuchtete rings die Felsenwelt, Oswald schlief noch immer.

Plötzlich fuhr er aus dem Schlafe auf, schaute umher, horchte mit angehaltenem Athem, erhob sich und lauschte und lauschte. Ihn hatte ein lang anhaltender Ton, der matt durch die Berge hallte, aus seinem leisen Schlummer erweckt, darum lauschte er, um sich zu überzeugen, daß er auch recht gehört und ein Traum ihn nicht etwa getäuscht habe. Und siehe da, er sollte nicht vergeblich lauschen.

Nach einiger Zeit ließ sich derselbe Ton, der aber keiner menschlichen Brust anzugehören schien, jedoch viel schwächer vernehmen. Der vielfache Widerhall machte es schwierig, sogleich mit Sicherheit die Gegend zu erkennen, aus welcher der Ruf gekommen war. Darum lauschte Oswald auf's Neue, aber vergeblich; kein Ruf war mehr zu hören. Zwar schien es ihm, als ob bald nach dem letzten Ruf noch ein andrer, aber sehr schwach, erfolgt wäre, derselbe war aber so unbedeutend, daß ihn nur ein so feines und geübtes Ohr, als das eines Gemsenjägers vernehmen konnte. Für Oswald war dieser letzte Ruf der wichtigste, denn durch ihn, der das Echo zu wecken nicht mehr kräftig genug war, wurde er auf die richtige Spur desselben geleitet.

Er fühlte einen leisen Schauer durch sein Gebein rieseln; der wundersame Ton leitete ihn auf den Gedanken, es könne der Alte des Berges sein, der

ihm seine Gegenwart anzeigte, zum Lohn für seine Beharrlichkeit.

Rasch suchte er seine Befangenheit zu verscheuchen; mochte er sich täuschen oder nicht, er wollte der Stimme nachgehn. Die Hoffnung, es könnte der Berggeist wirklich sein, von dem der Ruf ausgegangen war, trieb ihn an, so schnell als möglich vorzudringen, um durch ein zu langes Zögern dessen Geduld nicht etwa zu erschöpfen. Gestärkt durch Ruhe und Nahrung, noch mehr aber durch die Hoffnung, seinen Wunsch vielleicht erfüllt zu sehn, gelang ihm dies auch vortrefflich.

Er eilte auf den Felsensteigen dahin, so rasch, als es die Gangbarkeit derselben irgend zuließ, und seine Eile steigerte sich, als er aufs Neue einen dem frühern ähnlichen Ruf zu vernehmen glaubte, der sanft anschwellend, bald in der Luft verhallte. Athemlos blieb er endlich stehen; er vermeinte den richtigen Ort erreicht zu haben, überdies schien ein weiteres Vordringen unmöglich.

Er befand sich nämlich einem Felsen gegenüber, dessen Namen ihm wohl bekannt war.

Es war die Martinswand in dem Zillergebirge, ein steiler, über einem schwindelnden Abgrund hängender Felsen, der rings von jähem Geklüft umgeben war, woher auch sein Namen stammte.

Oswald schaute sich überall um, ob er irgend etwas entdecken könnte; nichts ließ sich jedoch erblicken, am

allerwenigsten die vermuthete Erscheinung, und so lange und scharf er auch lauschte, es regte und rührte sich nichts.

So verging eine halbe Stunde.

Unmuthig, sich getäuscht zu haben, dachte er bereits an den Heimgang, als sich ihm eine Gemse zum Schuß darbot, die eben über einen Felsen kletterte. Sie kam ihm erwünscht, er hatte noch nichts erlegt, und so fiel die Gemse in dem nächsten Augenblick von seinem sichern Schuß. Der Pfeil hatte dieselbe jedoch nicht getödtet; sie raffte sich auf, sprang über das Geklüft und stürzte alsdann auf der Platte der Martinswand zusammen.

Oswald schaute ihr unmuthig nach; ihm war die Beute verloren gegangen, die jetzt nur den Geyern und Adlern zu Gute kam und schickte sich zur Rückkehr an.

Schon war er mehre Schritte tiefer gestiegen, als er zufällig aus dem Schatten eines hervorspringenden Felsens noch einmal sein Auge an der steilen Martinswand in die Höhe gleiten ließ.

Erschreckt blieb er stehen; denn sein Auge wurde von einer menschlichen Gestalt, welche er auf der Felsenplatte erblickte, gefesselt. In der Annahme, dieselbe könne nur die so lange gesuchte Erscheinung sein, durchrieselte ihn kalter Schauer; doch wußte er seiner Befangenheit bald Herr zu werden und blickte erwartungsvoll auf die Gestalt, um ihr Begehren zu vernehmen.

Dieselbe schien ihm übermenschlich groß zu sein und in dem vom Mondlicht durchleuchteten Nebel etwas Ueberirdisches zu haben.

Sein Auge und Ohr hingen in der gespanntesten Erwartung an ihr, denn er glaubte jeden Augenblick angeredet zu werden; er täuschte sich jedoch. Die Gestalt schien ihn gar nicht zu bemerken, sondern bewegte sich träge an dem Rande des Felsens hin und her, als ob sie einen Pfad suchte.

Eine kleine Weile beobachtete Oswald das Verhalten derselben. Etwas Natürliches zu vermuthen, fiel ihm nicht von ferne ein; denn wie sollte ein gewöhnliches irdisches Wesen auf die durchaus unzugängliche Platte der Martinswand gelangt sein können, das war geradezu unmöglich. So erwartete er mit Bestimmtheit eine Aeußerung des Berggeistes. Doch es verging wieder eine kleine Weile; es geschah nichts.

Während dieser Zeit hatte sich Oswald von der ersten Ueberraschung erholt, sein Auge war wieder heller geworden, und als in dem nächsten Augenblick die Gestalt sich nach ihm wendete, erkannte er zu seinem Schrecken, daß von einem Geist hier nicht die Rede sein könnte.

„All' ihr Heil'gen steht mir bei, es ist ein Mensch!" rief er aus und trat zugleich weiter vor. „Wie nur in des Himmels Namen kann der dahin gekommen sein!" rief er in dem nächsten Augenblick, und sein

erweitertes Auge prüfte die nächste Umgebung, um darauf eine Antwort zu finden.

Er war hier in der Gegend gewiß mit allen gangbaren Wegen bekannt, aber daß es auch einen solchen nach der Martinswand hinauf gebe, davon wußte er und seine Genossen kein Wort. Wie also kam der Mann da hinauf.

Da fiel ihm der Ton ein, der ihn vorhin eweckt und den er in seinem Wahn für die Stimme des Berggeistes gehalten hatte, und plötzlich ward ihm Alles klar.

Den Mann da oben hatte zu großer Jagdeifer verführt; er hatte den kühnsten Sprung, den ein Jäger in den Gebirgen nur thun konnte, gethan, und nun konnte er nicht mehr zurück.

„Gott steh mir bei!“ rief er aus, „wie rette ich den Mann!“

Und kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so ließ er in edlem Eifer, dem Verunglückten Trost und Muth ins Herz zu senden und ihn zu erinnern, daß man ihn gesehen habe und an seine Rettung dächte, ein lautes, weithallendes „Halloh“ ertönen, das er nach kleinen Pausen frisch und froh wiederholte.

Kaum hatte er den ersten Ruf ausgestoßen, so antwortete ihm ein schwaches „Halloh“ von der Platte der Martinswand, die Gestalt hatte sich nach ihm gewendet und winkle wiederholt mit dem Hut.

Die Nacht verhinderte Oswald nicht, sogleich ans Werk der Rettung zu gehen. Er spähte, vom Licht

des Mondes begünstigt, ringsum, ob sich nicht irgend ein Pfad in dem Geklüft auffinden ließ, der ihn hinaufführen konnte. Stunde auf Stunde kletterte er gleich einer Gemse umher, ohne viel weiter oder höher zu gelangen. Wenn er ausruhte, schallte sein lautes „Halloh“ zu dem unglücklichen Jäger hinauf, darauf begann er sein gefahrvolles Werk auf's Neue. Das war ein Weg, so schrecklich an Gefahr, daß jeder auch nur irgend falsche Tritt ihn in die fürchterlichste Tiefe gestürzt hätte; oft hing er an seinem Alpenstab über dem Abgrund, und sein Leben bedingte die Festigkeit des Stabes oder einer Wurzel, die er um die Faust geschlungen hatte.

Aber sein edles Werk sollte glücklicher Erfolg krönen; als die ersten Sonnenstrahlen die Firnen mit hellem Glanz färbten, befand er sich bereits in solcher Nähe von dem Mann, daß er sich ihm verständlich machen konnte. Dieser bedeutete ihm mit schwacher Stimme, ihm Speise und Trank zukommen zu lassen, was Oswald denn auch sogleich ins Werk zu setzen suchte. Eine starke Leine, ohne welche der Gemsen-senjäger nie ins Gebirge steigt, ward nach langem Bemühen endlich zu ihm hinauf geschleudert und von dem Verunglückten aufgefangen, daran wurde später Oswalds ganzer Vorrath an Speisen und Getränk hinauf geschafft, und er war im Herzen froh, davon so viel erübrigt zu haben, da er jetzt einen so treff-lichen Gebrauch davon machen konnte. Denn er

sah, mit welchem Heißhunger der Mann darüber herfiel. Darauf bedeutete dieser Oswald, ein wenig rasten zu wollen, um sich zu erholen, ehe er mit seiner Hilfe den gefahrvollen Rückweg antrat.

Das kam unserm kühnen Retter sehr gelegen, da er selbst der Stärkung bedurfte.

Endlich, als die Sonne schon höher gegangen war, rief ihn der Mann an, und bald darauf ließ er sich an der befestigten Leine vorsichtig herab und erreichte wohlbehalten den Ort, an welchem Oswald sich befand. Mit Erstaunen hatte dieser wahrgenommen, mit welcher Kühnheit und Unerschrockenheit der Jäger den gefahrvollen Weg zurücklegte, und schüttelte demselben in Bewunderung und herzlicher Freude über dies gelungene Wagstück die Hand.

Der Fremde, dessen Antlitz Wohlwollen und Dankbarkeit, aber auch Muth und männliche Entschlossenheit zeigte, drückte ihm nicht minder warm die Hand, und unter gegenseitigem traulichen Beistand, wobei der Jägersmann oftmals eine ungeheure Körperstärke, die höchste Gewandheit und überdieß alle Kunstgriffe des geschicktesten Gemsenjägers zeigte, gelangten sie endlich auf eine bequeme Felsenplatte, von wo aus der Heimweg, wenn auch nicht ganz ohne Gefahr, doch unter Anführung Oswalds, der die gangbarsten Pfade kannte, angetreten werden konnte.

Auf der Felsenplatte angekommen, sprach der fremde Jäger das Verlangen aus, eine Stunde zu rasten, da

er seine Kräfte über die Maßen angestrengt, mehr noch aber durch Hunger und Durst gelitten hatte.

Und als sie sich Beide neben einander gelagert hatten, erzählte ihm der fremde Schütze in heiterm Ton sein Abenteuer, wie er im hitzigen Verfolgen eines Gratthiers den Sprung über die schmalste Stelle des Geklüfts gemacht, dann aber sehr bald erkannt hatte, daß er hier ohne Hilfe elendiglich würde umkommen müssen. Denn er hatte weder Speise noch Trank bei sich, und es fehlte, wie er lachend hinzu setzte, nun nicht mehr viel, so wäre er durch Hunger und Durst bald so sehr entkräftet gewesen, daß er kein Lebenszeichen mehr von sich zu geben im Stande gewesen wäre, und wenn die Heiligen nicht Oswald zu seiner Rettung gesendet hätten, wäre es aus mit ihm für alle Zeit gewesen.

Er hatte bereits einen Tag und zwei Nächte auf der Martinswand zugebracht, und das zu ertragen, vermochte nur eine so eiserne Natur, als es die des Fremden zu sein schien.

Und nochmals drückte er Oswald die Hand, der von dem muthigen, vertraulichen Wesen des Jägers ganz eingenommen war, und streckte sich alsdann behaglich auf dem Moosteppich aus und schlief in der nächsten Minute fest ein.

Oswald jedoch fühlte keine Neigung zum Schlaf. Er war durch dieses Ereigniß zu sehr aufgeregt worden, und während der Fremde schlief, überdachte er,

auf welche sonderbare Weise er dazu gelangt sei, einen Menschen aus der schrecklichsten Todesgefahr zu retten. Dieses Gefühl that ihm sehr wohl, und er freute sich, daß sein Suchen nach dem Bergesalten, wenn auch nicht sein Glück begründet, so doch zu einem so guten Ziel geführt hätte.

In diesem angenehmen Bewußtsein richtete er unwillkürlich den Blick auf den Jäger, und sah ihn sich jetzt erst genau an; denn so lange gestattete es die gefährliche und drängende Lage nicht, in der sie sich befanden.

Der Schläfer war gekleidet wie alle andern Jäger und wie Oswald selbst. Er trug einen kurzen grünen Rock, einen grauen Hut, Beinkleider von Gemsenleder, und um die Hüften einen Gurt, welchen eine massive silberne Schnalle zusammen hielt.

Wenn Oswald, indem er den Mann genauer betrachtete, auch anfangs eben nichts Auffälliges an demselben entdecken konnte, so bemerkte er doch bei längerm Beschaun, daß, war die Tracht des Jägers auch in der gewöhnlichen Art, das Tuch doch feiner, die Arbeit und Stickerei viel sauberer sei, als die der seinen und andrer Jäger. Ganz besonders war dieß mit dem Leibgurt der Fall, der ein wahres Prachtwerk an Arbeit genannt werden mußte.

Da er sich als ein so verwegener Jäger gezeigt hatte, so wunderte sich Oswald, niemals seinen Namen gehört zu haben und vermuthete, er sei zufällig aus

einer entfernten Gegend des Gebirges einmal hierher gekommen. Mehr noch als den Anzug bewunderte er die starken, kräftig gebauten Glieder des Mannes, der ungefähr dreißig und einige Jahre alt sein konnte. Sein Wesen hatte etwas Keckes, dabei aber durchaus Gutmüthiges und Einnehmendes, was sich ganz besonders in seinem Antlitz offenbarte. Daher schaute Oswald auch jetzt wiederholt in dasselbe, und mit fast brüderlicher Zuneigung behütete er den Fortschlummernden, der von dem tiefsten Schlaf bezwungen war.

Fast über eine Stunde hatte der Fremde der Ruhe gepflegt, als er erwachte, und leicht, als hätte er niemals, und am wenigsten vor einigen Stunden ein so gefährliches Abenteuer bestanden, aufsprang und lachend ausrief, daß ihn wie einen Wolf hungere, Oswald möge ihn daher so schnell als möglich nach einer Hütte führen, wo er etwas zu essen bekäme, oder, könnte es sein, dahin, wo es etwas Gutes gebe, da sein Magen darnach verlangte.

Zugleich erkundigte er sich nach dem nächsten Dorf, und als Oswald ihm das Oberinnthal als ein solches bezeichnete, welches seines Wissens die meiste Aussicht bot, des Fremden Verlangen zu befriedigen, so brachen sie dahin auf.

Rüstig schritten Beide fort, besonders der Fremde, dem man kaum noch eine Schwäche anmerkte, und Oswald mußte sich fast ein wenig mehr als gewöhnlich

anstrengen, um mit ihm stets gleichen Schritt zu halten.

Während sie nun wanderten, mußte Oswald dem Fremden erzählen, von wo er her sei, und wie er dazu gekommen, ihm einen so wichtigen Dienst zu leisten. Das gewinnende und einfache Wesen des Ersteren hatten Oswald wie wir wissen, sehr zutraulich gemacht, nnd, da er die Lüge und Verstellung verabscheute, so verhehlte er dem Fremden auch nicht das Geringste, und dieser lachte laut auf, als ihm Oswald gestand, in ihm den Alten des Berges vermuthet zu haben.

Der Fremde sprach ihm guten Muth ein und meinte, vielleicht ließe sich Brügger doch noch überreden, er wollte es einmal selbst mit dem Starrkopf versuchen. Oswald bemühte sich, ihm das aus dem Sinn zu reden; sie sprachen darüber gar Vieles hin und her, und über ihr Geplauder hatte sich der Weg so sehr verkürzt, daß sie das Dörfchen schon betraten, ehe sich Oswald dessen noch versah.

Der Letztere war eben in Begriff, den Fremden an Brüggers Haus vorüber nach der Schenke zu führen, als dieser vor demselben stehen blieb und sich nach dessen Besitzer erkundigte, da es sich vor allen andern durch Stattlichkeit und Anstrich auszeichnete. Als ihm nun Oswald gestand, wem es gehörte, rief der Fremde lachend:

„So laß' uns eintreten; ich denke, sie werden uns

von dem Verlobungsfest noch einen guten Bissen übrig gelassen haben!"

Oswald überraschte das kecke Benehmen und Verlangen des Fremden; er hielt ihn am Arm zurück und bedeutete ihm, daß mit dem reichen Brügger nicht Spaß zu treiben sei, wolle der Fremde aber dennoch gehn, so möge er es allein thun; er dürfte wegen seines dem Brügger gegebenen Wortes ihn durchaus nicht begleiten.

„Da sei ganz ruhig," sprach der Fremde. „Du sollst in keine Ungelegenheiten kommen, ich geb' Dir mein Wort," und ehe sich Oswald noch besinnen konnte, hatte er dessen Arm ergriffen und zog den sich Sträubenden mit sich fort in das Haus.

Ganz keck öffnete er die Thür zur Stube und eben so ungezwungen trat er ein, schaute sich überall um, und ging, als Niemand zu sehen war, auf die daneben gelegene Stube zu, um sich, wie er lachend sagte, Jemand zu holen, der sie bedienen sollte.

Oswalds Erstaunen mehrte sich von Minute zu Minute, und er war voller Besorgniß über das schlimme Ende, das dieser Handel seiner Ansicht nach jedenfalls nehmen müßte. Doch wagte er nicht, dem Fremden irgend welche Vorstellungen darüber zu machen; denn das freie, fast befehlende Wesen desselben, der überdies that, als wäre er überall zu Hause, hatten ihn vollkommen überwunden, und so ließ er geschehen, was er, wie er einsah, doch nicht zu ändern vermochte.

Der Fremde hatte sich der Nebenstube kaum ein paar Schritte genähert, indem er Jemand rief, die Gäste des Hauses zu bedienen, als Nanny eilig in die Stube trat, und von des Fremden, noch mehr aber von Oswalds Anwesenheit auf das Höchste überrascht, starr stehen blieb. Vor Erstaunen sprachlos, vergaß sie sogar, die Gäste nach der üblichen Weise zu begrüßen.

„Nun, Nanny,“ rief der Fremde lachend, als er ihre Verlegenheit und Ueberraschung sah, „ich denke, Du wirst uns ein „Gott grüß'“ bieten, da ich Dir einen alten lieben Freund mitgebracht habe —“

War Nanny über den unerwarteten Anblick der Beiden noch blasser geworden, als sie es schon war, so erröthete sie, als sie ihr Herzensgeheimniß von einem ihr ganz fremden Manne aussprechen hörte, jetzt um so tiefer, und wußte kein Wort über die Lippen zu bringen.

Unter Oswald brannte der Boden.

„So thue doch nicht so zaghaft,“ sprach der Fremde schalkhaft, „geh', gieb dem bravsten Mann im ganzen Innthal einen herzhaften Kuß zum Willkommen!“

Aber Nanny rührte sich nicht, sondern zupfte in ihrer unbeschreiblichen Verlegenheit an der Schürze, und war nun noch hübscher als gewöhnlich.

„Bei St. Stephan, Du hast ein schmuckes Dirndel zur Braut!“ rief der Fremde, nahm alsdann Oswald bei der Hand und sprach, indem er ihn zu Nanny

führte: „So küß' das Ding herzhaft; ich verantworte es bei dem Brügger."

Aber trotz dieses Versprechens wagte Oswald doch nicht, Nannys Mund zu berühren.

„So ziert Euch nicht länger!" rief der Fremde laut auflachend und fuhr dann fort: „Bist ein so kühner Jäger, Oswald, und doch ein so zaghafter Liebhaber. Hätte das nimmer geglaubt. Nun, macht's rasch, Kinder, denn mich verlangt nach Speise und Trank. Ich sage euch nochmals, Brügger ist ein alter Bekannter von mir und ich verantworte Alles."

Da freilich konnte sich Oswald nicht länger halten, alle Bangigkeit wich von ihm und er sprach:

„Ich nehme Euch, kecker Mann, beim Wort. Mögt Ihr's denn mit dem Brügger ausfechten."

Und als er dies gesagt hatte, schloß er Nanny herzhaft in die Arme und küßte sie voll Lust.

„So ist's recht, Kinder!" rief der Fremde. „Die Liebe erwärmt das Herz, vor Allem aber der Kuß eines herzigen Mädchens. Nun aber bringe Speise und den besten Trank, den Du im Hause hast, Mädel. Ich und Dein Bräutigam sind hungrig und durstig.

Nanny eilte fort, sein Verlangen sogleich zu erfüllen. Ihr wirbelte es vor hellem Erstaunen im Kopf, und daß sie ihrem Liebsten am Herzen gelegen, ja ihn sogar geküßt hatte, schien ihr ein vollständiger Traum zn sein. Denn wie hätte sie heute, wo Hoff-

nungslosigkeit sie fast vernichtet hatte, an so Etwas denken können. Es war unglaublich.

Nanny hatte auf die Frage nach ihrem Vater mitgetheilt, daß derselbe in Geschäften aus sei, und vielleicht erst in ein paar Stunden wiederkehren würde, und der Fremde darauf gemeint, er würde es sich in der Zeit hier bequem machen, da er auf seine Rückkunft warten müsse, um seine Zeche zu berichtigen.

Bald saß er mit Oswald bei dem trefflichen Mahl, das ihnen die emsige Nanny schnell besorgt hatte, leerte eine Flasche nach der andern mit Oswald, dem es im Kopf schon ganz wirblich wurde, und ruhte nicht eher, als bis auch Nanny mit ihnen ein Glas getrunken hatte. Ehe er sich aber zur Tafel setzte, verlangte er von Nanny, sie solle ihm einen flinken Burschen besorgen, dem er einen Auftrag ertheilen wollte.

Nach wenigen Minuten trat derselbe ein; der Fremde führte ihn bei Seite, sprach im Geheim mit ihm, zog einen großen Siegelring von Finger und händigte ihm denselben ein.

Der Bursche sah den Fremden mit offnem Munde an und statt fortzueilen, blieb er wie angewachsen stehen; aber kaum hatte der Erstere eine gebieterische Handbewegung gemacht, so war der Bursche wie fortgestoben.

Oswald und Nanny, ganz in ihr Glück vertieft, gewahrten von dem Allen nichts; sie hatten sich die

Hände gegeben und schauten sich überglücklich in die Augen.

Aber das sollte nicht lange dauern, denn keine Viertelstunde war vorüber, nachdem der Bote fort gegangen, als sich die Thür öffnete und der alte Brügger eintrat.

Wer schildert sein Erstaunen, als er diese Gesellschaft vorfand. Er wurde vor Aerger kirschroth und konnte kein Wort hervor bringen.

Die Liebenden waren auseinander gestoben; der Fremde jedoch blieb ruhig und nachlässig sitzen, winkte dem Alten zu und rief dann lachend, er möchte nur von seinem Erstaunen lassen, er wäre gekommen, für Oswald bei ihm zu werben. Dieser habe ihm das Leben gerettet, und da müsse er auch etwas für ihn zum Dank thun.

Nun aber riß dem alten Mann die Geduld; rasch trat er dem Fremden näher und rief drohend:

„Was soll das dumme Zeug und wie kommt Ihr dazu, Euch solche Freiheiten heraus zu nehmen?!“

Da war nun, wie Oswald und Nanny gefürchtet hatten, der väterliche Sturm da, und sie waren gespannt, ob der Fremde nun auch mächtig genug sein würde, denselben zu beschwichtigen.

Der Letztere lachte hell auf und rief, er möge sich nur beruhigen und mit Vernunft zu ihm reden; aber seine Worte waren in den Wind gesprochen.

Denn Herr Brügger, noch wüthender durch das

Lachen und kecke Wesen des fremden Jägers gemacht, fuhr jetzt auf Oswald und Nanny los und fragte: ob das Wort halten hieße, und ob sie seinen Willen gar nicht mehr respektirten.

Da aber fiel der Fremde sogleich ein und setzte ihm auseinander, daß Oswald nur auf sein Zureden und Versprechen, Alles bei Brügger zu verantworten, hier sei, er also auch ganz unschuldig wäre; er hätte es also nur mit ihm zu thun.

Dadurch wurde Herr Brügger nur noch trotziger gemacht, er stemmte die Arme in die Seite nnd sprach höhnisch:

„Und wer seid Ihr denn, daß Ihr mit so großer Zuversicht glaubt, ich würde mich Euern Thorheiten fügen? Ihr seid mir ganz unbekannt, und daher ist es wirkich ein starkes Stück, so mir nichts dir nichts her zu kommen und solch Verlangen an mich zu stellen."

„Da mögt Ihr nicht ganz Unrecht haben," rief der Fremde und lachte, daß er sich schüttelte.

„Eure Kleidung zeigt mir Euern Stand; wenn Ihr Euch denn heraus nehmt, den Brautwerber für Oswald zu spielen, so müßt Ihr wol auch an eine Aussteuer für ihn gedacht haben; denn einem so armen Burschen, als Oswald, gebe ich meine Tochter nicht, und Euer Vorrath an Gemshörnern und Fellen, wird doch zu gering für Brüggers Kind sein," sprach der Alte hitzig und höhnisch.

„Gemshörner und Felle habe ich nicht," meinte

der Fremde, aber ich glaube noch andere Dinge zu besitzen, die Ihr nicht verachten werdet."

„Eitel Prahlerei, nichts anders!" rief Brügger, der nun einmal in Hitze war.

„Und was setzt Ihr dagegen, Alter, wenn ich dem Oswald hundertfach mehr gebe, als Euer ganzer Bettel werth ist?!" fragte der Fremde und schaute Brügger schelmisch an.

„Gebt Euch keine Mühe, einen Narren aus mir zu machen, dazu bin ich zu alt," gegenredete der Letztere, und fügte hinzu: „Macht ein Ende; denn ich sage Euch, aus dem Handel kann einmal nichts werden."

„Das wollen wir abwarten," meinte der Fremde in einem so bestimmten und scharfen Ton, daß Brügger unwillkürlich veranlaßt wurde, seinen ungebetenen Gast ins Auge zu fassen, denn er bekam mit einem Mal einen gewissen Respekt vor demselben.

Aber er war nicht der Mann, der sich so schnell andern Sinnes machen ließ, und darum schaute er den Fremden schärfer an und meinte in etwas spöttischem Ton:

„Wer in solcher Art zu mir zu sprechen sich unterfängt, müßte mir doch erst sagen, wer und was er ist."

Der Fremde lächelte vornehm, schien sich einen Augenblick zu besinnen und sprach dann:

„Wäret Ihr, wie ich, viel in den Gebirgen herum gekommen, würdet Ihr nicht so fragen. Seht mich an, ich bin der Alte vom Berge — Oswald hat mich

Eurer Hartherzigkeit halber aufgesucht, und wie Ihr seht, wirklich gefunden."

Brügger und die Liebenden schauten sich und den Fremden überrascht und mißtrauisch an, gleichsam, als erwarteten sie, daß der Geist sofort einen Beweis seiner Zauberkraft geben würde. Sie wußten nun gar nicht mehr, was sie denken und sagen sollten.

Da warf der Fremde plötzlich einen Blick durchs Fenster, sprang auf, öffnete das letztere rasch und winkte mit der Hand hinaus, und plötzlich vernahm man lustigen Hörnerklang und helles Rufen und Jauchzen, das immer näher und näher kam nach dem Brüggerschen Hause.

Da ging der Fremde hinaus auf die Treppe vor dem Hause und grüßte die Ankommenden.

Brügger und die Liebenden, die sich von ihrem Erstaunen garnicht zu erholen vermochten, folgten rasch, und als sie auf die Straße hinschauten, siehe, da gewahrten sie ein glänzendes Gefolge von Rittern und Edelleuten, die, als sie dem Hause nun nahe waren, die Hüte schwenkten und in den Ruf ausbrachen:

„Hoch lebe Kaiser Max!"

Und die Dorfbewohner, die sich dem Zuge angeschlossen hatten, stimmten laut in diesen Ruf ein. —

Um den alten Brügger und die Liebenden war es geschehen. Eher hätten sie an eine Zauberei des

Alten vom Berge geglaubt, als an die Gegenwart des großen Kaisers Max.

Sprachlos vor Erstaunen hingen ihre Blicke an dem Letztern, der sich daran zu erfreuen schien.

Aber nur einen Augenblick, in dem nächsten nahm er Oswald bei der Hand, führte ihn vor und sprach: „Seht, dieser hat Euerm Kaiser mit eigener Lebensgefahr das Leben gerettet. Als ich auf der Martinswand elendiglich umzukommen vermeinte, hat er mir das erste „Halloh" zugerufen und mir damit Trost in das Herz gegossen. Zum Dank dafür soll er und seine Kindeskinder „Hollauer" heißen, und da er mich von einem hohen Felsen gerettet hat, so soll er, da er den Muth eines Ritters dabei bewiesen, „von Hohenfels" geadelt werden, und zugleich belehnt sein mit einem Schloß und Ländereien in dem Innthal für sich und seine Nachkommen für alle ewige Zeiten. — Jetzt," schloß der Kaiser, „ruft mir ein Hoch auf den Hollauer von Hohenfels!"

Ueberwältigt von Freude und Theilnahme an dem so überaus wunderbaren und frohen Vorfall, erfüllte die Menge aus vollem Herzen und mit vollem Munde den gegebenen Befehl und jubelnd schallte der Ruf durch die Luft.

„Hoch der Ritter Hollauer von Hohenfels!"

Um die so eigenthümliche und gefahrvolle Lage, in welcher Oswald den Kaiser auf der Martinswand angetroffen hatte, zu erklären, muß bemerkt werden, daß

der durch seine außergewöhnliche Körperkraft und Geschicklichkeit berühmte Kaiser Max ein eben so leidenschaftlicher als kühner Gemsenjäger war, und bisweilen ganz allein die Gebirge durchwanderte, um ein Grattbier zu erlegen. Dabei scheute er weder Gefahr noch Ungemach, wie wir gesehen haben.

So war es auch dieses Mal.

Er hatte sein Gefolge auf einem in der Nähe befindlichen Edelsitz zurück gelassen, war zwar in Begleitung ausgezogen, hatte sich jedoch sehr bald bei eifriger Verfolgung eines Gratthiers von derselben getrennt und zuletzt durch seine überraschende Kühnheit in eine so furchtbare Lage versetzt.

„Nun, Brügger," sprach der Kaiser darauf, sich an diesen wendend, „Felle und Hörner, sagte ich, hätte ich nicht, dafür aber etwas Anderes, was, wie ich meine, auch nicht zu verachten wäre; seid Ihr nun mit der Mitgift zufrieden?"

Da fiel Brügger dem Kaiser demuthsvoll zu Füßen und bat tausendmal um Gnade.

Der Kaiser hieß ihn aufstehen, nahm Nanny bei der Hand, der vor Erstaunen schwindelte, und befahl ihr, sich allsogleich zur Trauung zu schmücken; er wollte derselben noch in der nächsten Stunde beiwohnen und nicht eher abreisen, bis dieselbe vollzogen wäre.

Da war der Jubel denn überaus groß.

In dem Tumult und Jauchzen übersah man einen ehrwürdigen Greis, der von einem Knaben geleitet,

sich durch die Menge drängte und zu dem Kaiser verlangte.

Als dieser das wahrnahm, rief er dem alten Mann zu, näher zu kommeu.

Da erblickte Oswald denselben, und kaum war das geschehen, als er froh ausrief: „Mein Vater!" und demselben entgegen eilte und ihn darauf zu dem Kaiser führte.

„Dein Vater, Hollauer?" fragte dieser leutselig, da es ihm Freude bereitete, denselben kennen zu lernen.

Oswald bejahte, und zugleich warf sich der Alte zu des Kaisers Füßen und dankte ihm mit bebender Stimme für die seinem guten Sohn erwiesene, so große Gnade.

Kaiser Max hob ihn freundlich auf, winkte einen Ritter herbei, der eine goldene Kette trug, entnahm dieselbe und hing sie dem überraschten und beglückten Greise um, indem er bemerkte, er sollte sie zur Erinnerung an seinen gnädigen Kaiser tragen.

Während dessen hatte sich Nanny geschmückt, und bald darauf bewegte sich der prächtige Hochzeitszug nach der Kapelle. Da fehlte auch nicht Einer aus dem Dorf, der sich ihm nicht angeschlossen hätte, und die Lahmen selbst hinkten an ihrer Krücke demselben nach.

Als nun die Einsegnung des Paars vorüber war, setzte sich der Kaiser auf ein Roß und nahm Abschied.

Oswald befahl er, binnen vier Wochen mit seiner

Hausfrau an seinen Hof nach Insbruck zu kommen, um daselbst den Rittern und Hofleuten vorgestellt zu werden; alsdann sollte er die geschenkte Besitzung unter großer Pracht beziehen.

Und wie der Kaiser es befohlen hatte, so ging auch Alles in Erfüllung, und lange lebte Oswald mit Nanny in Freude und Herrlichkeit, hoch geehrt von dem Kaiser und den Edelleuten. Aus seiner Ehe mit ihr ging das Geschlecht der „Hollauer von Hohenfels" hervor, deren Abkömmlinge sich noch jetzt in Tyrol befinden.

Kaiser Max ließ später auf der Martinswand ein vierzig Fuß hohes Kreuz zum Andenken an seine glückliche Errettung errichten. Heute befindet sich in einer Höhle an derselben Stelle ein ähnliches Kreuz, 850 Fuß hoch über dem Inn, welches den Wanderer an den ritterlichen Kaiser und dessen Errettung aus einer so furchtbaren Gefahr erinnert, so geschehen im Jahre 1493.

Hausfrau an seinen Hof nach Innsbruck zu kommen, und daselbst den Rittern und Hofleuten vorgestellt zu werden; alsdann sollte er die geschenkte Besitzung unter großer Pracht beziehen.

Und wie der Kaiser es befohlen hatte, so ging auch Alles in Erfüllung, und lange lebte Oswald mit Nanny in Freude und Herrlichkeit, doch geehrt von dem Kaiser und den Edelleuten. Aus seiner Ehe mit ihr ging das Geschlecht der „Hollauer von Hohenfels“ hervor, deren Abkömmlinge sich noch jetzt in Tirol befinden.

Kaiser Max ließ später auf der Martinswand ein vierzig Fuß hohes Kreuz zum Andenken an seine glückliche Errettung errichten. Heute befindet sich in einer Höhle an derselben Stelle ein ähnliches Kreuz, 850 Fuß hoch über dem Inn, welches den Wanderer an den ritterlichen Kaiser und dessen Errettung aus einer so furchtbaren Gefahr erinnert, so geschehen im Jahre 1493.

Der blasse junge Mann.

Die Wintersonne schien hell und freundlich in das Comptoir des Buchhändlers Berg und erhöhte den frischen Farbenton seines feisten Gesichts, dem ein nach der Schnur gehaltener Backenbart ein noch stattlicheres Ansehn gab. Ihn umkräuselte der blaue Duft der feinsten Havannah-Cigarre, welche er zu der Vormittags-Chocolade zu rauchen pflegte, und der Präsentirteller, auf welchem der Imbiß des Vormittags-Frühstücks aus vergoldetem Geschirr verführerisch lachte, eröffnete dem Gebieter die angenehme Perspective auf feinere Delikatessen und ein denselben entsprechendes Glas Wein.

Solche Aussichten und das behagliche Zimmer ließen leicht die funfzehn Grad Kälte vergessen, welche die Fußgänger auf der Straße zu beflügelter Eile antrieben.

Berg beendigte die Durchsicht der eingelaufenen Correspondenzen und legte mit einem gewissen Behagen ein paar Briefe bei Seite, welche ihm einen reichen

Profit bei einem Verlags=Artikel sicherten, wie denn das nicht anders sein konnte, denn Herr Berg pflegte bei seinen geschäftlichen Unternehmungen stets sicher zu gehen.

„Hätte ich doch nicht geglaubt, daß der Artikel so gut abgehen würde,“ sprach er vor sich hin, während er die Bilanz zwischen den gehabten Kosten und der Einnahme der abgesetzten Exemplare zog, und wer ihm jetzt so dreist in das Gesicht schaute, konnte leicht erkennen, daß das, was er vorhin Glauben nannte, im Grunde nichts anderes gewesen, als eine Beschönigung des sichern Erwartens, ein sogenanntes gutes Geschäft damit zu machen. Aber der Autor hatte für das Manuskript kein Honorar erhalten; denn Herr Berg legte demselben mit geschäftlicher Ueberzeugung seinen „Glauben“ vor, und ersparte ihm auf diese Weise nicht nur die Mühe, eine Quittung zu schreiben, sondern nöthigte ihm auch mit diesem in der ganzen Welt so angesehenen und vielvermögenden Artikel die Verpflichtung auf, ihm, dem rücksichtsvollen und nur zu Gunsten des Autors eine bedeutende Summe aufs Spiel setzenden Verleger ewigen Dank für eine solche Waghalsigkeit zu zollen. Denn er wußte dem Autor auf eine so überzeugende und treuherzige Weise den Beweis zu führen, lediglich nur desselben Bestes und nicht seinen eigenen Vortheil in's Auge zu fassen, und dazu von seinem menschenfreundlichen Herzen verleitet zu werden. Ueberdieß gab er zugleich

nicht undeutlich zu verstehen, im Interesse der Literatur, welche er so hoch und innig verehre, sich ein für allemal, vielleicht etwas leichtsinnig, in seiner Seele eine gewisse Verpflichtung niedergelegt zu haben, welche er unter bestimmten Umständen, selbst bei der schlimmen Aussicht auf namhafte Ausfälle, zu erfüllen sich dann nicht erwehren könne.

„Aber Kunst und Künstler müssen protegirt werden," pflegte er dann als Schluß seiner weitschweifigen Exposition meistens hinzu zu setzen, und der befangene, von den stereotypen Redensarten bewältigte Autor schied mit Bewunderung und der festen Ueberzeugung von Herrn Berg, daß derselbe ein außerordentlicher Mann, ein wahrer Verehrer der Kunst, ein Mäcen der armen Schriftsteller, ein Mensch voll Herz und Humanität sei. Und Herr Berg sah ihn mit schlauem Gesicht davon gehen, rauchte ruhig seine Cigarre fort, und erwog im Kopfe eine Addition und Subtraction, deren Product nicht zu verachten war; nicht nur sein eiserner Geldschrank stand sich gut dabei, sondern, was auch Berücksichtigung verdiente, sein Renommée gewann durch die sicher zu erwartende rühmende Mittheilung des so geschickt bearbeiteten Autors.

„Dem Klugen gehört die Welt," so murmelte Herr Berg eben die gern und oft ausgesprochene Sentenz, nachdem er, wie schon oben bemerkt, die sichern Vortheile erwogen, als Stengel, der Geschäfts-Gehülfe herein trat und ihm einen eben eingelaufenen

Probeband Gedichte in der zweiten Auflage vorlegte. —

„Der Einband ist reich und zierlich, ich bin zufrieden," meinte Herr Berg, nachdem er denselben sorgfältig geprüft, und setzte hinzu: „Freilich, kostet auch viel; aber was soll man machen, um die Kosten heraus zu bekommen!" seufzte er.

„Geht denn das Buch einigermaßen?"

„So ziemlich," meinte der Gehülfe.

„Ziemlich," wiederholte Berg; „solche Bezeichnung ist wenig ermuthigend," fuhr er dann fort; „aber da sehen Sie selbst, Stengel, wie sehr vorsichtig man bei Verlags-Geschäften sein muß, um nicht in der Tinte sitzen zu bleiben."

Der Gehülfe schien ein ungläubiges Lächeln nur schwer zu unterdrücken; er wußte nämlich nur zu gut, daß mit dem Buch ein sehr gutes Geschäft gemacht wurde; aber der Respect vor dem Prinzipal und die hinreichende Ueberzeugung, daß der Letztere in Fällen, wo der Autor leer ausgegangen war, ihm und seinen Geschäfts-Collegen stets den Glauben von dem Mißlingen der Speculation beizubringen bemüht war, ließen ihn ein gläubiges und bedauerndes Antlitz zeigen.

„Ich denke, eine zweite Auflage wird den Verkauf fördern; man muß schon zu solchen Mitteln greifen, selbst wenn von der ersten Auflage noch über die Hälfte vorhanden ist," meinte Herr Berg sorgenvoll.

„Wir haben nur noch acht Exemplare davon auf dem Lager,“ bemerkte Stengel.

„So, so, — — — —“ sprach der Prinzipal gedehnt und setzte hinzu: „Sie vergessen die Krebse, welche wir nach der Ostermesse zu erwarten haben.“

Der Gehülfe hatte aus guten Gründen darauf nichts zu erwiedern.

Während der Unterredung prüfte Herr Berg den Band unausgesetzt, und sprach nun weiter:

„Eine solche splendide Ausstattung, hoffe ich, wird anerkannt werden; man soll sehen, daß ich für die Literatur und insbesondere für angehende, und also noch gänzlich unbekannte Dichter etwas thue.“

„Fräulein von Strengen meinte neulich, der Inhalt des Buches verdiente eine schöne, äußere Ausstattung,“ bemerkte der Gehülfe naiv.

„Was wissen Damen vom Geschäft!“ rief Herr Berg unmuthig, und endigte alsdann das Gespräch rasch mit dem Auftrage: „Senden Sie dem Geheimen Rath Rauch ein Exemplar zu; seine Tochter, weiß ich, liebt solche Poesieen, und ich vergaß, ihnen schon früher ein solches zuzusenden.“

Der Gehülfe ging aus dem Zimmer und Herr Berg an seine frühere Arbeit, unmuthig, sein, wie er glaubte, schlau verhehltes Geschäft, von dem neugierigen Gehülfen dennoch richtig erkannt zu sehen. Denn der Autor dieser zweiten Auflage von Gedichten gehörte zu denjenigen, welchen er hinsichts des Hono-

rars der Mühe des Quittungsschreibens überhoben und mit der Versicherung seiner seltenen Humanität entlassen hatte, und die eben beendete Durchsicht der erhaltenen Correspondenzen hatte ihn, wie wir wissen, von dem erklecklichen Vortheil dieses Verlags hinlänglich überzeugt.

„Der Mensch soll arm sein, freilich, Kunst geht nach Brod; Alltagserfahrung; indessen, man hat die Ausfälle wohl ins Auge zu fassen. Natürlich, Jeder ist sich selbst der Nächste, und dem Klugen gehört die Welt.“ —

So reflectirte Herr Berg und rauchte seine Havannah-Cigarre gleichmüthig fort, schaute nebenbei nach dem am Fenster befindlichen Thermometer, schüttelte den Kopf und meinte:

„Eine grimmige Kälte, ein und einen halben Grad mehr gefallen,“ und fühlte sich unter solchen Umständen doppelt behaglich in seinem warmen Zimmer, in welchem er sein liebes Ich mit der ihm angebornen Selbstliebe hätschelte, ohne durch den Gedanken darin gestört zu werden, wie Viele bei solchen Witterungs-Verhältnissen durch Entbehrungen aller Art zu leiden hätten.

„Schön, daß Du kommst!“ rief Aurora der eintretenden Freundin entgegen, indem sie das vor ihr liegende Buch, in welchem sie eben gelesen, in der

Hand behaltend, sich aus dem elastischen Fauteul erhob und der Eintretenden entgegen ging.

Sie begrüßten sich durch einen warmen Händedruck und während der Gast Hut und Zobelmuff ablegte, sprach Aurora sichtlich erregt:

„Ich habe Dir ein paar neue Gedichte unsers Lieblingsdichters Richard mitzutheilen; sie sind in einer neuen Auflage erschienen und mit mehren herrlichen Dichtungen vermehrt. Ich habe sie vor ein paar Stunden von dem Buchhändler erhalten. Doch nimm Platz, ich will Dich sogleich mit ihnen bekannt machen.“

„Sie scheinen Dein ganz besonderes Interesse zu beanspruchen,“ bemerkte die Freundin, Aurora in das helle Auge schauend.

„Höre, und Du wirst dasselbe in jeder Hinsicht gerechtfertigt finden,“ erwiederte Aurora, und setzte hinzu: „Namentlich ist es das letzte in dieser Sammlung, das mich durch den tiefen, hohen Gedanken, durch den Menschenstolz, der sich darin ausspricht, und die gedrungene Sprache besonders anzieht. Welch' eine große Seele, welche männliche Energie, welch' ein Selbstbewußtsein und eigene Würdigung spricht sich darin aus! Das Gedicht hat keine Bezeichnung, doch sagt uns sein Inhalt, der Dichter habe der Gottheit den Willen des Menschen gegenüber gestellt, der ihn selbst zum Gott erhebt und diesen zu dem, was er ist, der Allmächtige! Freilich,“ fuhr sie fort, „hat unser Dichter auch, wenn Du willst, den höchsten

menschlichen Willen in den Selbstmord gesetzt, was freilich vom christlichen Standpunkte aus, von einer gewissen Parthei nicht gebilligt wird, obwohl unser Dichterfürst Göthe, dieselbe Ansicht ausgesprochen und beherzigt hat."

„Die Poesie umfaßt Himmel und Erde; die Befangenheit der Menschen soll ihr nicht Schranken ziehen," bemerkte Agathe, die Freundin.

„Du wirst sogleich hören, daß sie unsern Dichter in dem poetischen Flug nicht gehemmt hat."

„So lies!" bat Agathe, „Du machst mich erwartungsvoll."

Und Aurora las:

„Schwinge Dich auf, Du unsterbliche Seele,
Schwinge Dich auf zu dem Sternengefild,
Ew'ges sich Ewigem liebend vermähle,
Dem sich die Wahrheit des Lebens enthüllt.

Selber eröffne zum All' ich die Pforte,
Leuchtenden Auges begrüß' ich sein Licht,
Schreite voran mit dem mächtigen Worte,
Schaue der Gottheit in's Strahlengesicht.

An ihrer Seite, da lass' ich mich nieder,
Nach des Urewigen ew'gem Gebot;
In seiner Allmacht so find ich mich wieder
In meinem Willen nur wird er zum Gott!"

Aurora hatte das Gedicht mit vielem Ausdruck vorgetragen, und kaum war das letzte Wort ertönt, als Agathe erregt ausrief:

„Wahrlich, Du hattest Recht, mir das hohe Selbstgefühl, die mächtige Energie, den kühnen, großen Gedanken des Dichters vorher zu preisen; ich finde das Alles in den wenigen, fast hingeworfenen Versen! Der Moment, in welchem Richard das Gedicht erlebt, muß ein großer, ein erhabener gewesen sein, da er ihn auf einen so erhabenen, den gewöhnlichen Geist fast übermannenden Gedanken führen konnte!“

„Vielleicht las er eine große That, ein mächtiges Ereigniß, vom Menschengeist herbeigeführt,“ meinte Aurora.

„Das möcht' ich nicht glauben,“ sprach Agathe sinnend; „vielmehr,“ fügte sie nach einigem Zögern hinzu, „glaube ich fast annehmen zu dürfen, daß ihn entweder das Hochgefühl der Liebe, oder — und das wäre freilich schrecklich — der höchste Schmerz zu diesem energievollen Gedanken erhoben.“

„Schmerz oder Liebe, meinst Du?“ fragte Aurora; „ich möchte für die Letztere stimmen,“

„Und ich für den ersteren; ja es wird mir, nachdem ich das Gedicht nochmals gelesen, fast klar, daß schweres, unendliches Leid nur diese erhabene Würde des Menschen, diese Gleichstellung zu Gott, die Ablösung von allem Irdischen, das ganze Aufgehen in dem Ewigem herbeigeführt haben kann,“ erwiederte Agathe gedankenvoll. „Ich möchte Richard kennen,“ rief sie nach einer kleinen Pause aus.

„Unsere Wünsche begegnen sich!“ fiel Aurora ein,

und setzte hinzu: „Wir Frauen haften nun schon einmal an der Materie, und sind mit der Beschäftigung des Geistes allein nicht zufrieden, wir müssen auch den Gegenstand kennen, lieben und bewundern können, der uns die Genüsse bietet, um ganz befriedigt zu sein. Wie mag Richards Persönlichkeit sein."

Da Agathe, noch immer mit dem Gedicht beschäftigt, nicht antwortete, so fuhr sie fort:

„Ich denke mir einen kräftigen, blühenden Mann, von hoher, gebietender Figur, ein volles, dunkles, lockiges Haar, eine hohe Stirn, dunkle, geistvolle Augen und das Antlitz von einem vollen Bart eingefaßt, und sehe ihn, wie er, ein zweiter Ajax, stolz und keck einher schreitet, als habe er der Welt zu gebieten." —

„Vielleicht wirst Du die Zeichnung ändern, wenn Du dieses Gedicht, das ich zufällig beim Blättern aufschlug, vernommen hast," bemerkte Agathe.

„Du denkst Dir Richard also ganz anders?" fragte Aurora überrascht.

Agathe bejahte.

„So irrst Du gewiß!" rief Aurora lachend.

„Ich glaube nicht," bemerkte Agathe ruhig und ernst und erinnerte dann: „Doch höre nun auch dieses Gedicht, es heißt „Blümleins Traum."

Und sie trug das bezeichnete Gedicht mit weicher inniger Stimme vor, es lautete:

„Es stand einst ein Blümlein
Am rieselnden Bach
Und schaute dem Treiben
Der Menschen oft nach;
Bedachte, wie glücklich,
Ein Mensch auch zu sein,
Und schlief dann voll Sehnen
Beim Abendroth ein.

Da hat ihm geträumet,
Ein Mensch es nun wär',
Es mischte sich freudig
Dem wimmelnden Heer,
Und wollte vertraulich,
Nach Blümeleins Art,
Sich neigen zu ihnen
In Liebe so zart. —

Da ward ihm im Herzen
So schaurig, so kalt,
Erwacht ist's in Schmerzen
Und Thränen gar bald,
Und grüßte beseligt,
Den Himmel, den Hain;
Wollt' nimmer, ach nimmer
Ein Mensch wieder sein! —"

„Nun?" fragte sie, nachdem sie geendigt hatte, „denkst Du Dir Richard auch nach diesem Gedicht noch als einen kräftigen, blühenden Mann, der gebietend durch die Welt schreitet?"

Aurora schaute vor sich hin und schwieg.

„Nicht wahr, dieses Gedicht läßt uns gerade das Gegentheil von dem Bilde denken, daß Du vorher entworfen —“

„Ich gebe Dir Recht,“ sprach Aurora leise.

„Und doch rechtfertigt dies Gedicht auch zugleich das erstere; meiner Meinung nach mußte das nothwendig voran gehen, wenn eine so große, edle, wenngleich schmerzvolle Resignation möglich werden konnte,“ bemerkte Agathe.

Es trat eine Pause ein, in welcher die Freundinnen ihren Gedanken nachhingen.

„Es ist doch recht betrübend,“ hob Aurora endlich wieder an, indem sie sich, wie es schien, von den durch die beiden Gedichte in ihr erzeugten mißstimmenden Gedanken durch eine Bemerkung frei zu machen bemühte — „es ist doch recht betrübend, mit Persönlichkeiten, die wir schätzen und lieben, und denen wir so reiche Genüsse verdanken, so nahe zusammen zu leben, und trotzdem ihre persönliche Bekanntschaft dennoch nicht machen zu können!“

„Die große Stadt läßt dergleichen Erscheinungen in der Menge aufgehen,“ bemerkte Agathe.

Aurora erhob sich unmuthig und trat an das Fenster, durch welches sie, während sie sprach, hinaus schaute.

„Dafür sollte doch eher gesorgt sein!“ meinte sie.

„Jeder muß sich, so viel er kann, im Leben geltend zu machen suchen!“ bemerkte Agathe.

„Leidige Sentenz, die zwar ihre praktische Bedeu-

tung hat, leider aber kein Mittel ist, meinen Wunsch zu befriedigen," entgegnete Aurora fast ein wenig unmuthig.

„So hat meine gute Aurora einen passenden Vorschlag?" fragte Agathe lachend, sich der Freundin nähernd.

„Gewiß," erwiederte diese.

„Und der wäre?"

„Es ist sehr einfach. Sieh, wir zerbrechen uns den Kopf uud strengen unsere Fantasie an, uns von unserm Dichter, der in unserer Stadt wohnt, eine richtige Vorstellung zu machen, und könnten ihn doch schon lange zur Genüge betrachtet haben."

„Du meinst, beim zufälligen Begegnen?"

„Bewahre! Meine Meinung ist diese. In unsern Theatern findest Du, in den vorzüglichern nämlich, meistens eine ganz zierliche Schauspieler-Loge; eine ähnliche verlange ich auch für die Künstler und namentlich für die Dichter und Komponisten, weil diese dem Theater am nächsten stehen. Sie sind doch so eigentlich der Urquell der dramatischen Kunst, denn ohne ihre Talente, was würde aus unsern Theatern?"

„Sehr wahr," beherzigte Agathe lächelnd.

„Nun, da hast Du meinen einfachen Vorschlag. Ich will an einem schönen Platz im Theater eine Künstler-Loge, welche lediglich zum freien Eintritt aller Derjenigen bestimmt sein soll, welche sich ein Anrecht darauf durch ihre Leistungen erworben haben."

„Du sprichst mir aus der Seele.“

„Ich wußte es wohl,“ rief Aurora froh und sprach dann weiter: „Wenn ich mir eine so feinfühlende Natur, als sie meistens den Künstlern eigen zu sein pflegt, in dem Parterre denke, den ganzen Abend hindurch den Hut in der Hand in dem Gedränge stehend, in der Umgebung von Polizeibeamten, niedern Militairs und den niemals fehlenden Claqueurs, zurück gedrängt von der anmaßenden Menge, oder, was viel öfter geschieht, von dem eigenen Selbstgefühl in die fernsten Winkel, so muß ich gestehen, daß meine Entrüstung darüber nicht größer ist, als das Mitgefühl, so begabte Personen solche Zurücksetzung erdulden zu sehen. Denn ich brauche wohl nicht erst zu bemerken, daß der treueste Begleiter der Kunst gewöhnlich die Bedürftigkeit ist, und diese wiederum die Künstler zu der Bitte um den freien Eintritt nöthigt!“

„Leider, leider sprichst Du wahr,“ schaltete Agathe bedauernd ein.

„Wie soll man nun in solcher Menge die Lieblinge suchen und finden? Nun denke Dir aber eine stattliche Loge, welche sie aufnimmt. Mit einem Blick übersiehst Du alle diese interessanten Erscheinungen. Welch’ ein Genuß für das Publikum, welch’ eine Zierde für das Theater selbst! Ich gestehe Dir, ich würde das Theater gewiß schon deßhalb besuchen, um nur eine neue Künstlerpersönlichkeit zu entdecken, und wie ich, glaube mir, würden es Viele thun, der Frem-

den, die unsere Stadt besuchen, gar nicht zu gedenken! Nun, ist mein Vorschlag zu verwerfen?"

„Gewiß nicht, ich wünschte vielmehr, er würde im Allgemeinen nicht nur gebilligt, sondern auch ausgeführt. Denn bedenke ich wiederum die Vortheile für die Theater und die Künstler selbst, welche aus einem öfteren Zusammenkommen und dem Ideen- und Ansichten-Austausch derselben unstreitig hervorgehen würden, so müßten meines Bedünkens diese allein schon eine solche Einrichtung rechtfertigen; denn der dadurch erzeugte geringe Ausfall in der Kasse wäre von einer so kleinlichen Bedeutung, daß dessen Berücksichtigung den herbsten Tadel verdiente, abgesehen, daß ja freie Plätze vertheilt werden."

„Da siehst Du, daß Deine Freundin ein ganz praktisches Mädchen ist!" rief Aurora lachend, verstummte aber in dem nächsten Augenblick und deutete mit dem Finger durch das Fenster.

„Sieh'," sprach sie sanft, „da geht wieder der blasse junge Mann, der uns gegenüber wohnt. Ich weiß nicht, wie mir wird, sehe ich ihn so matt und mit gesenktem Haupt langsam aus dem Hause gehen. Sein Anblick preßt mir stets das Herz zusammen."

„Wie leicht er bei dieser Kälte gekleidet ist," bemerkte Agathe, ihm nachschauend.

„In diesem Anzuge sehe ich ihn schon seit einem ganzen Jahr, bei Sonnenschein, Regen und Schnee-

gestöber kommen und gehen, gehen und kommen, nur mit dem Unterschiede, daß seine Haltung mit der Zeit gedrückter, sein Gang matter, schleichender, sein Gesicht bleicher, kränker, sein Auge eingesunkener geworden ist. Heute sah er wieder recht, recht elend aus!" meinte Aurora bedauernd.

„Er mag kränklich sein oder —"

„Oder vielleicht Kummer haben," fiel die erstere ein.

„Ja, ja, Kummer," sprach Agathe vor sich hin, und fragte dann: „Du weißt nicht, was und wer er ist?"

„Nein. In dem Hause wohnen so viele Leute, Ich glaube wohl, er muß ein Privatlehrer oder etwas Aehnliches sein."

„Sieh', Aurora," rief Agathe, deren Blick den jungen Mann verfolgte, erschreckt aus, „sieh', er strauchelt, er fällt!"

Aurora schaute hin, und rief: „O, die Leute gehen an ihm theilnahmlos vorüber!"

„Sie sehen ihn erstaunt, aber mitleidslos an, Niemand reicht ihm die helfende Hand! Welche Herzen!" fiel Agathe ein.

„Sie glauben, er wird sich allein helfen!"

„Gott sei Dank, er richtet sich langsam auf," sprach Agathe aufathmend.

„Sieh', das kleine Mädchen bleibt stehen, reicht ihm die Hand — Er schaut sie an. Wie er lächelt! So gut, so mild!"

„Er ergreift die Hand. Er erhebt sich — so — so! — Es geht sehr, sehr — langsam!“

„Er scheint sich wieder zu erholen,“ bemerkte Aurora und sprach weiter: „Er streichelt dem Kinde das Haar. Jetzt — jetzt schleicht er langsam weiter. Er muß gewiß krank sein und wie unbedacht, bei dieser Kälte so leicht gekleidet zu gehen.“

„Unbedacht, sagst Du,“ erwiederte Agathe ernst und weich, „und bemerktest doch vorhin, daß er seit einem ganzen Jahre den nämlichen Anzug trägt! — Setze für den ersteren Ausdruck: Mangel, Bedürftigkeit, und ich bin überzeugt, Du hast die richtigste Bezeichnung ausgesprochen.“

„O, mein Gott!“ rief Aurora schmerzlich aus.

Die Freundinnen wandten sich von dem Fenster ab und suchten in einer, dem Tagesleben entnommenen Unterhaltung die durch die Erscheinung des jungen Mannes in ihnen erzeugte trübe Stimmung zu verscheuchen. Die Behaglichkeit des Zimmers, das bei der jetzt eintretenden Dunkelheit durch sanftes Lampenlicht erhellt wurde, der Eintritt der heiteren Geheimräthin und eines nicht mindern heitern Gastes gab ihren Gedanken sehr bald eine andere Richtung; namentlich wurde Aurora, welche die Wirthin an dem duftenden Theetisch machte, wieder unbefangen und heiter; nur in Agathens Antlitz weilte ein trüber, schmerzlicher Ernst, den selbst die heitere Unterhaltung und die

Annehmlichkeiten der behaglichen Umgebung nicht verwischen konnten.

Als sich die letztere um die zehnte Stunde der Nacht verabschiedete und, von Aurora begleitet, aus dem Hause trat, sah sie den jungen Mann vor seinem Hause stehen, das starre Auge zu dem Sternenbesä'ten Himmel gerichtet, das todtenbleiche Antlitz von dem vollen Mondlicht beleuchtet. Er schien kein Gefühl für die strenge Kälte zu haben; ruhig, wie das Antlitz eines Todten, war Auge und Antlitz; schön und fast ideal die Gesichtszüge, nur den Mund umspielte ein unaussprechlich tiefes Wehe. —

„Laß' Dich nach ihm erkundigen," flüsterte Agathe erschüttert der Freundin zu. „Dieses Wehe, diese Ruhe in seinem Antlitz ist nicht körperliches Leiden allein, es hat eine tiefere Bedeutung."

„Es soll geschehen," erwiederte Aurora, nicht minder als die Freundin von der geisterhaften Erscheinung des jungen Mannes erschüttert und gefesselt.

Nach einem flüchtigen Händedruck schieden die Freundinnen von einander.

Als Aurora auf ihrem Zimmer angelangt, durch das Fenster blickte, war der junge Mann verschwunden.

Acht Tage waren vergangen.

Dem strengen Frost folgte Schneegestöber, welches mehre Tage anhielt.

Ein Geschäftsgang hatte Agathe veranlaßt, trotz des übeln Wetters auszugehen; einmal auf der Wanderung, welche sie in die Nähe Auroras führte, suchte sie dieselbe auf. Es war am Nachmittage.

Freundlich, wie stets, wurde der liebe Gast empfangen, der heute bei dem trüben, ungestümen Wetter doppelt willkommen war.

„Ich bringe Dir eine angenehme Ueberraschuug mit," bemerkte Agathe, nachdem sie abgelegt hatte.

„So bin ich Dir für Deinen Besuch doppelt verpflichtet," entgegnete Aurora und fragte dann: „Was hast Du?"

Agathe überreichte ihrer Freundin ein Notenheft, und als dieselbe einen Blick auf den Inhalt desselben geworfen, rief sie freudig überrascht aus:

„Was seh' ich! Das sind ja Richards Gedichte!"

„Ja wol, und Du siehst, daß die Komponisten sich derselben für ihre Zwecke sofort bemächtigt haben, da Richards Lieder ganz besonders zur Komposition geeignet sind. Ich erwartete das und habe mich wirklich nicht getäuscht. Die Herren Musiker finden sogleich den Quell heraus, aus welchem sie Stoff zum Broterwerb schöpfen, besonders da sie den Dichter beliebig ausplündern dürfen, ohne ihn dafür irgendwie entschädigen, oder auch nur um Erlaubniß bitten zu müssen," entgegnete Agathe.

„Was sagst Du?!" fiel Aurora überrascht und unmuthig ein. „Sie sollten das ungestraft und ohne

die Verpflichtung zu haben, den Dichter zu entschädigen, thun dürfen?! Du irrst gewiß; denn bedenke, ohne das Gedicht, das doch meistens die Hauptsache ist, wäre ihnen ein solcher Erwerb ja ganz unmöglich! Ich wiederhole," fügte sie zuversichtlich hinzu, „Du irrst, und es sind gewiß Gesetze vorhanden, welche dem Dichter dergleichen Vortheile sichern, und ihn zugleich vor solchen Nachtheilen schützen." —

„Und ich betheure Dir dagegen, die vollste Wahrheit gesprochen zu haben, und mache Dich auf eine Klage Heinrich Heines in seinen Schriften aufmerksam, daß die Komponisten ihm nicht einmal zum Dank, daß er ihnen so reichlichen Stoff zum Broterwerb gegeben, eins seiner komponirten Gedichte zugeschickt hätten, was meine Mittheilung vollständig bestätigt, ganz abgesehen, daß mir ein Komponist selbst versichert hat, die bezeichnete Willkür über das dichterische Eigenthum ausüben zu dürfen," entgegnete Agathe.

„Bei so bewandten Umständen muß ich Dir freilich Recht geben, die armen Dichter aber auch in der That bedauern, die am Ende doch ebenso gut, wie andere Menschen leben müssen," bemerkte Aurora mit einem Seufzer.

„Ganz recht," fiel Agathe mit edelm Eifer ein, „die doch auch leben müssen und von ihren Werken süße Früchte ernten wollen, und doch nicht dazu gelangen! Es ist zum Erbarmen! Welche Mühe muß heut zu Tage nicht ein dichterisches Talent anwenden, um

einen Verleger für seine Dichtungen zu finden, wenn er sich nämlich nicht bereits einen Namen gemacht hat, und wie betrübend zu wissen, daß, wenn es ihm nun nach unendlichen Mühen und Resignationen endlich gelungen, seine Gedichte der Welt übergeben zu sehen, ohne daß er etwas mehr, als nur eben Sorgen und Mühen gehabt hat, wie Andere sein in jeder Hinsicht kostbares Eigenthum alsdann rücksichtlos zum eigenen Nutzen verbrauchen, ohne daß der bedürftige Dichter auch nur einen Dank dafür erhielte! — Es ist und bleibt unerhört!" fügte Agathe endend mit Entrüstung hinzu.

„Was es doch für sonderbare Einrichtungen in einem Staat geben kann," bemerkte Aurora. „Ich besitze zwar kein Talent zum Gesetzgeber, aber so viel ich dergleichen Verhältnisse zu beurtheilen im Stande bin, sollte ich doch glauben, daß das Eigenthum eines Menschen, gleichviel ob geistiger oder materieller Natur, immer dessen Eigenthum bleibt, über das Niemand nach Belieben schalten darf. Ein Theil des Vortheils, den der Komponist durch Benutzung fremder Gedichte erzielt, müßte, meines Bedünkens, auch dem eigentlichen Schöpfer eines Liedes — und das ist ohne Frage der Dichter — werden. Das wäre mindestens gerecht." —

„Wir wollen uns durch dergleichen niederdrückende Betrachtungen die gute Laune nicht verderben," entgegnete Agathe. „Komm', setze Dich an das Piano,

und ergötzen wir uns jetzt doppelt an den Dichtungen!" fügte sie alsdann auffordernd hinzu.

Gerne willfahrte ihr Aurora und bald ertönten Richards reizende Lieder von ihrer melodischen Stimme getragen.

Die Kompositionen selbst waren durchaus unbedeutend; die Bedeutsamkeit und Schönheit der Dichtungen jedoch ließ das übersehen und hob den Musiker über die Schwächen fort.

Nachdem sie sich ungefähr eine halbe Stunde auf diese Weise ergötzt hatten, bemerkte Agathe, indem sich ein nachdenklicher Zug über ihr feines, weiches Antlitz breitete:

„Mich hat heute nicht allein der Wunsch, Dich, liebe Aurora, zu sehen, hierher gezogen, sondern, ich gestehe es Dir, auch das Verlangen, etwas über Deinen Nachbar zu erfahren. Nun sage, was für Nachrichten hast Du über denselben eingezogen?"

„Sie sind sehr unbedeutend," erwiederte diese, „der junge Mann wohnt bei einem armen Schuhmacher und soll, wie Du schon damals richtig bemerktest, nicht in den besten Umständen leben, was wohl auch aus der beschränkten Wohnung zu entnehmen ist. Sie nennen ihn „Herr Doktor;" seinen Namen konnte Dorothea nicht erfahren; jedenfalls wird das aber später geschehen!"

„Das ist freilich sehr wenig, liebe Freundin," bemerkte Agathe lächelnd. „Doch man muß sich zufrieden

geben," setzte sie hinzu, während ihr Auge das gegenüber liegende Haus prüfte, das an dem Eingange eine unzählige Menge der verschiedensten Schilder von darin wohnenden Handwerkern sehen ließ, und, nach der Nordseite gelegen und seit langen Jahren nicht neu übertüncht, ein sehr unfreundliches und unheimliches Aussehen hatte, welches die mit Eis bedeckten Fensterscheiben noch erhöhte.

Auroras graziöse Gestalt neigte sich während dessen dem klugen Papagai zu, dem ihre zarten Finger ein Stückchen Bisquit reichten, wofür er mit einem „Schön Dank" seine Erkenntlichkeit ausdrückte.

„Hast Du den jungen Mann seit jener Zeit wieder gesehen?" fragte Agathe nach einer Pause, ohne die Prüfung des Hauses aufzugeben.

„Ja, den nächsten Abend nach Deinem Besuche. Trotz Sturm und Schneegestöber ging er wie gewöhnlich fort, seit dem habe ich ihn nicht wieder gesehen. Das Wetter war so böse, daß ich nicht an das Fenster gehen mochte," erwiederte Aurora!

„Ich gestehe," sprach Agathe, sich der Freundin nahend, „seine Erscheinung an jenem Abend hat einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht, daß mich dieselbe ununterbrochen beschäftigte, und ich würde viel ruhiger sein, wüßte ich etwas über ihn."

„Wie soll man das aber anfangen?" fragte Aurora und fügte hinzu: „Er soll immer so still und ver-

schlossen sein und niemals über seine Verhältnisse sprechen, wie Dorothea erfahren hat.“ —

„So sieht er aus,“ bemerkte Agathe sinnend und in Gedanken verloren leise und weich.

Ihr Gespräch wurde durch die Ankunft der Dienerin, welche einige neue Winterhüte zur Auswahl für Aurora herein brachte, unterbrochen, wodurch der Frauen so natürliche Aufmerksamkeit für dergleichen Toilettengegenstände sofort in Anspruch genommen wurde.

Nachdem die Dienerin mit dem Auftrag, betreffs des jungen Mannes sogleich erschöpfende Erkundigungen einzuziehen, entlassen worden war, wurde die Musterung der Hüte vorgenommen, da Aurora durch den Geschmack der Freundin bei der Auswahl derselben unterstützt zu werden wünschte.

Vor dem Spiegel in der neuen Kopfbedeckung sich beschauend, war sie eine frische, rosige Erscheinung, die der Freundin Anlaß zu manchen schmeichelhaften Bemerkungen gab, wodurch deren Laune geweckt und die Unterhaltung eine heitere wurde. Nach kurzer Zeit war die Wahl getroffen.

In diesem Augenblick vernahm man ein dumpfes, schwerfälliges Gerassel auf der Straße, das die Aufmerksamkeit Agathens erregte.

Sie trat an das Fenster und bemerkte einen mit schwarzem Tuch behangenen, und mit zwei schwarzen abgebrauchten Gäulen bespannten, nicht sehr saubern Leichenwagen. Es war ein plumpes, schauerlich aus-

sehendes Gebäude, dessen Erscheinung eine um so üblere war, als ein gefühllos und platt aussehender, mit einem dreieckigen Hut und einem schwarzen Mantel bekleideter Führer, der auf einem der Pferde saß und dieselben mit einer kurzen, knutenartigen Peitsche antrieb, wenig geeignet war, diese unschöne, lediglich auf die Praxis berechnete Vorrichtung weniger verletzend zu machen.

Dieser Leichenwagen war bestimmt, in dem mit der Decke verhüllten Kasten den einfachen Sarg der Armen aufzunehmen und zum Grabe zu führen.

„Hu, welch' ein schauerlicher Anblick bei diesem schlimmen Wetter!" rief Agathe.

„Ich mag diesen Wagen gar nicht sehen, er ist mir zu schrecklich!" sprach Aurora und heftete ihr Auge noch fester auf den Spiegel.

Das Wetter war jetzt noch übler geworden. Schnee und Regen gemischt wurden von dem heftigen Wind durch die Straßen getrieben, und ließ die Behaglichkeit eines warmen Zimmers doppelt angenehm empfinden.

Agathe war am Fenster stehen geblieben und bemerkte, wie der Leichenwagen einige Häuser entfernt von dem ihrigen Halt machte, darauf aber, nachdem der denselben begleitende Diener ein paar laute Worte mit dem Führer gewechselt hatte, daß der Letztere mit seiner Peitsche auf die Pferde einhieb und dieselben unter rohen Ausdrücken umwendete, und alsdann nach

dem gegenüber liegenden Hause fuhr und daselbst still hielt.

„Es scheint, als soll Jemand aus jenem Hause beerdigt werden," bemerkte Agathe.

„Ein trauriges Begräbniß bei diesem schrecklichen Wetter!" seufzte Aurora, die zu der Freundin getreten war und mit ihr hinausschaute.

„Ein Unglücklicher weniger in dieser Welt!" hauchte Agathe vor sich hin.

Schweigend lehnten die Freundinnen an einander. Da wurde die Bedeckung des hintern Theils des Leichenwagens von dem Führer der Pferde aufgeschlagen, es kam ein roh gearbeiter mit dunklem Anstrich versehener Kasten zum Vorschein, dessen Thür geöffnet wurde; darauf trugen ein paar Leute einen einfachen, ohne allen Anstrich versehenen Sarg aus dem Hause und schoben denselben in den geöffneten Kasten.

Der Führer ergriff eilig die Zügel des einen Pferdes, und der Diener war wegen des schlechten Wetters nicht minder eilig bei der Hand, die Thür des Kastens zu schließen.

In diesem Augenblicke fielen der hinschauenden Mädchen Blicke auf den an dem Sarge befindlichen Namen, der mit schwarzer Farbe darauf ohne alle Geschicklichkeit geschrieben war.

„Richard!" riefen Beide zu gleicher Zeit aus, und schmerzvoll hallte der Name in dem Zimmer nach.

Der Führer des Leichenwagens trieb die Pferde

an, und davon rasselte unter Windessausen und Schneegestöber der schwere Wagen schaurig und dumpf über das Pflaster fort; Niemand folgte demselben.

Ein Handwerksbursche, der sich bei dem übeln Wetter die gute Laune durch ein laut gepfiffenes Lied zu erhalten bestrebt war, war der einzige, der neben her lief. Es war die Melodie eines Liedes, das Richard gedichtet hatte. — —

Nachdem sich die gefühlvollen Mädchen von dem so unvorbereitet auf sie einwirkenden tiefen Eindruck wieder erholt hatten, und das Rasseln des Leichenwagens nur noch aus der Ferne dumpf ihr Ohr berührte, bis es sich in dem Geräusch der Straße endlich verlor, schauten sie sich fragend an, indem sich zugleich in ihrem Antlitz ein und der nämliche Wunsch widerspiegelte.

„Ich glaube mich nicht zu täuschen, meine Aurora, Du theilst mein Verlangen,“ bemerkte Agathe erschüttert, während sie die sich gewaltsam hervor dringende Thräne trocknete.

„Wenn Du, wie ich, Gewißheit über den Todten wünschest, so täuschest Du Dich nicht,“ entgegnete Aurora und fügte alsdann in überwallendem Gefühl hinzu: „Mir will das Herz bei dem Gedanken, es könnte unser Dichter sein, fast zerspringen.“

„Gewiß sind wir durch den Namen getäuscht worden, denn bedenke, daß ein so beliebter und geistvoller

Mann, wie Richard, unmöglich in solcher Armuth und ohne das geringste Zeichen von Theilnahme gleich einem Bettler zur Gruft gebracht werden sollte," bemerkte Agathe, sich ermuthigend, indem sie die trüben Ahnungen von sich abzuschütteln bemühte.

„Sie hatte die letzten Worte noch nicht ganz ausgesprochen, als die Dienerin mit der Meldung eintrat, sie habe den Auftrag des Fräuleins ausgeführt, und da dieselbe, wie ihr geschienen, an dem Verstorbenen so großen Antheil genommen, so habe sie die Wirthin desselben mitgebracht, da diese wol die beste Auskunft geben könnte.

Diese Nachricht kam den Mädchen überaus erwünscht, und die Dienerin wurde sogleich mit der Weisung fortgeschickt, die bezeichnete Frau zu ihnen zu bringen.

In dem nächsten Augenblick trat dieselbe ein, und die von ihr entworfene Schilderung von den Leiden des Gestorbenen, den sie wegen seines stillen, bescheidenen Wesens, und des in sich verschlossenen Kummers, den er mit sich herum getragen, mit aufrichtigem Herzen bemitleidete, übte einen um so tiefern Eindruck auf die Herzen der beiden Zuhörerinnen aus, als die Frau, nachdem sie mit wenigen Worten die große Bedürftigkeit des Verstorbenen in ergreifender Weise geschildert hatte, die Behauptung aussprach: die Lebenskraft des Verstorbenen sei durch Kummer und Entbehrungen allmälig aufgerieben worden.

„O mein Gott!“ sprach Aurora leise zu ihrer Freundin, „so hat Dich Deine Vermuthung nicht betrogen! — Wie unsäglich muß der Mann gelitten haben,“ fügte sie seufzend in wahrem Mitgefühl hinzu.

„Ich ahnte das!“ entgegnete Agathe betrübt, und wendete sich alsdann mit der Frage an die Frau, womit sich der Verstorbene beschäftigt habe.

„Ja, sehen Sie Fräulein,“ entgegnete diese, „der arme Mensch hatte gar keine reelle Beschäftigung, noch fand er solche, obwol er sich alle mögliche Mühe gab, und das eben hat ihm den Tod gebracht. Denn er war zwar fleißig und arbeitete viel, aber lauter unnützes Zeug, und so hat er viele Bogen nichts wie Verse geschrieben, wovon nachher auch ein ganzes Buch voll gedruckt worden sind. Aber das muß ihm wol nichts eingebracht haben, denn er hatte nicht so viel, sich einen warmen Winterrock zu schaffen.“ —

Obwol nach dieser Mittheilung für die Mädchen fast kaum noch ein Zweifel übrig bleiben konnte, daß der Verstorbene ihr Lieblingsdichter sei, so war ihr Interesse doch viel zu groß, um nicht das Verlangen in ihnen zu erregen, sich darüber die erschöpfendste Gewißheit zu verschaffen, und daher fragte Agathe die Frau, ob sie ihr etwa eins dieser bezeichneten Bücher zur Durchsicht verschaffen könnte.

Die Letztere fand sich dazu sogleich bereit, ging hinüber und kehrte bald darauf mit Richards Gedichten zurück.

Die Aenderungen, welche er an einzelnen derselben vorgenommen, nahm den Mädchen den letzten Zweifel, daß der Gestorbene der beliebte Dichter wäre, und ihr Schmerz darüber war so groß, daß sie in langer Zeit Richards Gedichte nicht zu lesen vermochten.

Einige Tage darauf las man in der Zeitung folgende Todes-Anzeige:

„Am 14. December starb der sehr talentvolle Dichter, Carl Richard, dreißig Jahr alt. Indem wir im Namen seiner vielen Verehrer diese traurige Anzeige wegen Mangels Näherstehender des Verblichenen machen, bedauren wir zugleich mit ihnen den großen Verlust, den die Dichtkunst durch den Tod des sehr geschätzten Verblichenen erleidet, da derselbe zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Sei ihm die Erde leicht!"

Der Liebe Sieg.

„So lebe denn wohl, theure Liccarda, Gott und die heilige Jungfrau mögen Dich beschützen! Bald kehre ich zurück, um Dich von Deinem Vater zum Weibe zu begehren!“ sprach Cienzo, die Geliebte umschlingend und sie zum Abschiede heftig an die Brust drückend.

„Möge das Geschick mitleidsvoll die Zeit unserer Trennung kürzen, Dir Alles gewähren, was Dein Herz hofft, um den Sinn meines Vaters unsern Wünschen fügsam zu machen. Ach, kehre bald in die Arme Deiner Liccarda!“ erwiderte sie wehmuthsvoll und sank weinend an seine Brust.

„Treuliebenden sind die Heiligen mit ihrem Beistande stets nahe; auch meinem Streben werden sie den Segen des Himmels verleihen; bald nenne ich Dich die Meine!“ rief Cienzo, erglüht und begeistert von Liebe und Hoffnung.

„Und wenn Du das süße Leben auf dem Schlachtfelde aushauchtest . . . O! . . .“ stöhnte die Jung-

frau bebend und preßte die weißen Arme um Cienzo's Nacken, als ob sie ihn vor den nahenden Gefahren schützen wollte.

„Dein Gebet, mein theures Mädchen, wird den Tod von mir fern halten; diese Hoffnung, diese Zuversicht wird meinen Muth stählen, wenn mir Gefahr droht und ich nach dem Siegeslorbeer ringe. Und ist er mein und mit ihm Ansehen und Reichthümer, dann kehre ich zurück. Wenn sich dann die nächtlichen Schatten wie heute über das Meer gebreitet haben, die goldenen Sterne sich in seinem Schooße spiegeln und mir die Wegweiser sein werden auf dem Pfade zu Dir: dann, Geliebte, löse ich wie ehedem die verborgene Barke am Ufer, und sanfte Winde tragen sie an das Gestade dieser Insel; das bekannte Zeichen unterrichtet Dich schnell von meiner Ankunft; Du weilst vielleicht schon, von der Sehnsucht gedrängt, an dem trauten Orte unserer Zusammenkünfte, vernimmst das Zeichen, und jauchzend fliegen wir uns in die Arme!"

„Mein Cienzo!" rief Liccarda, von dem entworfenen, sie entzückenden Bilde überwältigt und schmiegte sich an den Geliebten.

Seine beredten Worte hatten in Liccardas bangende Brust auf's Neue tröstende Hoffnung gesenkt und ihr Kraft zum letzten Lebewohl verliehen.

Cienzo preßte sie noch ein mal an die Brust, ein feuriger Kuß brannte auf ihren Lippen, dann riß er

sich von der Seite der Geliebten, eilte mit raschen Schritten nach dem Gestade, sprang in die daselbst bereit liegende Barke, hüllte sich in seinen Mantel, um unerkannt zu bleiben, und in dem nächsten Augenblick flog das leichte Fahrzeug auf dem Spiegel des Meeres dahin.

Liccarda schaute dem Geliebten lange nach, und ihr Auge haftete an der dunklen Meeresweite, selbst als die Barke bereits längst in der Ferne verschwunden war, und bemühte sich, einen dunkeln Punkt in der Ferne zu entdecken, der ihr das Ziel der Fahrt ihres Geliebten bezeichnete: das Schiff, welches ihn aufnehmen sollte.

Mitternacht war inzwischen genaht; ein sanfter, frischer Wind hatte sich erhoben; bald darauf durchtönte ein lange anhaltender Kanonenschuß die Stille, und in dem nächsten Augenblick war das Schiff ihren Blicken entschwunden; es hatte die Anker gelichtet, um eine Schaar heldenmüthiger Kämpfer den von dem Halbmond bedrängten Griechen zuzuführen.

Ihnen hatte sich Cienzo angeschlossen. Er war der einzige Abkömmling einer adligen Familie Italiens, von der er, außer dem Adel, nichts an irdischen Gütern geerbt hatte. Eltern und Verwandte waren ihm schon lange gestorben, er daher nur auf sich allein angewiesen. Der Zufall ließ ihn mit Liccarda bekannt werden, und die Liebe vereinte ihre Herzen.

Liccarda's Vater, ein angesehener Nobili, hatte

im Lauf der Zeit den größten Theil seines nicht unbedeutenden Vermögens dem Glanz seines Hauses geopfert, dadurch zu einer fortwährenden Beschränkung seiner Ausgabemittel veranlaßt, beabsichtigte er jetzt, seine derangirten Vermögensverhältnisse durch einen reichen Schwiegersohn wieder auszugleichen.

Seine in der Blüthe der Jahre stehende Tochter, ausgestattet mit seltner Lieblichkeit und Schönheit, sollte dies so sehnlich herbei gewünschte Mittel für seine Absicht sein.

Liccarda ahnte den Wunsch ihres Vaters und darum verbarg sie dem Geliebten ihre Besorgnisse nicht, erweckte dadurch aber zugleich in ihm das Verlangen, den Wunsch ihres Vaters durch das Erwerben von Ansehen und Reichthum zu erfüllen.

So schwer und schmerzlich auch der Entschluß einer Trennung von der Geliebten war, so sprach doch die Nothwendigkeit zu mächtig, um einem künftigen, ungestörten Liebesglück nicht ein solches Opfer zu bringen, das die Liebenden dadurch mit Sicherheit zu erreichen hofften.

Aus den angeführten Gründen hatten die Liebenden dem Marchese und der Welt ihre Neigung verborgen, und es vereinte sie die Nacht auf einer Insel, welche unweit Venedig gelegen war und wohin sich Liccarda mit einer vertrauten Dienerin beim Nahen des Sommers stets zu begeben pflegte.

In ungestörtem Beisammensein hatten die Liebenden hier fast zwei Monde verlebt, da Liccarda's Vater nur selten und auf kurze Zeit die Villa besuchte. Es war ihm angenehm, die Tochter in dieser Abgeschiedenheit zu wissen, um ihr Herz von jeder Neigung zu einem Manne frei zu erhalten, damit sie einst mit um so größerer Bereitwilligkeit auf seine Pläne eingehen konnte. Er ahnte nicht, wie vergeblich seine Vorsicht war.

Cienzo kämpfte bald gegen die Ungläubigen, und Liccarda verrannen in dem Angedenken an den Geliebten und der Sehnsucht nach ihm die Monde traurig und zögernd dahin, bis die rauhen Herbststürme und ihres Vaters Mahnung sie nach dem belebten Venedig zurückrief.

Der Marchese Canellaro, durch die täglich reicher sich entfaltende Schönheit seiner Tochter zu den frohsten Hoffnungen für die Erfüllung seines Wunsches verleitet, bot während des Winters Alles auf, den Glanz seines Hauses zu erhöhen, um theils den Zustand seiner Vermögensverhältnisse zu verbergen, theils durch schimmernde Feste und rühmliche Gastfreundschaft einen erwünschten Eidam in die Nähe Liccarda's zu ziehen. Ihm war vor mehren Jahren schon die Gattin gestorben, und daher übertrug er die Pflichten der Hausfrau seiner Tochter, wohl wissend, daß dadurch

sein Plan auf die vortheilhafteste Weise gefördert werden müßte.

Er sollte sich nicht täuschen. Liccarda's anmuthiges Wesen, mit welchem sie die Gäste empfing und die auferlegten Pflichten gegen dieselben erfüllte, der süße Zauber, den Tugendreize und ein reines Gemüth gewähren, übten eine so große Gewalt über Alle aus, welche ihr nahten, daß ihr Ruf sich bald nah und fern verbreitete, und man den Mann glücklich pries, der sie einst als Gattin heimführen würde.

Die Feste des Marchese waren die gesuchtesten und beliebtesten in Venedig, und so konnte es nicht ausbleiben, daß Liccarda zum Mißmuth der heirathslustigen Damen das Ziel der Bewunderung war, der die Edelleute von weit und breit zu huldigen für eine Ehre erachteten. Freilich ahnten die Neiderinnen in ihrer Eifersucht und Aufwallung nicht, wie bereitwillig ihnen Liccarda diese Verehrer abgetreten hätte, welche weder durch die ihr dargebrachten Huldigungen ihre Eitelkeit zu erregen, noch die Liebe zu Cienzo zu schmälern vermochten. Noch weniger erkannten sie den Zwang, welchen sich Liccarda anlegen mußte, um die Wünsche ihres Vaters zu erfüllen, und eben so wenig, daß die Lösung der ihr gestellten Aufgaben mit um so schmerzlicheren Opfern verbunden waren, als sie nur zu bald die Absicht ihres Vaters erkannte, und den ungewöhnlichen Aufwand richtig zu würdigen verstand. Sie zitterte bei dem

Gedanken, ihr Vater könnte sie mit seinen Plänen bekannt machen, und ein passender Antrag um ihre Hand den Anlaß dazu nur zu bald herbeiführen.

Ihrem Entschluß treu, zeichnete sie keinen der ihr huldigenden Edelleute irgend wie aus, so daß sich Keiner einer besonderen Gunst von ihr rühmen durfte, und zollte Allen nur die Freundlichkeit und Rücksicht, welche die Gastfreundschaft gebot. Zwar befanden sich unter denselben mehre durch innere und äußere Vorzüge geschmückte Männer, deren Blicke nur zu verständlich die Wünsche ihres Herzens verkündeten, aber, so viel Dankbarkeit sie auch für dergleichen Auszeichnungen hegte, so vermochten doch weder hohe Geburt, noch Schönheit des Körpers, noch der Besitz irdischer Güter, ihre Liebe zu Cienzo zu mindern. Sie blieb dem ihrem Geliebten gegebenen Versprechen treu, nur sein und keines Andern Weib zu werden.

Ihr stets gleiches und charaktervolles Benehmen hatte zwar anfangs die nach ihrem Besitz strebende Männerwelt abgehalten, sich dem Marchese mit ihrem Begehren anzuvertrauen; endlich jedoch bewog das Verlangen nach Liccarda's Besitz jedes Bedenken.

Ein Nobili erbat sich von Canellaro ihre Hand, ohne demselben jedoch zu verhehlen, daß er sich bis jetzt keiner Beweise einer besondern Zuneigung zu erfreuen hätte.

Dem Marchese war die vorsichtige Annäherung

seiner Tochter an die ihr huldigenden Männer nicht entgangen; er liebte sein einziges Kind von ganzer Seele, und hegte darum den innigsten Wunsch, sie mit ihrer Zuneigung einem Manne zu vermählen, um dadurch nicht nur seinen geheimen Zweck zu erreichen, sondern auch Liccarda's Lebensglück wahrhaft zu begründen. Darum hatte er sie nicht mit seinen Plänen bekannt gemacht, und überließ es der Gunst des Zufalls, Verhältnisse und Neigung nach ihren und seinen Hoffnungen herbeizuführen, indem er nur in so weit dabei handelnd einwirkte, daß er die Auswahl derjenigen Männer traf, welche er für seine Absichten geeignet hielt. Doch seit Monaten schon hatte er seine Tochter vergeblich beobachtet, und ebenso vergeblich gehofft, eine erwachende Neigung in ihr zu entdecken; er erkannte nur zu deutlich, wie alle Bemühungen, ihr Herz zu gewinnen, fruchtlos wären, und mit betrübtem Herzen sah er der Zukunft entgegen.

Der Antrag des reichen Edelmanns gab ihm den längst erwünschten Anlaß, Liccarda's Herz auszuforschen; er theilte ihr daher denselben mit und gab ihr nicht undeutlich zu verstehen, wie mit der Annahme desselben auch seine Hoffnungen erfüllt würden.

Betroffen und verwirrt vernahm Liccarda seine Worte, und suchte in der Bangigkeit ihres Herzens und darauf unvorbereitet nach einem entsprechenden Grund, denselben abzulehnen. Sie gestand ihrem

Vater offen, ihre Hand nur mit ihrer Zuneigung einem Manne zu gewähren, und bat ihn dringend, sie mit weiteren Anträgen zu verschonen, indem sie ihm vertrauensvoll das Versprechen gab, ihm denjenigen Mann zu bezeichnen, welchem sie einst angehören wollte.

Der Marchese verließ sie mißmuthig; sie zu einer Verbindung zu zwingen, war seinem liebenden Herzen unmöglich, sollte auch sein Stolz durch die Offenbarung seiner zerrütteten Vermögensverhältnisse einen harten Kampf bestehen. Zu dieser Rücksicht bestimmte ihn jedoch nicht allein die Liebe zu seinem Kinde, sondern die geheime Hoffnung, daß seine Tochter in dem auserlesenen Kreise der Männer recht bald denjenigen entdecken würde, der in ihrem Herzen die Empfindungen der Liebe zu erwecken bestimmt sei.

Doch der Winter ging unter rauschenden Festen dahin, der Frühling kam mit seinen Veilchen und erwärmenden Lichtstrahlen, Liccarda hatte ihm noch immer kein Herzensgeheimniß anzuvertrauen. Trübselig sah er den Kreis der Bewerber sich mehr und mehr lichten, bis das vorgerückte Frühjahr, der nahende Sommer sie fast vollständig entfernte, und Liccarda, endlich von den drückenden Fesseln eines geräuschvollen Lebens erlöst, mit der ganzen Sehnsucht ihrer Liebe nach der einsamen Villa verlangte, um endlich, wenig von der lauten Außenwelt berührt, dem Andenken ihres Freundes zu leben.

Der Marchese blieb in der Stadt und empfing wenige Tage nach Liccarda's Abreise den Besuch eines Bekannten, des Grafen Nandiello, der nach mehrjähriger Abwesenheit wieder nach Venedig zurückgekehrt war. Derselbe gehörte dem ältesten Adel an, besaß die ansehnlichsten Reichthümer, welche er durch eine frühere Verbindung noch bedeutend vermehrt hatte, und galt daher für eine der ausgezeichnetsten Persönlichkeiten unter Venedigs Edlen. Er war seit drei Jahren Wittwer, nur kurze Zeit mit seiner Gemahlin vereint gewesen, die ihm der Tod genommen, und verschmerzte deren Verlust um so leichter, als nur der Verstand und nicht das Herz jene Verbindung herbeigeführt hatte.

In einem Alter von ungefähr dreißig Jahren, im Besitz eines angenehmen Aeußern, wäre seine Erscheigung wohl geeignet gewesen, Eindruck auf ein weibliches Herz zu machen, wenn diese Vorzüge nicht durch Kälte, Stolz und ein herrisches Wesen, entsprungen aus dem Besitz seiner Reichthümer und dem Bewußtsein, einem Stamm des ältesten Adels anzugehören, in den Hintergrund gedrängt wären. Zwar wußte er unter einem höfischen, scheinbar gefügigen Benehmen diese Fehler zu verbergen, jedoch bediente er sich nur in denjenigen Fällen dieser Verstellung, wo es seinen Vortheil galt, und legte seiner wahren Natur keine Fesseln an, wenn die Verhältnisse ihm dergleichen Rücksichten nicht aufnöthigten.

Der Wunsch, sich wieder zu vermählen und Liccarda's Schönheit, deren Ruf sehr bald sein Ohr erreichte, waren die Gründe zu dem Besuch bei dem Marchese. Er wollte die Erstere sehen, um sich mit eigenen Augen von der Wahrheit des Gerüchtes zu überzeugen.

Sein Besuch sollte fruchtlos sein, da Liccarda bereits abgereist war. Ohne seinen Wunsch dem Marchese zu verrathen, der weder seine Absicht ahnte, noch eine Vermählung seiner Tochter mit ihm wegen seiner bekannten großen Ansprüche und seines Stolzes für möglich hielt, sprach er das Verlangen aus, den Marchese bei seinem nächsten Besuch nach der Insel zu begleiten, den dieser zu erfüllen sehr gern bereit war.

Schon an dem folgenden Tage führte Canellaro den Grafen seiner Tochter zu, und es bedurfte nur dieses einen Besuches, um den Letztern sogleich mit dem Verlangen zu erfüllen, Liccarda die Seine zu nennen. Ohne nach wiederholten Besuchen durch Liccarda's Benehmen die Ueberzeugung zu gewinnen, daß die Verbindung mit ihm auch ihr Wunsch sei, erörterte seine Selbstsucht nur die Genüsse, die ihm der Besitz eines so reizenden Wesens bieten müßte, indem es seine Eitelkeit schmeichelte, der Bevorzugte von allen Edlen Venedigs zu sein; denn ein Ablehnen seines Antrags hielt er für etwas Unmögliches.

Bald konnte weder dem Marchese, noch Liccarda die eigentliche Absicht des Grafen verborgen bleiben,

und so sehr der Erstere sich auch überzeugt hielt, daß eine solche Verbindung das Lebensglück seiner Tochter begründen müßte und dieselbe deshalb auch herbeiwünschte, so sehr bangte Liccarda bei dem Gedanken, der Graf könne ihre Hand von ihrem Vater verlangen. Von Cienzo hatte sie keine Nachricht empfangen. Eine blutige Schlacht hatte den Griechen den Sieg verschafft und die türkische Flotte vernichtet; die Beendigung des Kampfes war also mit Gewißheit anzunehmen. Wie sehnsuchtsvoll dachte sie an den Geliebten, wie inbrünstig wünschte sie ihn in dieser für ihr Lebensglück so gefahrvollen Zeit herbei; allein vergebens. Die einlaufenden Schiffe brachten zwar genaue Berichte von den Kämpfen der Parteien, von dem Geliebten jedoch erhielt sie keine Nachricht.

Sie durfte ihm deshalb nicht zürnen, denn er hatte ihr das Versprechen gegeben, erst nach Erfüllung seiner Wünsche durch einen vertrauten Boten das mittheilende Wort in ihre Hände gelangen zu lassen. Daher vertraute sie seiner Liebe und suchte sich mit demjenigen Muth zu stählen, den die Zukunft von ihr zu fordern schien, denn sie sah mit Sicherheit dem Antrage des Grafen entgegen.

Derselbe erfolgte auch in der That schon in den nächsten Tagen, und der Marchese führte den Grafen zu seiner Tochter, damit derselbe über den Erfolg seiner Bemühungen in keinem Zweifel blieb, zugleich

hoffte er, Liccardas Zustimmung auf diese Weise am Leichtesten zu erlangen.

Des Grafen Antlitz verfinsterte sich, als ihm Liccarda erklärte, seinen Antrag, so ehrenhaft derselbe auch an sich wäre, ablehnen zu müssen. Sein Stolz erwachte und spornte ihn an, keine Mühe, kein Mittel zu scheuen, um in ihren Besitz zu gelangen. Er konnte es nicht ertragen, wie alle Anderen abgewiesen zu sein, er, der angesehenste und reichste Edelmann Italiens; sie mußte die Seine werden. Mit trüben Blicken und tiefem Weh schaute Liccarda auf ihren Vater, dessen frohe Hoffnungen sie, wie sie es nur zu genau wußte, durch die Zurückweisung dieses so vortheilhaften Antrages zerstört hatte. Eben trat er in ihr Gemach, reichte ihr die Hände, indem er sie, ohne seinen Kummer zu verhehlen, anblickte, zog sie auf eine Ottomane und gestand ihr, durch das Ablehnen ihres Antrages veranlaßt zu sein, sie mit seiner äußeren Lage bekannt zu machen.

Schweigend vernahm Liccarda die Mittheilungen über seine zerrütteten Vermögensverhältnisse und dem Fehlschlagen seiner Hoffnungen, welche er von ihrer Verbindung gehegt, und sank, als er geendet hatte, weinend an seine Brust. Die übermächtigen Gefühle der Kindesliebe, die Dankbarkeit für die zarten Rücksichten, die der Vater für sie so vielfach bewiesen, entrissen ihrem Herzen das Geständniß ihrer Liebe, und mit beredten Worten erzählte sie dem Vater Alles, was sie, was

Cienzo bisher gethan, um die Verbindung möglich zu machen, und verhehlte ihm das Gelübde nicht, das sie sich gegenseitig gegeben, und das sie nun und nimmermehr brechen könnte und würde, und bat mit flehenden Worten, ihr und dem Geliebten zu verzeihen. Nach einem kurzen innern Kampf, in welchem die Liebe zu seiner Tochter über den Stolz gesiegt hatte, reichte ihr der Vater die Hand, die sie mit Küssen des Dankes bedeckte; dann erwiderte er: „Sei es denn so, wie Du willst, meine Tochter. Niemals werde ich Dich durch eine Verbindung dieser Art einem trauervollen Leben preisgeben. Sende der Himmel Deinem Cienzo Glück und Segen; Du hast ihn Dir erwählt, er kann also nur ein guter Mensch, ein braver Edelmann sei, und kehrt er zurück, so will ich ihn als Sohn willkommen heißen."

Und er küßte der Tochter Stirn, erhob sich und ging, um seine innere Bewegung zu verbergen, nach dem schattigen Gestade.

Liccarda aber kniete nieder und dankte den Heiligen für die Liebe ihres Vaters und erflehte Segen für den Geliebten, seine baldige, glückliche Rückkehr, und gleich, als wollte ihr der Himmel ein Zeichen geben, daß ihre Hoffnung dereinst erfüllt werden sollte, vergoldete die sinkende Sonne die Segel eines Schiffes, das mit dem frischen Abendwinde der Küste Venedigs zusteuerte.

Es lag nicht in des Grafen Natur, sich durch Hindernisse von dem Erreichen seines Zieles abhalten zu lassen, waren dieselben auch noch so bedeutsamer Art; ehe er alle ihm zu Gebot stehenden Mittel erschöpft hatte, hielt er sich nicht für besiegt. So dachte er auch hinsichts Liccarda's Besitz.

Nicht der wahren Liebe, wohl aber der glühendsten Leidenschaft fähig, regte der Letztern verneinende Antwort alle seine Geisteskräfte an, um die geeignetsten Mittel zur Erreichung seines Zweckes zu ersinnen.

Das Ablehnen seines Antrages, mit welchem sich der höchste Glanz, das rühmendste Ansehen verband, glaubte er nur einer in dem tiefsten Herzensgrunde bewahrten Liebe zuschreiben zu müssen, der man selbst solche Opfer zu bringen sich nicht bedachte. Er beauftragte deshalb einen schon seit vielen Jahren in seinen Diensten stehenden Diener, welcher sein besonderes Vertrauen besaß und auf welchen er sich vollkommen verlassen durfte, auf die behutsamste Weise Nachforschungen über Liccardas Leben und diejenigen jungen Männer anzustellen, welche in deren Nähe kamen. Dann erbat er sich von dem Marchese die Erlaubniß, denselben auch ferner besuchen zu dürfen, und dies Verlangen, trotz des verweigerten Antrages, seiner großen Verehrung für dessen Tochter zuschreiben zu wollen.

Einen solchen Wunsch glaubte der Marchese nicht unerfüllt lassen zu dürfen, und so wenig erfreulich

auch für Liccarda dergleichen Besuche sein mußten, so empfing sie den Grafen dennoch stets mit derjenigen Höflichkeit und Freundlichkeit, welche sie einem Gaste ihres Vaters schuldig zu sein glaubte.

Des Grafen Absicht, welche er mit den fortgesetzten Besuchen verband, war eine vielfältige. Einmal wollte er dadurch dem Gerücht von seiner Zurückweisung vorbeugen, dann aber auch die Schönheit und Lieblichkeit Liccarda's genießen und zugleich durch den gestatteten Eintritt in das Haus des Marchese sich die Gewißheit über das etwaige Vorhandensein eines heimlichen Nebenbuhlers zu verschaffen suchen, um für diesen Fall die passenden Mittel für sein ferneres Handeln zu bestimmen. Er erwog überdies, daß und wie viel ein fortgesetzter Umgang mit einem weiblichen Wesen, unterstützt durch die zartesten Aufmerksamkeiten für dasselbe, durch die Aussicht der glänzendsten Stellung in der Welt, durch beharrliche Bemühungen mit der Zeit auszuüben vermochte, und darum hörte er nicht auf, Liccarda seine Huldigungen darzubringen. Er erhöhte den Glanz seiner Umgebungen, vermehrte die Pracht seines Palastes in Venedig und bemühte sich durch die ausgesuchtesten Lustbarkeiten, welche er auf seiner Villa veranstaltete, und mit welchem stets eine fein verhüllte Huldigung Liccarda's verwebt war, auf ihr Herz und ihre Sinne zu wirken.

Wie wenig verstand er das edle Mädchen. Weder seine Huldigungen, noch die Pracht der Feste ver-

mochten weder einen tiefen Eindruck auf sie zu erzeugen, noch auch ihre Eitelkeit zu erregen. Dem Verlangen ihres Vaters nachgebend, wohnte sie zwar den Festlichkeiten bei, ihr Herz blieb jedoch gegen den Grafen kalt; er durfte sich keiner Gunstbezeigungen von ihr rühmen.

Cola, der Diener desselben, hatte inzwischen alle Schlauheit aufgeboten, die Befehle seines Herrn zu erfüllen und dies war ihm in einer solchen Weise gelungen, daß der Graf von der Richtigkeit seiner Annahme einer geheimen Liebe Liccardas nur zu sehr überzeugt werden sollte.

Der Insel gegenüber, auf welche Canellaro's Villa lag, wohnte ein Fischer, von welchem Cienzo zu den Zusammenkünften mit Liccarda eine Barke zu entnehmen pflegte. Der Zufall wollte es, daß Cola, als er die nächsten Umgebungen jener Insel zu erspähen sich bemühte, denselben Fischer aufsuchte, um sich dessen Boot zu einer Fahrt um das Gestade zu bedienen. Bei dieser Gelegenheit entlockte er dem schwatzhaften Manne die Mittheilung, daß er seine Barke in dem vorigen Sommer häufig einem jungen Manne vermiethet hätte, den er seines Wesens und der erhaltenen guten Belohnung halber als einen Edelmann bezeichnete. Auf Cola's weiteres geschicktes Forschen sprach der Fischer endlich die Vermuthung aus, daß die Fahrten wahrscheinlich der Insel gegolten haben müßten, auf welcher des Marchese Villa lag, und er-

hob dieselbe zur Gewißheit, als er ihm erzählte, bei einer nächtlichen Fahrt mit seinen Kameraden die wohlbekannte Barke in einem Schlupfwinkel des Inselgestades entdeckt zu haben. Namen und Stand des jungen Mannes wußte er nicht anzugeben, doch verhehlte er das Bedauern nicht, seinen so guten Kunden seit dem vorigen Sommer nicht wieder gesehen zu haben.

Unter den Empfindungen der Freude und der Erbitterung, sich nicht getäuscht zu haben, empfing Graf Nardiello diese Nachricht, und gab seinem Diener die Fingerzeige für sein ferneres Handeln, indem er dessen Eifer durch die lockendsten Verheißungen anspornte. Der Diener mußte mit dem Fischer in steter Verbindung bleiben, um sich keine Gelegenheit entgehen zu lassen, den gehaßten Nebenbuhler zu entdecken, denn er setzte voraus, daß derselbe in Venedig lebte und während Liccarda's Aufenthalt auf der Insel sich der Barke zu den Zusammenkünften mit ihr bedienen würde.

Es vergingen mehre Wochen, ohne daß der Zufall seinen Absichten sich günstig zeigen wollte; eines Abends jedoch, als der Diener im Begriff stand, sich von dem Fischer zu verabschieden, mit welchem er bereits sehr vertraut war, nahte der Hütte ein schon bejahrter Mann und verlangte von dem Fischer auf das Meer hinaus gefahren zu werden. Das fremde, seemännische Aussehen desselben erweckten in Cola sogleich den Verdacht, daß nicht die Lust an einer solchen Fahrt, son-

dern geheime Zwecke dieselbe veranlassen müßten, wozu überdies noch einige von dem Manne über die Insel an den Fischer gerichtete Fragen beitrugen. Durch einen Wink verständigte er sich mit dem Fischer, und suchte denselben durch Geld und Versprechungen in einer heimlich gepflogenen Unterredung zu bestimmen, die Fahrt bis zu der bald eintretenden gänzlichen Dunkelheit zu verzögern, und ihm den Dienst des Ruderes zu überlassen.

Ohne in diesem Verlangen irgend welche böse Absicht zu argwöhnen, ging der Fischer darauf ein, nöthigte den Fremden zum Verweilen, indem er vorgab, an der Barke eine kleine Ausbesserung noch vornehmen zu müssen, und empfahl ihm während dieser Zeit der Gesellschaft Cola's, der schnell feurigen Wein herbeischaffen ließ und den Fremden zum Leeren der Flasche auf die freundlichste Weise einlud.

Gern nahm derselbe ein so gastliches Anerbieten an, und saß bald dem schlauen Cola mit dem gefüllten Glase gegenüber, der seinem Gaste wacker zutrank. Wie der wahrhaft gute Mensch auch Andern mit Vertrauen und Offenheit entgegen kommt, so geschah es denn auch jetzt, daß dem ausforschenden Cola auf seine, wie absichtslos hingeworfenen Fragen von dem Gaste mitgetheilt wurde, daß er aus Griechenland, woselbst er Kriegsdienste gethan hätte, mit einer Sendung nach Venedig abgeschickt worden sei. Mehr konnte Cola trotz aller Schlauheit und Mühe nicht erfahren, und

selbst der feurige Wein verleitete den Seemann nicht, weder das Nähere seiner Botschaft, noch Denjenigen zu bezeichnen, der ihn damit beauftragt hatte. Doch verrieth er sich in so fern, daß Cola die Ueberzeugung gewann, derselbe bewahre Briefe, welche er an eine ihm genau bezeichnete Person abzugeben hätte. Das war für ihn genug. Sein Plan war schnell entworfen; was des Boten Zunge nicht verrathen wollte, sollte ihm der Besitz der Papiere verschaffen. Sie mußten in seine Hände gelangen, sollte er auch seine Seele mit einem Mord belasten. Sein Gewissen suchte er durch das Erwägen abzufinden, dabei nur im Auftrage seines Herrn zu handeln, überdies wurde dasselbe nur zu schnell von der Hoffnung des reichen Lohnes beschwichtigt.

Während dessen war die Nacht gekommen, und der Fischer brachte die Botschaft, daß der Abfahrt nichts entgegen stände. Der Fremde brach auf, Cola erbot sich zu seinem Führer, und um so lieber nahm der Erstere dieses Anerbieten an, als die Gastfreundschaft Cola's ihm sein Herz zugewendet hatte.

Bald befand sich die Barke tief im Meere, und die sanfte Fahrt wiegte den Boten allmälig in einen festen Schlaf. Als nun Cola das Fahrzeug um eine Bucht der Insel gelenkt hatte, die ihn jedem spähenden Auge entzog, hielt er mit Rudern ein, nahte sich leise und vorsichtig dem Schlafenden, entdeckte in dessen Tasche die Papiere, und bemächtigte sich derselben.

Nachdem er sich von deren Wichtigkeit und Bedeutung überzeugt und überlegt hatte, daß wenn der Bote am Leben bliebe, der bestimmte Zweck möglichen Falls vereitelt werden könnte, stürzte er denselben jählings in's Meer.

Lautlos war derselbe hinabgesunken und fand noch ehe er erwachte, schnell den Tod.

Nachdem sich Cola durch längeres Verweilen vergewisserte, den Fremden wirklich getödtet zu haben, wandte er das Boot, brachte es an seine frühere Stelle zurück, ohne von dem Fischer bemerkt zu werden und eilte mit dem Raub zu seinem Herrn.

Die dunkle Nacht verhüllte die grauenvolle That; Cola fürchtete den Rächer nicht.

Des Grafen Triumph, Liccarda's Geheimniß zu besitzen, überwog das Bedenken, dasselbe durch ein schreckliches Verbrechen errungen zu haben, und er glaubte dieserhalb um so weniger Besorgnisse hegen zu dürfen, als der Bote aus der Ferne gekommen, ungekannt war, und, wie Cola ihm mitgetheilt hatte, auch Niemand eine Ahnung der blutigen That haben konnte.

Von dem Fischer war eben so wenig eine Entdeckung zu befürchten, da Cola sich demselben niemals in seiner wahren Gestalt gezeigt, und aus Vorsicht für einen Kaufmann ausgegeben hatte; derselbe kannte also seinen eigentlichen Stand nicht, eben

so wenig konnte er in ihm ein Werkzeug des Grafen ahnen.

Die geraubten Papiere enthielten außer einigen werthlosen Schriften einen Brief Cienzos an Liccarda, worin er neben den Betheuerungen seiner ungeschmälerten Liebe ihr die ebenso frohe, als wichtige Mittheilung machte, durch den Tod eines Verwandten nicht allein dessen Besitzthümer, sondern auch den Namen desselben geerbt zu haben, daß mithin also auch das Hinderniß ihrer baldigen Vereinigung dadurch endlich vollkommen beseitigt wäre. Warum er statt des Boten nicht selbst gekommen, fand seine Ursache in einer im Kampf erlittenen Verwundung, welche ihn an das Krankenlager fesselt; er sprach jedoch die gewisse Hoffnung aus, in wenigen Monaten wieder so weit hergestellt zu sein, um die Rückreise antreten zu können. Wie jubelte sein Herz bei dem Gedanken, die Geliebte nun endlich vor der Welt die Seine nennen zu dürfen, wie sprach er in einfachen Worten seine reine, tiefe Liebe für sie aus, und deutete auf die süßen Stunden der Vergangenheit, auf die noch seligere Zukunft hin.

Der Graf fand in Cienzo's Worten mehr als einen Grund, schnell und sicher zu handeln. Die Besorgniß, sein Nebenbuhler könnte bald zurückkehren, wie es dessen Worte bekundeten, und die damit verbundene Gewißheit, Liccarda dann für immer zu verlieren, falls es ihm nicht gelang, sich noch vor dessen Ankunft ihren Besitz zu sichern, sammelten alle seine Ge-

danken in den einzigen, wie er diesen Zweck erreichen sollte; ob die Mittel, welche er dazu anwenden wollte, lauter oder unlauter waren, zog er nicht in Betracht; seine in furchtbarer Heftigkeit erwachte Leidenschaft kannte ein solches Erwägen nicht.

Der in Griechenland fortdauernde Kampf und die Theilnahme, welche demselben auch Italiens Bewohner zugewendet hatten, waren der Anlaß, daß in Venedig alle Nachrichten von dem Kriegsschauplatze mit dem gespanntesten Interesse erwartet und mit nicht minderer Theilnahme besprochen wurden. Die Tagesblätter brachten Mittheilungen über die stattgefundenen Gefechte und deren Resultat, denen zugleich Nachrichten über Verwundungen oder Sterbefälle, welche Italiens Söhne betrafen, und deren Namen beigefügt waren.

Hierauf gründete der Graf seinen Plan. Er ließ auf geschickte Weise einen Bericht, den er von dem Kriegsschauplatz erhalten, und welchem er die Mittheilung, daß Cienzo in Folge einer gefährlichen Verwundung gestorben sei, beifügte, der verbreitetsten Zeitung zugehen, von welcher er wußte, daß der Marchese sie zu lesen pflegte, und war überzeugt, durch dieses Mittel seinen Zweck vollständig zu erreichen.

Das ungewöhnliche Interesse, mit welchem Liccarda alle Nachrichten von dem Freiheitskampfe vernahm, die sichtliche Unruhe, in welche sie gerieth, wenn Mittheilungen davon gemacht würden, sicherten ihm den Erfolg seines Planes. Daß sie die Nachricht von

Cienzo's Tod wirklich erhielt, dafür wollte er selbst sorgen; sie sollte dieselbe aus seinem Munde vernehmen, und er wollte sich aus dem Eindruck, den dieselbe auf sie hervorbringen würde, von der Wahrheit und der Bedeutung ihrer Liebe auf das Bestimmteste überzeugen, um für den Fall von Cienzo's Rückkehr auf der Huth zu sein, und jede Mittheilung zwischen den Liebenden zu verhüten.

Das verhängnißvolle Blatt in der Tasche begleitete er den Marchese nach der Villa und befand sich sehr bald in der Nähe Liccardas, die den Vater an dem Ufer empfing.

Der Zufall wollte es, daß Liccarda selbst das Gespräch auf den Kampf in Griechenland leitete; die Unruhe ihres Herzens verlangte nach Mittheilung, da sie von Cienzo noch immer keine Mittheilung erhalten hatte, und die Besorgniß, er könne krank oder todt sein, ihr Leben sorgenvoll und ruhelos machte.

Frohlockend benutzte der Graf die so herbei gewünschte Gelegenheit, welche auch den geringsten Verdacht der Absicht von ihm fern hielt, um sich über die Kriegsereignisse auszusprechen, und indem er dem Marchese das Blatt überreichte und demselben die Stelle bezeichnete, welche die Einzelnheiten eines kurz vorher stattgefundenen Gefechts und den Tod Cienzo's enthielten, ward der Letztere veranlaßt, den Bericht vorzulesen. Er that es, hielt jedoch plötzlich im Lesen ein; er hatte Cienzo's Namen entdeckt. Es gelang

ihm trotz aller Mühe nicht, die durch die Nachricht über dessen Tod erzeugte Bewegung so zu verhehlen, daß Liccarda sie nicht bemerkt hätte, und darum nach der Ursache seiner Bestürzung forschte.

Er suchte ihren Fragen durch die Angabe einer gleichgiltigen Ursache auszuweichen und überreichte dem Grafen das Blatt in der Besorgniß, Liccarda könnte die unheilvolle Todesnachricht darin aufsuchen, und forderte Beide zu einem Gange auf, um ein weiteres Gespräch darüber zu vermeiden. Er sah den Eindruck auf seine Tochter voraus, und hatte also gegen diese die zartesten Rücksichten zu nehmen, welche noch durch des Grafen Anwesenheit vielfach erhöht wurden.

Nach einem kurzen Gange hatten sie sich in dem Schatten blüthenreicher Baumgruppen auf einem Ruhesitz niedergelassen. Liccarda nahm an dem Gespräch der beiden Männer keinen Antheil; sie war durch ihres Vaters Wesen, das in ihrer Brust die Bangigkeit eines nahen Unglücks erzeugt hatte, schweigsam und nachdenkend geworden, und prüfte, wenn derselbe sich mit dem Grafen unterhielt, wiederholt dessen Mienen, und überzeugte sich immer mehr, daß die aus der Zeitung entnommene Nachricht die Ursache dazu abgegeben. Sein Bemühen, die Unterhaltung über die Kriegsereignisse in ein anderes Gebiet hinüber zu leiten, mußte Liccarda's Unruhe noch mehr vermehren und das Verlangen in ihr erhöhen, durch eine Mittheilung

der quälenden Ungewißheit entrissen zu werden. Bange Schauer durchrieselten sie, denn ihr erster Gedanke, als der Vater beim Lesen inne hielt, war Cienzo gewesen. —

Sie harrte zitternd des Augenblicks, der ihr die Bitte um Aufklärung an den Vater gestattete. So sehr sich der Graf auch an der Unterhaltung mit dem Marchese betheiligte und dieselbe mit der größten Unbefangenheit fortsetzte, entging ihm dennoch nicht das Geringste in Liccarda's Benehmen; deutlich las er in ihren Zügen die Unruhe, die Angst, welche ihr Herz erfüllten. Nicht minder bemerkte er des Marchese Bemühen, seiner Tochter die Nachricht zu verhehlen, und schloß daraus ganz richtig auf das Einverständniß zwischen Vater und Tochter, mußte also um so mehr eine Verzögerung seiner Absicht durch die väterliche Besorgniß erwarten.

Er durfte daher kein Mittel scheuen, wollte er seinen Zweck schnell erreichen; noch in dieser Stunde mußte sie Cienzo's Tod erfahren; sollte auch die so unvorbereitet empfangene Trauerbotschaft für sie gefährlich werden.

Auch hierin stand ihm der Zufall bei.

Der Marchese wurde abgerufen, und ließ den Grafen mit Liccarda allein zurück. Diesen Moment benutzte der Letztere, um das inhaltsschwere Blatt wie absichtslos auf den Ruhesitz zu legen und sich bald darauf durch einen geschickt herbeigeführten Anlaß von

Liccarda zu entfernen. Sein Plan war zu wohl berechnet, als daß er hätte fehl schlagen können.

Kaum hatte er sich eine kurze Strecke entfernt und stand lauschend hinter einem Gebüsch, das ihm Liccarda zu beobachten gestattete, ohne von ihr entdeckt zu werden, als er auch schon bemerkte, wie sie mit großer Hast das plötzlich wahrgenommene Blatt ergriff und mit angstvollem Auge jene Stelle in demselben aufzufinden sich bemühte. Ein dumpfer Schrei, den sie bald darauf ausstieß und ihr Zusammensinken gaben ihm die sichersten Beweise, daß sie das Gift genossen, welches er ihr in der Nachricht so geschickt darzureichen gewußt hatte.

Eine in der Nähe befindliche Dienerin Liccarda's, die den Schrei ihrer Herrin vernommen hatte, eilte herbei, um der Ohnmächtigen beizustehen, und gab dem Grafen die günstige Gelegenheit, sich zu entfernen, wodurch er den großen Vortheil erreichte, Alles zu wissen und doch zugleich auch den Schein gänzlicher Unbekanntschaft mit dem Vorgefallenen zu bewahren. Dadurch hielt er nicht nur jeden Verdacht, die Hand im Spiele gehabt zu haben, von sich fern, sondern konnte auch späterhin, ohne irgend welche Rücksicht auf Liccarda's Seelenzustand beobachten zu dürfen, seinen Antrag wiederholen.

Liccarda war, als es ihre Kräfte wieder gestatteten, von der Dienerin nach dem Gemach geführt worden; der Marchese, der sie in demselben nach der er-

haltenen Nachricht ihres plötzlichen Unwohlseins aufsuchte, zweifelte keinen Augenblick, daß sie Alles erfahren, und verwünschte, ohne eine Ahnung des schrecklichen Betruges zu hegen, den unglücklichen Zufall, der seine guten Absichten vollkommen vernichtet hatte. Der Schlag war einmal auf das Haupt seines Kindes gefallen, es war nicht mehr zu ändern; er mußte verschmerzt werden, und seine Liebe und Sorge sollten ihr Tröster sein.

Er entschuldigte Liccarda bei dem Grafen durch das derselben plötzlich zugestoßene Unwohlsein, und bat ihn aus diesen Gründen ohne seine Begleitung nach Venedig zurückzukehren.

Unter dem herzlichsten Bedauern schied der Graf, und unterließ nicht, durch häufiges mündliches und schriftliches Befragen nach Liccardas Befinden die zarteste und innigste Theilnahme an den Tag zu legen.

Er wußte die Beweise derselben noch dadurch zu erhöhen, daß er auf eben so feine, als wirklich zarte Weise die äußern Verhältnisse des Marchese, mit welchen er sehr bald bekannt geworden war, zu reguliren suchte, und machte denselben dadurch sehr geschickt zu seinem Schuldner, denn ihm däuchten solche Verpflichtungen für die Erlangung seines Zieles nicht nur vortheilhaft, sondern unerläßlich.

Der Anlaß war folgender:

Die großen Summen, welche der Marchese zu

den Festlichkeiten des verflossenen Winters aufgenommen und wofür er den Gläubigern seinen Palast verpfändet hatte, sollten berichtigt werden, da der Zahlungstermin abgelaufen war. Der Marchese hatte mit Bestimmtheit ein Kapital aus einem Erbschaftsvermögen erwartet, um welches er seit mehren Jahren einen Prozeß führte. Sein Gegner gewann denselben jedoch, und der Marchese sah sich in seinen so sichern Erwartungen vollständig getäuscht. Das hatte der Graf erfahren, und als der Marchese voller Sorgen bedachte, auf welche Weise er diese Angelegenheit beseitigen sollte, da ihm fernere Mittel nicht zu Gebot standen, empfing er von seinen Gläubigern die Bescheinigungen über die vollständig erhaltenen Summen. In seiner freudigen Ueberraschung ließ er nach dem unbekannten Freunde forschen; erhielt über denselben jedoch keine Aufklärung; es waren die Wechsel durch einen Fremden im Namen des Marchese bezahlt worden.

Es konnte dem Letztern wohl nicht verborgen bleiben, daß dies auf des Grafen Geheiß geschehen sein müßte, zu nahe lag ihm diese Annahme, und wenngleich sich sein Stolz dadurch gedemüthigt fühlte, so waren doch dabei so viele und so zarte Rücksichten genommen worden, daß ihm diese Verpflichtung darum weniger drückend wurde.

Wenngleich er dem Grafen dafür in seinem Herzen dankte, beobachtete er doch gegen denselben darüber

gänzliches Stillschweigen und wollte ihm erst dann, wenn er in den Besitz der zu zahlenden Summe gelangt war, diese mit seinem Danke erstatten.

Des Grafen Benehmen verrieth den von ihm geleisteten Dienst nicht im Geringsten und befreite den Marchese daher von jedem Bedenken und jeder Verlegenheit, welche sich in dem entgegengesetzten Fall nur zu leicht damit zu verbinden pflegen.

Als nach längerer Zeit sich Liccarda's Befinden wieder so weit gebessert hatte, daß sie Besuche empfangen durfte, beeilte sich natürlich der Graf vor allen Andern, die ersehnte Gelegenheit sogleich zu benutzen, um ihr dadurch die Beweise der aufmerksamsten Theilnahme zu geben.

Er fand sie sehr verändert. War es dem tiefen Wehe, das ihr Herz erfüllte, auch nicht gelungen, den ursprünglichen Zauber ihres Wesens zu zerstören, so hatte sich doch über dasselbe die ganze Schwermuth und der trübe Ernst verbreitet, den der Verlust eines innig Geliebten in dem wahrhaft liebenden Herzen zu erzeugen pflegt. Mit dem Tode ihres Cienzo waren auch die Hoffnungen ihres Lebens gestorben; und so gingen ihr in der Trauer um ihn die Tage einsam dahin, indem sie jede Aufforderung zu der Theilnahme an den Genüssen des Lebens von sich wies.

Der Graf hütete sich wohl, durch irgend welche Bemerkung sie oder den Marchese ahnen zu lassen, daß er Liccarda's verändertes Wesen als etwas Ande-

res, als lediglich physisches Leiden betrachtete, um seinen wiederholten Antrag, den er in wenigen Wochen zu machen beabsichtigte, nicht durch die nothwendige Rücksicht auf ihren Gemüthszustand verhindert zu sehen.

Der Marchese vermied es natürlich, ihm die richtige Einsicht in die obwaltenden Verhältnisse zu gestatten, indem er die Hoffnung ihres baldigen gänzlichen Genesens aussprach.

Des Grafen Scharfblick hatte sogleich das innige Einverständniß zwischen Vater und Tochter erkannt und darauf auch das Einlösen der Wechsel gegründet.

Er berechnete sehr richtig, daß für den Fall eines wiederholten Antrages der Marchese seiner Tochter den ihm geleisteten wichtigen Dienst nicht nur mittheilen, sondern auch anpreisen würde, und daß dies auf die Erfüllung seines Wunsches den wichtigsten Einfluß haben müßte.

Er sollte sich darin nicht täuschen, wenngleich seine Hoffnungen nur auf eine wenig angenehme und ganz unerwartete Weise der Erfüllung entgegen geführt wurden.

Nachdem er dem Marchese sein Verlangen um Liccarda's Hand anvertraut hatte, erwog dieser, wie seiner Tochter Sinn sich nach dem Tode Cienzo's leichter zu einer Verbindung mit dem Grafen verstehen könnte; er theilte ihr also den erneuten Antrag mit und verhehlte ihr nicht, was der Graf für ihn gethan

hatte. Er hegte jetzt, da seines Kindes Glück durch eine Verbindung mit Cienzo nicht mehr begründet werden konnte, den innigen Wunsch, sie mit dem Grafen vermählt zu sehen, und verrieth denselben nur zu deutlich in seiner Unterredung mit ihr. Ihr entging das nicht, und sie erbat sich einige Tage Bedenkzeit zur Antwort aus.

Der Graf frohlockte, Liccarda's Bedenkzeit galt ihm schon als ein Zeichen ihrer späteren Einwilligung.

Ernst und bedeutungsvoll sind die Stunden, in welchen die heilige Pflicht mit den tiefsten und innigsten Empfindungen unserer Seele in Kampf liegt, und Geist und Herz nach jenem hohen Resultat ringt, das beiden genügt. In diesem Kampf finden wir auch Liccarda, den die Liebe zu ihrem Vater, die Pflicht des Kindes hervorgerufen hatte. Derselbe konnte bei der wahren Neigung zu Cienzo, bei der tiefen Sittlichkeit ihrer Gefühle nicht lange unentschieden bleiben. Sie hätte das freilich voraussehen können; die Liebe zu ihrem Vater, die vielen Rücksichten, die derselbe auf den Grafen zu nehmen hatte, veranlaßten sie jedoch zu der Bitte, sich und ihr Herz zu prüfen, um dadurch dem Ersteren die schuldige Achtung zu beweisen. Ebenso sehr sie überzeugt war, dem Grafen mit ihrem Herzen niemals angehören zu können, ebenso sehr hielt sie sich durch das Cienzo abgelegte Gelübde der Treue

demselben auf immer verbunden. Ihrer Ansicht nach, war nur mit dem Besitz der Liebe auch die unumschränkte Hingabe der Person denkbar; sie konnte niemals des Grafen Gattin werden. Nicht verhehlte sie ihrem Vater diese Gedanken und Empfindungen und bestimmte ihn, dem Grafen die Gründe ihrer Weigerung mitzutheilen und suchte denselben durch die Versicherung zu versöhnen, ihm immerdar freundschaftliche Gesinnungen bewahren zu wollen. Das hatte der Graf nicht erwartet; er sah alle seine Bemühungen wirkungslos; selbst Cienzo's Tod wirkte nicht zu seinen Gunsten; bald konnte Liccarda ihm auf immer verloren sein. Seine glühende Leidenschaft ließ ihm keine Ruhe; er hatte schnell einen andern Plan entworfen, der ihm, wenn auch nicht Liccarda's Liebe, so doch deren Besitz verschaffen sollte.

Indem er unter der Maske der zartesten Rücksichten auf Liccarda's Empfindungen dem Marchese versicherte, nur von der reinsten Liebe, der tiefsten Hochachtung, fern von allen weniger edlen Empfindungen, zu der Wiederholung seines Antrags veranlaßt worden zu sein, gestand er er ihm zugleich, auf jegliche Ansprüche eines Gatten verzichten und nur die theilnehmende Freundin in seiner Gemahlin besitzen zu wollen.

Außerdem zeigte er sich erbötig, in alle Vorschläge zu willigen, welche der Marchese oder Liccarda hiebei

zu machen wünschten. Er fügte seiner Versicherung die so verführende Bemerkung bei, wie seine Vermählung mit Liccarda nur allein deren Glück bezwecke, und er sich in dessen Begründung und in dem ungestörten Genuß ihrer Nähe vollkommen zufrieden fühlen würde.

So edel, so außergewöhnlich ein solches Begehren und Bekenntniß, um so mehr und sicher mußte es auf zwei Menschen wirken, die dasselbe zu würdigen verstanden; denn der Graf wußte seine Rolle so vortrefflich zu spielen, daß weder der Marchese, noch Liccarda unter dem Mantel seines geheuchelten Edelsinns die wahre Absicht ahnten. Der Graf erwog nämlich, daß, wenn er nur erst in dem Besitz Liccarda's wäre, Zeit und Verhältnisse ihr Herz nach seinen Wünschen stimmen würden. Das Urtheil, welches er über die weibliche Natur überhaupt gewonnen, wandte er auch jetzt auf Liccarda an.

Allerdings wurde die Letztere dadurch überrascht, einen solchen Antrag hatte sie nicht erwartet, und indem derselbe den Grafen mit einem Nimbus von Edelsinn umgab und sie zur Dankbarkeit gegen denselben nöthigte, hob er auch zugleich die Bedenklichkeiten hinsichts des, ihrem Geliebten gegebenen Versprechens auf, und verschaffte ihr außerdem die günstigste Gelegenheit, ihres Vaters Wunsch zu erfüllen. Sie willigte daher in die Verbindung mit dem Grafen unter der Bedingung, vor der Welt seine

Gemahlin zu heißen, ihm aber in Wahrheit nur eine Freundin zu sein.

Der Graf bezeigte ihr seine ganze Glückseligkeit über die Gewährung seines heißesten Wunsches, und obwohl Liccarda die Vermählung noch hinausgeschoben zu sehen wünschte, so gab sie doch endlich dem Drängen und Bitten des Grafen um Beschleunigen derselben nach, und so wurden sie schon nach wenigen Wochen durch des Priesters Segen verbunden.

Arme getäuschte Liccarda!

Seit Liccarda's Vermählung waren mehre Monate verflossen; Cienzo war während dieser Zeit fast gänzlich hergestellt, die erlittenen Leiden hatten seinen Körper jedoch so sehr geschwächt, daß sich die verlorenen Kräfte nur langsam wiederfanden, und er dadurch zu einem längeren Verweilen in Griechenland gezwungen war. Als er das Lager wieder verlassen konnte, hing sich sein sehnsuchtsvoller Blick an jedes Segel, das dem Hafen nahte, denn er begrüßte ein jedes mit der frohen Hoffnung, von der Geliebten endlich Botschaft zu erhalten. Aber die Schiffe kamen und gingen, doch weder sein Bote, den er an Liccarda abgesandt hatte, noch eine Nachricht von ihr sollte sein Auge erfreuen. Er ahnte das Bubenstück nicht, das ihm das Glück seines Lebens und das seiner Liccarda zerstört hatte.

Wie schmerzlich litt er unter dieser Ungewißheit, und mit welcher Sehnsucht sah er der Stunde ent-

gegen, in welcher er ein Schiff besteigen konnte, um zu seiner Geliebten zurückzukehren. Doch selbst diese Freude sollte ihm nicht zu Theil werden.

Der Graf endlich in Liccarda's Besitz, wurde nun von der quälendsten Sorge und Furcht erfüllt, durch Cienzo's Rückkehr seine tief verborgenen Pläne nicht erreichen zu können, ja, vielleicht Liccarda, wenn sie sich mit dem Geliebten verständigte, sich entrissen zu sehen; er mußte also Cienzo's Rückkehr zu verhüten suchen, und glaubte diesen Zweck nicht leichter und besser erreichen zu können, als wenn er demselben die Nachricht von der stattgefundenen Vermählung mit ihm zugehen ließ.

Kaum hatte er diesen Gedanken gefaßt, so trug auch schon ein absegelndes Schiff den vertrauten Diener nach dem Ort, an welchem sich Cienzo befand. Er hatte demselben den Auftrag gegeben, Liccarda's Verbindung mit ihm als die Folge der innigsten Liebe, und sie glücklich und im Vollgenuß der Lebens- und Liebes-Freuden zu bezeichnen, wodurch der getäuschte Cienzo die Ueberzeugung gewinnen mußte, von seiner Geliebten auf immer vergessen zu sein.

Liccarda's von der Welt abgesondertes Leben erleichterte diesen Betrug um so mehr, als man kein Urtheil über dasselbe gewinnen konnte und das von dem Grafen absichtlich ausgestreute Gerücht über deren Glück keinen Zweifel daran aufkommen ließ; denn Niemand kannte die eigentlichen Verhältnisse.

Nur zu gut gelang dem listigen Diener die Ausführung seines Auftrages. Der getäuschte Cienzo, kaum zu neuem Leben erstanden, sank, bis in's Innerste durch die so furchtbare Nachricht vernichtet, auf's Neue in eine gefährliche Krankheit, von welcher er erst nach vielen Monaten genas, um, einem Schatten gleich, die Last des Daseins zu tragen.

Unter den Leiden seines gebrochenen Herzens schlich der Winter dahin, kam der Frühling, er weilte noch an demselben Ort, ohne nach seinem Vaterland zu verlangen. Er wollte dahin niemals zurückkehren; doch, als sich mit den allmälig wieder gefundenen körperlichen Kräften auch heftiger und quälender das Bewußtsein einstellte, sein Lebensglück durch Liccarda's Leichtsinn verloren zu haben, erwachte mit seinem Stolz das heftige Verlangen, sich für die erlittene Schmach an ihr zu rächen.

Schnell war sein Entschluß gefaßt, und bald befand er sich auf der Reise nach Italien.

Ohne Hinderniß legte er die Fahrt zurück, und von dem Purpur der sich neigenden Sonne umflossen, tauchten die mit duftigen Orangenhainen besetzten Gestade, gleich Zaubergärten aus dem tiefblauen, von einem sanften Winde bewegten Meere empor. Schon näherte sich das Schiff, welches Cienzo nach Venedig trug, dem Hafen. Sein Herz zuckte; denn unfern jener Insel, auf welcher er mit Liccarda zusammengekommen, flog das Schiff vorüber. Er erblickte die

Villa, die in alter Traulichkeit aus den Baumgruppen hervorleuchtetete, schaute die verschwiegene Laube am Gestade, in welcher Liccarda seiner Ankunft entgegenharrte; jede Stelle, jeder Baum hatte für ihn Bedeutung.

Er wandte schnell den Blick davon ab und suchte der Empfindungen Herr zu werden, welche als Liebe, Sehnsucht, Zorn und Rache seine Seele durchstürmten. Von der Untreue Liccarda's überzeugt, bezwang er die Wehmuth, die sein Herz zu vernichten drohte, und gab dem einzigen Gefühl der Rache Raum. Mit ihm hatte sich auch die ganze Energie seines Geistes wieder eingestellt. Was er zunächst zu thun beabsichtigte, war ihm noch nicht klar, aus dem Gewühl seiner Empfindungen drängte sich vor allem das Verlangen hervor, sie zu sehen und sich durch das eigene Urtheil von der furchtbaren Wahrheit zu überzeugen.

Aus seinem Brüten weckte ihn der Kanonendonner, mit welchem das Schiff den Hafen begrüßte; er schaute auf, Venedig lag mit seinen vergoldeten Thürmen, seinen düstern Palästen in schweigender Majestät vor ihm.

Eine leichte Gondel führte ihn, nachdem die Nacht gekommen, durch die Wasserstraßen Venedigs nach einem wenig besuchten Stadtviertel, das er absichtlich zu seinem Aufenthalt erwählte, um seine Ankunft zu verheimlichen. Er gönnte sich keine Ruhe, keine Erquickung; die furchtbare Unruhe, die ihn mit dem Betreten des Ortes, in welchem Liccarda lebte, ergriffen

hatte, trieb ihn fort. Er wollte den Palast sehen, in welchem sie an der Seite des Gemahls, ohne von ihrem Gewissen gemahnt zu sein, in dem Glanz der neuen Verhältnisse die Freuden des Lebens genoß, er wollte sie durch seine Erscheinung aus dem Taumel aufschrecken, in welchem sie sich glücklich fühlte, und ihr das furchtbare Wort der Rache in das Ohr flüstern, wenn sie die Lippen an den Becher des Genusses setzte.

Von der schützenden Maske verhüllt, schlich er durch die Straßen, und bald trug ihn die leise hingehende Gondel zu dem düstern Palast des Grafen.

Allen Qualen hingegeben, welche in ihm das Bewußtsein, die Geliebte in den Armen eines andern Mannes zu wissen, erzeugte, verweilte er in dem Anstarren der finstern Mauern. Nur wenige Räume des Palastes waren erleuchtet, in demselben überhaupt nur wenig Leben und Bewegung bemerklich.

Ein Heer von Gedanken und Plänen zogen an Cienzo's Seelevorüber; keiner derselben vermochte lange in ihm zu haften; rasch verdrängte einer den andern. Endlich lenkte die durch Fackeln erleuchtete Halle, welche nach der Wasserstraße führte, seine Aufmerksamkeit dahin.

Er gab dem Gondelier einen Wink, ihn näher zu den nach dem Meere führenden Marmorstufen zu rudern, vor welchen eine reich verzierte Gondel lag. Schnell befand er sich dicht an derselben und ver-

mochte nicht allein Alles, was in der Halle geschah, wahrzunehmen, sondern er sah auch die Möglichkeit, diejenigen Personen zu erkennen, welche, wie es schien, das zur Fahrt bereit gehaltene Fahrzeug besteigen würden.

Diener mit Fackeln schritten durch die Halle und stellten sich in der Nähe des Fahrzeuges auf, während einige andere zurückblieben.

Bald nahten mehre Personen. Es waren Liccarda und deren Gemahl, denen sich einige Herren und die Dienerin der erstern anschlossen.

Sie ging an seiner Hand zur Gondel.

Das helle Fackellicht goß auf sie und ihre Umgebung einen falben Schein und ließ ihre Züge nur undeutlich erkennen. Sie war in Trauerkleider gehüllt und schien bleich und leidend. Ihr Vater war vor einem Monat gestorben, und dieser so herbe Verlust hatte den verborgenen Kummer um Cienzo mit neuem Wehe vermehrt.

Langsam und einige Worte mit dem Grafen wechselnd schritt sie die Stufen hinab und war eben im Begriff, in die Gondel zu steigen, als sie das so lange gesenkte Auge erhob und Cienzo's todtenblasses, von der tiefsten Erregung verzerrtes Antlitz gewahr wurde, das mit dem vernichtenden Auge starr an ihr hing und von dem rothen Fackellicht beschienen, einer Geistererscheinung ähnlich, sie mit Entsetzen erfüllte.

In seiner rasch sich steigernden Aufregung hatte er

sich in der Gondel aufgerichtet, — achtlos war ihm die schützende Maske entfallen, — und im Ungestüm unwillkürlich eine fast drohende Stellung angenommen.

Bestürzt, doch mit der Ueberzeugung, sich getäuscht zu haben, trat sie rasch einen Schritt zurück; ihr von dem furchtbaren Eindruck erweitertes Auge heftete sich hastig und auf's Neue an ihn; einen Augenblick der wiederholten Prüfung, dann die unwillkürliche Bewegung, welche Cienzo machte, die seinen furchtbaren Schmerz ausdrückte, ließen die Gräfin plötzlich lautlos und ohnmächtig in die Arme ihres Gemahls sinken.

Noch ehe der Letztere den Blick auf Cienzo, der fast zu gleicher Zeit, als Liccarda ohnmächtig wurde, auf seinen Sitz fiel, hatte wenden können, war die Gondel schon in der Dunkelheit verschwunden, und dem Grafen also die Erkennungsscene entgangen. Der Augenblick, in welchem diese stattfand, war überdies auch so kurz gewesen, daß es dem Grafen, der sich nur mit seiner Gemahlin beschäftigte, unmöglich wurde, die eigentliche Ursache ihrer plötzlichen Ohnmacht zu entdecken. Ihm blieb also die Nähe seines gefährlichen Nebenbuhlers verborgen, und er ahnte nicht, daß der Rächer seines Bubenstücks angelangt war, und nun auch für ihn die Stunde des Gerichts kommen würde.

Niemand vermag die Qualen zu ermessen, unter welchen die unglückliche Liccarda die Nacht dahin brachte. Sie war überzeugt, sich nicht getäuscht zu haben; es war ihr Geliebter Cienzo gewesen, den sie erblickt. Er lebte also und sie war einer furchtbaren Täuschung erlegen. Sie litt mehr bei dem Gedanken an seinen Kummer, als unter der Last des eigenen, gegen den sie fast empfindungslos geworden war. Sein bleiches, verzerrtes Antlitz, der furchtbare Blick, der sie vernichten zu wollen schien, hatten ihr den bedauernswerthen Seelenzustand des Geliebten und den gerechten Vorwurf verrathen, den er ihr über ihr treuloses Handeln machte.

Seit dem Augenblick, als sie aus der Ohnmacht wieder zum Bewußtsein erwachte, erfüllte sie nur das einzige Verlangen, Cienzo von ihrer Treue zu zu überzeugen, ein Wort des Verständnisses mit ihm zu wechseln, damit er ihr nicht aus Unkenntniß oder durch falsche Deutung ihres Handelns fluchte, und sich in seinem Kummer aufrieb.

Schnell, schon in der nächsten Stunde, sollte er von ihr ein Wort erhalten, so überlegte, so drängte sie das in warmer Liebe erglühende Herz. Wie jubelte sie in allem Schmerz, in allem Wehe; er lebte ja, sie würde ihn wiedersehen, und durfte schuldlos und mit treu bewahrter Liebe vor ihn treten. War die Vereinigung zwischen ihnen jetzt auch unmöglich, so verboten ihr doch die übernommenen Pflichten nicht, sich mit dem

Geliebten in Liebe vereint zu denken und in diesem Bewußtsein mit ihm zu leben.

Schon wollte sie ihre Dienerin, welche Cienzo kannte und die Hüterin ihrer früheren Zusammenkünfte mit ihm war, ihn aufzusuchen beauftragen, als die Vorsicht sie mahnte, sich erst von der wirklichen Gegenwart des Geliebten die gewisseste Ueberzeugung zu verschaffen, ehe sie in ihrem Handeln weiter ging.

Sie hatte sich durch die Nachricht seines Todes, durch seine lange Abwesenheit leider nur zu sehr mit der Gewißheit, er sei gestorben, vertraut gemacht, daß sie ihren eigenen Blicken nicht traute, und einer vielleicht durch die Aehnlichkeit zwischen ihm und einem andern Manne herbeigeführten Täuschung zu unterliegen fürchtete.

In den Palast zurückgekehrt und endlich von der Gegenwart des Grafen, der sie mit Aufmerksamkeit und Theilnahme belästigte, befreit, sann sie über die zweckmäßigsten Mittel zur Ausführung ihres Vorhabens nach.

Die Vorsicht rieth ihr, mit der größten Behutsamkeit dabei zu Werke zu gehen; denn des Grafen Eifersucht kannte trotz des zwischen ihnen bestehenden nur freundschaftlichen Verhältnisses keine Grenzen. Sie ahnte nicht, daß dieselbe nicht aus ihrem Benehmen, sondern lediglich aus der Furcht, welche den Grafen wegen Cienzo's Rückkunft quälte, entsprungen war, und welche sich zuletzt auf Liccarda's Umgebung aus-

dehnte. Hätte er seines gefährlichen Nebenbuhlers Ankunft erfahren, so wäre für denselben der Dolch wahrscheinlich auch schon geschliffen gewesen.

Als Liccarda ihre Gedanken gesammelt hatte, rief sie sogleich ihre vertraute Dienerin zu sich und fragte sie, ob sie vielleicht bei ihrem Unfall eine ihr bekannte Gestalt in der neben der ihrigen befindlichen Gondel entdeckt hätte.

Stella, die Vertraute, zögerte nicht mit der Antwort, denn sie hatte Cienzo gesehen und auch erkannt.

„Er war es!" entgegnete sie rasch und mit einem bedeutsamen Wink.

„Du bist also überzeugt, Dich nicht getäuscht zu haben?" fragte die Gräfin.

„Mein Auge ist scharf, seine Züge sind mir nie aus der Erinnerung geschwunden! Es war Cienzo," erwiderte Stella.

Liccarda, von ihren Empfindungen überwältigt, preßte die Hände auf den heftig wogenden Busen.

„O Stella, Stella!" rief sie schmerzvoll aus, und in reichen Strömen ergossen sich ihre Thränen.

„Die heilige Jungfrau stehe Euch in Euerm Kummer bei, und schütze den unglücklichen Herrn!" sprach Stella bedeutungsvoll, und bezeichnete dadurch zugleich die große Gefahr, in welcher Cienzo schwebte, würde er von dem Grafen in Venedig entdeckt.

Liccarda verstand sie nur zu gut und erhob das Antlitz mit der Frage zu ihr:

„Was räthst Du mir?“

Die Dienerin erwiderte ihr darauf durch die Gegenfrage:

„Ihr werdet Herrn Cienzo sehen und sprechen?“

Die Gräfin bejahte diese Frage.

„So soll ihn mein Bruder Antonio aufsuchen, und sich, wenn Ihr es befehlt, erst genau überzeugen, daß uns unsre Augen nicht getäuscht haben, und ihm Eure Wünsche später mittheilen.“

„So sei es, meine Freundin,“ sprach Liccarda und reichte ihr zum Dank die Hand. „Du wirst für mich und für ihn sorgen, und die nöthige Vorsicht nicht außer Augen lassen, welche die Verhältnisse nothwendig machen.“

„Seid ohne Sorge, theure Gräfin, Alles soll geschehen. Antonio wird ohne den eigentlichen Grund des Auftrages zu erfahren, seine Nachforschungen anstellen, und mir die Erfolge davon heimlich mittheilen, und alsdann später Eure Befehle vollziehen. Er ist verschwiegen und treu, wie Gold; Ihr könnt ihm ohne alle Sorge vertrauen.“

Liccarda ließ sich von der Dienerin ein Kästchen reichen, aus welchem sie einen Ring nahm, der in einem geheimen Fach verborgen war, und händigte denselben Stella mit dem Auftrag ein, ihn Antonio zu geben, der ihn Cienzo mit der Frage vorzeigen sollte, ob er den Reif kenne, und für den Fall, daß er die Frage bejahen würde, ihm den nächsten Tag

zu bezeichnen, an welchem er sich nach der Kapelle der heiligen Magdalene begeben sollte, weil ihn daselbst Jemand zu sprechen wünschte.

Am folgenden Tage erhielt Stellas Bruder den Auftrag der Gräfin, und bemühte sich, Cienzo's Wohnung ausfindig zu machen. Diese Aufgabe war nicht leicht zu erledigen. Cienzo hatte mit der Erbschaft auch den Namen seines verstorbenen Verwandten angenommen, und nannte sich daher nicht mehr wie früher; man konnte also dem forschenden Antonio keine Auskunft geben. Unter fruchtlosen Bemühungen ging der Tag dahin. Liccarda litt unter der sich mit jeder Stunde mehrenden Ungewißheit unsäglich, und hatte, als der Abend nahte, fast jede Hoffnung auf ein glückliches Resultat aufgegeben.

Stella schaute stumm durch das hohe Bogenfenster auf die dunkle Wasserstraße, auf welcher die leise dahineilenden Gondeln vorüber zogen. Auch sie zweifelte an einem guten Erfolg von Antonios Bemühungen.

Es herrschte in dem Gemach eine unheimliche Stille, die weder die Gräfin noch Stella durch eine Bemerkung unterbrach. Ermüdet von dem langen Anschauen verließ Stella endlich die Fensterbrüstung und nahte der Gräfin, als sich der Gesang eines Gondeliers vernehmen ließ,

„Das ist Antonio's Stimme!“ rief Stella und eilte

an ihren Lauscherort zurück. Wenige Blicke und sie hatte sich von der Richtigkeit ihrer Bemerkung überzeugt.

Antonio war gekommen, um, wie es verabredet worden war, Stella den Erfolg seiner Bemühungen mitzutheilen; der Gesang war das Zeichen.

Bebend vor Erwartung hatte sich Liccarda von ihrem Ruhelager aufgerichtet, und zählte die Minuten bis zu Stellas Rückkehr, die sich schnell zu Antonio begeben.

Mit leuchtenden Blicken kehrte die Dienerin nach einer Weile zurück und flüsterte schon beim Eintreten in das Gemach der bangenden Herrin zu:

„Dank den Heiligen; er ist gefunden!“

„Er lebt, er lebt, mein Cienzo lebt!“ rief die Gräfin in dem Uebermaaß ihres Entzückens, und zog die Vertraute zu ihrem Lager.

„So sprich, sprich schnell!“ flüsterte sie der Dienerin hastig zu.

„Faßt Euch, theure Herrin,“ bat diese und erzählte dann, warum Antonio Cienzo nicht früher erforscht habe.

Glücklicher Weise hatte sie demselben mitgetheilt, daß der Herr, an welchen er die Bestellung zu machen beauftragt war, vielleicht mit einem Schiff hier angekommen sein könnte, und ihn dadurch nach langem vergeblichen Forschen in der Stadt, endlich bewogen, sich nach dem Hafen zu begeben, woselbst er zufällig den Diener des Gesuchten antraf, der ihm Cienzo's

angenommenen Namen, unter welchem derselbe gegenwärtig gekannt war, bezeichnete, und ihn auf seine Bitte in dessen Wohnung führte.

Cienzo hatte ihn Anfangs nicht vor sich lassen wollen, und war dazu erst bewogen worden, nachdem ihm Antonio den Ring einhändigen ließ, darauf wäre er jedoch schnell zu ihm selbst gekommen, hätte ihn in sein Gemach geführt, viele Fragen an ihn wegen der Dame gerichtet, welche ihn gesendet und ihn endlich mit dem Bescheid entlassen, sich an dem bestimmten Ort an dem folgenden Tage einfinden zu wollen.

Antonio vertraute der Schwester, daß die Zusage des Kavaliers nur nach einem langen und schweren Nachdenken erfolgt sei, der den Ring mit der Weisung für den Ueberbringer behalten hätte, ihn der Dame mit eigener Hand überreichen zu wollen. Er meinte noch, der Offizier müßte wahrscheinlich krank sein, da derselbe, obgleich sein Benehmen fest und bestimmt gewesen wäre, dennoch blaß und elend ausgesehen hätte.

Stumm vor Entzücken und erfüllt mit den Bildern eines wonnigen Wiedersehens, faltete Liccarda die Hände, und mit der Inbrunst der innigsten Liebe sprach sie ein heißes Dankgebet für das Glück, den Geliebten noch ein mal im Leben zu sehen und sich vor ihm von aller Schuld frei zu sprechen, den Heiligen aus.

Noch eine lange Nacht, ein langer Tag, und das

versöhnende Wort hatte ihre Herzen mit Frieden gestärkt, wenn auch der Schmerz der Entsagung von den Verhältnissen als unabweislich gefordert wurde.

Die Kapelle der heiligen Magdalene lag auf einer Insel, unweit Venedigs, und wurde von Liccarda häufig besucht; es konnte also dem Grafen, der an diesem Tage zu einer Festlichkeit geladen war, nicht auffallen, wenn sich die Gräfin in Begleitung ihrer Dienerin, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegte, dahin begab.

Diese einsam gelegene Kirche ließ keinen Andächtigen schauen, als Liccarda, gefolgt von Stella in dieselbe mit schwankenden Schritten und bebend vor Erwartung eintrat; ihr unruhig umher spähendes Auge entdeckte aber auch Cienzo nicht, den sie schon zu finden erwartete.

In lang verhallenden Klängen tönte bereits die Abendglocke, und sie sank vor einem Muttergottesbilde nieder, um das Gebet zu verrichten. Sie hatte den Schleier von ihrem Haupt zurückgeschlagen und gestattete dadurch, ihre Züge zu erkennen. Mehre Augenblicke waren ihr im Gebet dahingegangen; kein nahender Schritt, kein Zeichen störte sie darin, und beruhigte das bange klopfende Herz.

Weinend sank ihr Antlitz auf die gefalteten Hände; sie fürchtete, Cienzo würde nicht kommen. Da flüsterte eine ihr wohlbekannte Stimme ihren Namen; sie blickte auf, Cienzo stand neben ihr, ruhig, doch bleich und

nur mit der höchsten Anstrengung seine gewaltigen Empfindungen bekämpfend. Aber kaum hatten sich ihre Augen begegnet, kaum hatte Liccarda's inniger, unschuldsvoller Blick, in dem die bangende Liebe ihren süßen Zauber enthüllte, Cienzo's Auge getroffen, so wich jeder Vorwurf, jeder Zweifel an ihrer Treue aus seiner Seele und jubelnd vor Wonne wollte er, den Ort vergessend, wo sie sich befanden, sie umschlingen und die Knieende erheben.

In diesem Augenblick eilte Stella herbei, und flüsterte, zwischen Beide tretend: „Der Graf!" indem sie sich zugleich die Gräfin zu erheben bemühte.

Cienzo faßte sich und trat von Liccarda zurück, indem er durch seine Bewegungen anzudeuten versuchte, der Gräfin nur, um ihr Beistand zu leisten, genaht zu sein, welche Absicht darauf durch Stella's Dazwischenkunft unnöthig gemacht worden war. Um in dem nahenden Grafen keinen Argwohn zu erwecken, richtete er einige theilnehmende Worte an Liccarda, wofür sie ihm dankte, und stand dann in dem nächsten Augenblick dem Grafen gegenüber, der Cienzo's Gestalt und Züge mit von der Eifersucht geschärftem Auge prüfte, und seiner Gemahlin den Arm bietend, sich alsdann mit einer gezwungenen Verbeugung vor Cienzo aus der Kirche entfernte.

Cienzo's kummervoller Blick begleitete die scheidende Geliebte, in seiner Brust tönte es schmerzvoll:

„Verloren, auf immer verloren!"

Aber so vernichtend dieser Gedanke auch war, verminderte dessen Furchtbarkeit doch die wieder gewonnene Ueberzeugung von ihrer Unschuld und treu bewahrten Liebe; ihr Blick, aus welchem die ganze schöne Seele sprach, war der Engel, der endlich alle finsteren Gedanken aus seiner Brust scheuchte. Es ward ihm klar, daß sie das Opfer ihm bis jetzt noch unbekannter Verhältnisse geworden sein müßte, und daß nicht Leichtsinn und Charakterlosigkeit ein Band herbeigeführt hätten, wodurch sie ihm auf immer entrissen worden war. In dieser Beruhigung und dem süßen Verlangen, so schnell als möglich Aufklärung darüber von ihr zu erhalten, kehrte er nach Venedig zurück.

Liccarda erholte sich erst nach längerer Zeit von der Bestürzung, in welche sie das unerwartete und durchaus ungewöhnliche Erscheinen des Grafen versetzt hatte. Dieselbe konnte nur durch Argwohn, Eifersucht, oder was ihr noch näher zu liegen schien, durch die Mittheilung eines von dem Grafen in ihrer Umgebung angestellten Spähers hervorgerufen worden sein. Ob der Graf von der Ankunft Cienzo's Nachricht erhalten hatte, war ihr unmöglich, aus seinen Worten zu entnehmen.

Sein Benehmen gegen sie blieb durchaus unbefangen und verrieth nicht den leisesten Argwohn; ja er entlockte ihr durch die Mittheilung, während einer

Fahrt in der Nähe der Kapelle zufällig ihre Gondel entdeckt zu haben und dadurch zu dem Eintritt in die Kapelle veranlaßt worden zu sein, um sie nach Hause zu begleiten, für die geoffenbarte Aufmerksamkeit sogar noch Dankesworte ab. So viel sich Liccarda auch auf der Rückfahrt bemühte, in seinem Innern zu lesen, um sich von aller Besorgniß eines Verraths zu befreien, gelang ihr das dennoch nicht; der Graf vergaß sich keinen Augenblick.

Nach einigen Fragen über das Zusammentreffen mit dem Fremden, wie ihn Liccarda natürlich bezeichnete, lenkte er, wie es schien, vollkommen durch der Gräfin Antworten beruhigt, die Unterhaltung auf die Vorgänge des Tages, und Liccarda fühlte sich endlich dadurch vollkommen beruhigt. Sie ließ jedoch mehre Tage vorüber gehen, ehe sie einen Entschluß, den sie während dieser Zeit gefaßt und der ihr in der Ausführung vollkommen gesichert zu sein schien, dem Grafen mittheilte. Sie wollte nämlich die auf der Insel gelegene Villa beziehen; die heißen Tage und ihre für diesen Ort stets offen gezeigte Vorliebe mußten einen solchen Wunsch in jeder Weise rechtfertigen.

Der Graf hatte nicht das Mindeste dagegen und freute sich im Gegentheil, sie nach einem Ort führen zu können, von welchem er überzeugt war, daß er seiner Gemahlin angenehm sei, weshalb Liccarda auch schon an dem nächsten Tage von ihrer Villa Besitz nahm.

Sie beabsichtigte damit, nicht nur eine Trennung von dem Grafen, der in Venedig zurück blieb, sondern, was ihr das Wichtigste war, eine ungestörte Zusammenkunft mit Cienzo vorzubereiten.

Auch stillte sie dadurch das Verlangen ihres liebenden Herzens, Cienzo durch diese Wahl des Ortes zu überzeugen, wie treu und unverändert sie an Allem hing, was seine Nähe ihr lieb und angenehm gemacht hatte.

Schon nach wenigen Stunden ihrer Ankunft auf der Villa ward Antonio zu Cienzo gesandt, und überbrachte demselben Liccarda's Bitte, sie in der nächsten Nacht an dem Ort ihrer früheren Zusammenkünfte auf der Insel zu erwarten. Mit wenigen, aber um so herzlicheren und überzeugenderen Worten hatte sie ihm zugleich einen Blick in das Verhältniß zu dem Grafen gestattet, so daß der glückliche Cienzo die bestimmte Stunde mit der heftigsten Ungeduld erwartete.

Diese Zusammenkunft sollte die einzige sein, welche sie sich gestatten wollte, um aus ihr diejenige Kraft zu schöpfen, welche ein Lebewohl auf immer von ihrem Herzen erheischte.

Als der Abend nahte, begab sich Cienzo, durch die Erinnerung an jenen Fischer, von dem er früher die Barke zu der Fahrt nach der Insel entnommen, bewogen, in der nämlichen Absicht zu demselben. Im Begriff, in dessen Haus zu treten, öffnete sich die

Thür und der Diener des Grafen trat ihm entgegen. Cienzo ward von dem Fischer, der dem Diener folgte, sogleich erkannt und herzlich begrüßt.

Cola's listiger und geschärfter Blick verrieth die Freude, eine so wichtige Entdeckung gemacht zu haben; der Verbrecher frohlockte, seinem Herrn eine so unerwartete Botschaft bringen zu können und berechnete schon die großen ihm daraus erwachsenden Vortheile.

Eben so schnell erkannte er, daß Cienzo's Anwesenheit irgend eine bestimmte Absicht zu Grunde liegen müßte, ja, er gerieth auf den richtigen Schluß, daß, da die Gräfin sich auf der Villa befand, wol gar eine Zusammenkunft mit derselben und ihrem ehemaligen Geliebten verabredet sein könnte.

Um in Cienzo keinen Verdacht zu erregen, wechselte er mit dem Fischer noch einige Worte, und verabschiedete sich dann. So sehr ihn auch die Begierde antrieb, dem Grafen so schnell als möglich die Botschaft zu bringen, that er doch beim Fortgehen nichts weniger, als eilig, sondern schlenderte den Weg dahin; kaum aber hatte er sich überzeugt, weder von Cienzo, noch dem Fischer mehr gesehen zu werden, so eilte er mit ungestümer Hast dem Palaste zu.

Cienzo hegte natürlich nicht den geringsten Verdacht, daß sein Vorhaben entdeckt worden wäre, und wartete in der vor der Hütte des Fischers befindlichen

Weinlaube das Nahen der Nacht und die Rückkehr des Fischers ab, der mit seinen Nachbarn um die ausgehängten Netze einzuholen, in die See gefahren war.

Hinter finstern gewitterschwangern Wolken ging die Sonne unter; eine erdrückende Schwüle erfüllte kurze Zeit darauf die Atmosphäre, und einem schwarzen Spiegel gleich wiegte sich das Meer in unheimlicher Stille.

Verloren in der Erinnerung an die Geliebte, war Cienzo das Herannahen des Unwetters entgangen. Zwar war es noch fern; doch warnten schon matte Blitze und Donnergetöse die Segel, so schnell als möglich den Strand oder den sichern Hafen zu suchen. Sein Auge und Ohr vernahmen jedoch diese Warnung nicht. Da begannen jedoch die Wirde in kurzen Stößen über das Meer zu fahren, und zerrissen die glatte Fläche in wirbelnde Kreise; in der Tiefe ließ sich ein unheimliches Brausen vernehmen, und bald rauschten die Wogen mit immer größerer Heftigkeit an das flache Gestade.

Der Fischer landete so eben, und beeilte sich Cienzo aufzusuchen, um ihm die Gefahr und Unmöglichkeit einer Fahrt vorzustellen.

Schnell hatte sich Cienzo von der Wahrheit des Mitgetheilten überzeugt; aber obgleich er die mit der Ueberfahrt verbundene Gefahr erkannte, so war der Ge-

danke, daß ihn Liccarda erwartete, doch bestimmend genug, die Fahrt auch selbst unter so drohenden Verhältnissen zu wagen. Die Entfernung war nicht bedeutend, das Unwetter noch nicht in ganzer Heftigkeit ausgebrochen; schnelles Rudern konnte ihn also noch vor jenem Moment an die Insel bringen. Er wies alle Besorgnisse und Bedenken des Fischers von sich, senkte die Ruder ins Meer, und bald durchschnitt das leichte Boot die immer heftiger und ungestümer gehenden Wogen.

Es gelang ihm, das Boot unter dem Winde zu halten, und vermöge dieses Vortheils erreichte er, während sich das Wetter immer mehr entlud, eine passende und bequeme Landungsstelle der Insel.

Nachdem er das Boot sorgfältig befestigt hatte, eilte er zu dem traulichen Ort, wo er die Geliebte finden sollte.

Liccarda hatte die Hoffnung, Cienzo noch in dieser Nacht zu sprechen, aufgegeben, ja, sie wünschte es innig, daß er die Fahrt nicht unternehmen möchte, da sie das Nahen und den allmäligen Ausbruch des Unwetters beobachtet hatte und die Gefahren überdachte, welche ihrem Geliebten drohten, wenn er sich trotzdem zu ihr begab. Durch die Ueberzeugung beruhigt, ihn in keiner Gefahr zu wissen, war sie eben im Begriff, den Pavillon zu verlassen, in welchem sie Cienzo empfangen wollte, als leichte und eilige Schritte ihr des Geliebten Nähe verkündeten. Zitternd vor

freudiger Ueberraschung erhob sie sich und eilte freudig an seine Brust.

Süßer Augenblick eines so schmerzlichen Wiedersehens! Selige Lust, wo das Herz die Minuten zählt, in denen ihm noch vergönnt ist, an der geliebten Brust zu ruhen, um dann auf immer von ihr zu lassen! So Cienzo und Liccarda.

Unter nicht zu beherrschendem Erstaunen, unter immer erneuten Fragen und Erklärungen tauschten sie ihre gegenseitigen Mittheilungen aus, und jede neue Erörterung befestigte die Ueberzeugung in ihnen mehr, daß der Graf der Urheber aller ihrer Leiden sei. Zu deutlich sprach die schlau verhehlte Leidenschaft und das spurlose Verschwinden des von Cienzo an Liccarda abgesandten Boten für diese Annahme.

Nahe lag den Liebenden dasjenige, was sie für die nächste Zeit zu thun hatten. Cienzo wollte das ganze Gewebe des schrecklichen Betruges im Geheimen zu erforschen suchen, und dem Grafen offen entgegen treten, während Liccarda jede Annährung an den Letzteren auf geschickte Weise zu verhüten suchen wollte, um ihm die Empörung zu verbergen, welche durch die richtige Erkenntniß seines Charakters in ihr erzeugt worden war, und sie leicht hätte verrathen können.

Ganz dem Glück, sich wiedergefunden zu haben, hingegeben, und in der beseligenden Hoffnung einer künftigen Vereinigung achteten die Liebenden des in

furchtbarer Heftigkeit sich entladenden Ungewitters nicht. Das trauliche Gartenhaus war ihnen ein Friedenstempel, wo die Engel der Liebe sie vor allen Gefahren, in welchen sie schwebten, schützten.

Ungefähr eine Stunde darauf, nachdem Cienzo die Insel betreten hatte, eilten zwei in Mäntel gehüllte Gestalten mit raschen Schritten der Hütte desselben Fischers zu, von dem Cienzo das Boot entnommen hatte. Man erkannte in ihnen sehr leicht den Grafen und seinen Diener. Während des Ganges bemerkte Nardiello, den Blick auf das stets heftiger wogende Meer richtend und den Himmel prüfend:

„Er wird es nicht gewagt haben, die Gefahr ist zu groß."

„Lassen Sie uns davon erst die Ueberzeugung gewinnen, ehe wir unser Vorhaben aufgeben," erwiderte Cola und setzte dann hinzu: „Der Fischer kann uns darüber die bestimmteste Auskunft geben, da ich überzeugt bin, daß Cienzo sich dessen Boot zur Ueberfahrt bedient haben wird, und ihn nur in dieser Absicht aufsuchte!"

„Befindet er sich in der Villa, so kann er uns nicht entkommen, da das schwache Boot eine Rückfahrt in diesem Sturm nicht aushält, und wenn er es dennoch wagen sollte, sein Untergang gewiß ist. Ha, das wäre erwünscht!" sprach der Erstere in großer Aufregung, und diese Worte drückten den in seinem Innern tobenden furchtbaren Haß aus.

„So ruhte der Herr bei dem Diener," warf Cola in leisem Tone hin.

„Du hast Deine Sache gut gemacht; Niemand hat eine Ahnung von jener That."

„Das Meer ist tief und giebt seine Opfer nicht so leicht heraus. Wir haben Nichts zu fürchten," sprach Cola mit vieler Zuversicht.

Er sollte sich jedoch in seiner Zuversicht täuschen; der Verräther war in der Nähe und vernahm, verborgen von dem hügeligen Ufer und der Finsterniß, jedes so eben mit einander gewechselte Wort.

Es war der Fischer, von dem Cienzo das Boot entnommen hatte, und der in der Besorgniß, der Kavalier könnte bei der Rückfahrt sammt dem Fahrzeuge verunglücken, einen Hügel bestiegen hatte, um nach dem sehnlich Erwarteten auszuspähen; so entging ihm das Gespräch nicht.

Das Nichtzurückkehren jenes Mannes, zu dessen Begleiter sich Cola damals auf so auffallende Weise erboten, hatte schon früher in ihm einen gewissen Verdacht gegen den Letztern erweckt, der noch überdies durch die von Cola schlecht verhehlte Befangenheit vermehrt wurde, wenn er jenes Mannes halber eine Frage an ihn richtete. Was er so eben vernommen und das Erkennen der Stimme Cola's überzeugten ihn, daß wirklich ein Mord verübt worden, und Cola der Thäter sei.

Er bemerkte, daß die Männer nach seiner Hütte

gingen, und beeilte sich daher, in derselben vor ihnen anzulangen, um keinen Verdacht, sie belauscht zu haben, zu erregen.

Kaum war er daselbst angelangt, als auch bereits an die Thür geklopft wurde. Nach dem Oeffnen derselben richtete Cola die Frage an ihn, ob der heute bei ihm erschienene Kavalier derjenige sei, der früher seine Barke zu den Fahrten nach der Insel benutzt hätte. Der Fischer bejahte diese Frage, verneinte aber in der Besorgniß, es könnte ein zweiter Mord beabsichtigt werden, die andere, ob derselbe nämlich auch heute eine Fahrt gemacht habe.

Unzufrieden und ungläubig verließ ihn der Diener und kehrte zu seinem Herrn zurück, der draußen auf seine Rückkehr wartetete, indem er ihm das von dem Fischer Erfahrene mittheilte.

„Der Fischer täuscht uns," sprach der Graf mit großer Heftigkeit. „Während Du im Hause warst, habe ich nach seiner Barke umher gespäht, sie ist nirgends zu entdecken. Ich bin überzeugt, Cienzo befindet sich auf der Insel; darum rasch ein sicheres Boot und kräftige Führer; ich will das Pärchen überraschen!"

„Wir werden kein Boot auftreiben; Niemand wird sich bei diesem Unwetter dazu verstehen," bemerkte Cola und zögerte.

„Wozu hast Du die Börse mit Gold? Zeige ihnen das und sie sind bereit."

Cola kannte seinen Herrn zu gut, um nicht sogleich

nach den nächsten Hütten zu eilen und einige Fischer mit dem Verlangen des Grafen bekannt zu machen. Man lachte ihn aus, und Alles, was Cola's Gold und Ueberredung bei ihnen vermochte, war, daß sie ihm ein Boot überließen, sich aber zur Mitfahrt durchaus nicht bequemen wollten, weil sie die Gefahr, welcher sie sich dabei aussetzten für zu groß hielten.

Der Graf und Cola waren kräftige Männer; des erstern Verlangen, sich von dem tödtlich gehaßten Nebenbuhler zu befreien, auch zu heftig, als daß er die Fahrt nicht auch ohne den Beistand der Fischer hätte wagen sollen. Er überlegte nicht lange, sprang in das schnell hergerichtete Boot, und zwang Cola, ihm zu folgen.

Trotz der hochgehenden See gelang ihnen die Ueberfahrt schneller und sicherer, als sie es erwarten konnten. Nachdem sie sich der Insel genähert hatten, verrieth ein aus der Villa schimmerndes Licht das Wachsein der Bewohner daselbst, uud stachelte des Grafen Eifersucht zu einer furchtbaren Heftigkeit auf. Er überließ es seinem Diener, für die Befestigung des Nachens zu sorgen, und schlich spähend um das Haus, in welchem es still und geräuschlos war.

Leise wollte er eintreten, fand aber die Zugänge verschlossen, und stieß in seinem Zorn darüber die heftigsten Verwünschnngen aus, denn er wurde nun genöthigt, anzupochen, und eine so ungewöhnliche Störung mußte seinen Nebenbuhler natürlich sogleich

an seine Sicherheit zu denken veranlassen. Nach längerer Zeit erst öffnete der bekannte Diener die Thür, und war nicht wenig erschrocken, seinen Herrn um diese Zeit und bei solchem Unwetter eintreten zu sehen.

Der Graf gebot ihm, kein Geräusch zu machen, und erkundigte sich, ob seine Gemahlin zu Bett gegangen sei. Der von dem Diener gegebene Bescheid konnte den ungeduldigen Grafen unmöglich befriedigen, ebensowenig wollte der Erstere einen Fremden auf der Insel bemerkt haben.

Der Graf, unentschlossen, was er thun sollte, ging in dem Vorgemach unruhig auf und ab; er überlegte, ob er jede Rücksicht gegen Liccarda außer Augen setzen sollte, um die gewünschten Beweise von ihrer Schuld zu erlangen. Täuschte er sich und verrieth er durch sein Forschen die in ihm lodernde Eifersucht, so konnte er dadurch das ganze Gewebe seiner Intriguen offenbaren; das war gefährlich, überdies kannte er Liccarda's Charakter zu gut, um die Folgen eines solchen Handelns nicht zu fürchten. Niemals, so mußte er sich sagen, würde es ihm alsdann gelingen, jenes Ziel zu erreichen, zu welchem ihn seine ungestüme Leidenschaft drängte und das der Inbegriff aller seiner Wünsche war.

Während er sich bemühte, die besten und zugleich unscheinbarsten Mittel für seinen Zweck zu ersinnen, eilte den Liebenden die Stunde in dem Vollgenuß der reinsten Liebe rasch dahin.

Das Unwetter und das von dem Sturm aufgewühlte Meer ließen an die Rückkehr Cienzo's nach Venedig nicht denken, das schwache Boot wäre von den überstürzenden Wogen sogleich begraben, oder auf irgend eine Sandbank oder Klippe geworfen und zertrümmert worden.

Er war daher gezwungen, auf der Insel bis zum Nachlassen des Unwetters zu bleiben, und versprach der bittenden Liccarda, erst dann sein Boot zu besteigen, wenn bei der Ueberfahrt keine Gefahr mehr zu befürchten wäre. Und wie gern weilte er noch länger; hatte er doch die Geliebte so lange, lange Zeit entbehren müssen und fühlte sich in dem Glück eines so ungestörten Beisammenseins so glücklich.

Da schreckte sie Stella's Stimme auf, die fast athemlos herein stürzte und die Ankunft des Grafen meldete.

Starr vor Entsetzen standen sich die Liebenden gegenüber. Die drängende Gefahr forderte die rasche und muthvolle That. Es konnte keine Frage sein, dem Grafen war Cienzo's Besuch verrathen worden, und von seiner Rache gestachelt, hatte er selbst eine so gefahrvolle Ueberfahrt nicht gescheut, um jene durch Cienzo's Untergang zu befriedigen.

„Wir sind verrathen!" rief Liccarda angstvoll und fügte bittend hinzu: „Rette Dein Leben!"

„Denke an Deine Ehre, nicht an meine Sicher-

heit; ich will mein Leben dahin geben, kann ich sie retten," sprach Cienzo entschlossen.

„Was willst Du thun?" fragte Liccarda bebend.

„Die Heiligen werden mich beschützen! Ich kehre zurück!" sprach Cienzo.

„So ist Dein Untergang gewiß!" rief Liccarda, übermannt von dem Gedanken, den Geliebten der drohenden Gefahr Preis gegeben zu sehen, und auch erkennend, daß ihn nur die Fahrt retten könnte.

„Bete für mich und lebe wohl auf immer!" rief Cienzo, umschlang die Geliebte und eilte fort, um seine Barke aufzusuchen.

Vergeblich streckte Liccarda die zitternden Arme nach ihm aus, ihn zurück zu halten; er war fort, und in dumpfer Verzweiflung führte Stella sie auf einem verborgenen Pfade nach der Villa.

Der Schlüssel öffnete geräuschlos eine verborgene Thür, und in dem Zimmer angelangt, sank Liccarda vor dem Muttergottesbilde auf die Kniee und erflehte Schutz und Rettung des Geliebten. Ihr inniges Gebet störte jedoch des Grafen Stimme, der nach Stella rief.

Die Gräfin raffte sich auf und eilte in das daneben befindliche Schlafkabinet und befahl der Vertrauten, nach des Grafen Verlangen zu fragen.

Diese that, wie ihr geboten. Der Graf erkundigte sich nach dem Befinden seiner Gemahlin, wovon er sich zu überzeugen wünschte.

Liccarda ließ ihm erwiedern, daß sie sich wohl

befände und für seine Aufmerksamkeit danke, lehnte es jedoch ab, ihn zu sehen, indem sie ihm zugleich das Unpassende einer solchen Forderung um diese Zeit zu erkennen gab.

Stella's Worte verriethen nicht die geringste Unruhe und veranlaßten den Grafen zu überlegen, ob sein Verdacht nicht grundlos sei; der Dienerin Gegenwart bei Liccarda bestärkten ihn noch mehr darin, er sah sich daher bestimmt, von einem wiederholten Verlangen abzustehen, und ging, wenn auch unbefriedigt, so doch beruhigt nach seinem Zimmer zurück.

Kaum war er daselbst angelangt, als Cola eintrat und ihm mittheilte, wie er so eben eine Gestalt bemerkt hätte, welche in der Eile des Grafen Boot gelöst und mit demselben in das Meer gerudert sei.

„So soll er mit dem Leben büßen!“ rief der Graf in auflodernden Zorn. „Fort, Cola, rasch ein anderes Boot! Wir wollen den Verhaßten vernichten.“

Cola gab dem Grafen zu bedenken, daß sie nur die Wahl zwischen denjenigen hätten, welche auf der Insel vorräthig wären, und daß diese zu einem solchen Unternehmen unmöglich ausreichen würden.

Der Graf hörte nicht darauf, warf den Mantel über die Schultern und drängte Cola zur Thür hinaus nach dem Gestade.

Das Gewitter war vorübergegangen, und durch die dunkeln und zerrissenen Wolken trat das Mond-

licht hervor und gewährte dem Auge eine erweiterte Aussicht auf das noch immer hochgehende Meer.

Kaum hatte der Graf das Gestade erreicht, so strengte er seine Sehkraft an, Cienzo's Boot zu entdecken.

Erst nach vielen vergeblichen Bemühungen gelang es ihm, da die hochgehenden Wogen dasselbe verbargen.

„Dort ist es!" rief er frohlockend aus. „Löse das Boot!"

Cola gehorchte schweigend, obwol er voll Zagen den Fuß in das gebrechliche Fahrzeug setzte und dem Ausgang dieser Jagd mit Grauen und Angst entgegen sah. Denn in seiner Hitze übersah der Graf die fast gewisse Gefahr, der er sich und seinen Begleiter durch ein so tollkühnes Unternehmen aussetzte.

Cola hatte in der Eile Cienzo's Boot gelöst, und bald tanzte dasselbe gleich einem Ball auf den Wogen dahin, indem sich die Verfolger bemühten, in das Bereich von Cienzo's Fahrzeug zu gelangen.

Nicht Absicht, sondern Zufall und die Gefahr des Augenblicks hatten Cienzo bewogen, sich des Grafen Boot zur Rückfahrt zu bedienen. Als er von Liccarda forteilte, bemühte er sich, so schnell als möglich sein Boot zu erreichen. Die Eile, Dunkelheit und das furchtbare Getöse des Meeres betäubten seine Sinne, und an dem Gestade rasch dahin gehend, entdeckte er zu seiner Freude das von Cola befestigte Fahrzeug, hielt es für das seinige, löste es rasch, und, seine

Seele Gott empfehlend, stieß er den Kiel in das Meer und befand sich bald in dem Wogengetümmel. Hier erkannte er erst seinen Irrthum; aber es war zur Umkehr zu spät, und so bereitete er sich zu dem Kampf mit dem furchtbaren Element vor. Er bebte vor den Gefahren nicht zurück, die ihn aus dem Schooß der schäumenden Wogen rings umher angähnten, war doch die Ehre der Geliebten gerettet.

Gleich einem Hoffnungsstrahl blickte in diesem Augenblick der Mond durch die Wolkennacht und goß Ruhe in seine pochende Brust. Er sammelte seine Kräfte und begann darauf, das Boot nach dem Lande zu steuern.

Je weiter er sich von dem Ufer entfernte, um so mehr steigerte sich die Gefahr, und er mußte bald alle weitere Mühe, das Boot zu lenken, aufgeben, da die Gewalt der Wogen und des Sturmes auch die kräftigsten Anstrengungen fruchtlos machte. Erschöpft legte er die Ruder nieder und überließ sich den Elementen.

Meer und Himmel wurden von dem allmälig hervortretenden Mond stärker durchleuchtet, über den die Reste der finstern Wolken eilig dahin flogen. Cienzo erhob das Auge und richtete es, der Geliebten gedenkend, nach der Insel; da gewahrte er des Grafen Boot und erkannte dessen Bemühungen, ihn zu erreichen. Er konnte nicht zweifeln, daß seine Flucht entdeckt worden sei und man ihn verfolgte. Nur die Liebe

und das Rachegefühl wagen sich bei solchen Gefahren auf das Meer. Welche Absicht die Verfolger leitete, mußte ihm daher sofort klar sein; es galt seinen Untergang auf die eine oder die andere Art, und so war er auf einen Kampf auf Tod und Leben vorbereitet.

Das leichte, vortheilhaft gebaute Fahrzeug, dessen sich der Graf bediente, war viel geeigneter zu einer stürmischen Fahrt, als das Cienzo's, indem es sich nicht allein leichter lenken ließ, sondern auch vermöge seiner Bauart von dem Andrang der Wogen nicht sonderlich litt; überdies führte es eine verdoppelte menschliche Kraft.

Durch diese Vortheile ward es dem Grafen möglich, sich Cienzo's dahin treibendem Boote zu nähern. Ruhig saß dieser am Steuer und beobachtete seine Verfolger.

Diese kamen ihm rasch näher, ohne zu überlegen, daß ein Zusammenstoß der Fahrzeuge dieselben zertrümmern und ihren gemeinschaftlichen Untergang herbeiführen müßte. Eine solche Absicht konnte der Graf unmöglich haben: ihn mußte ein anderer Plan, der Cienzo's Verderben sicher erwarten ließ, leiten. Vielleicht sollte ein wolhgezielter Schuß seinem Leben ein Ende machen.

Noch ein mal ergriff Cienzo die Ruder und versuchte; zu entkommen; in diesem Augenblick sprang der Wind um und trieb das Boot der Insel zu. Mit Schrecken nahm Cienzo diese Gefahr wahr, und er-

schöpfte seine Kräfte, um eine andere Richtung zu gewinnen. Vergebens; der sich gleich bleibende Wind machte alle seine Anstrengungen fruchtlos.

Mit verdoppelter Schnelligkeit folgte des Grafen Boot, der, frohlockend Cienzo gefangen zu sehen, nun alle Kräfte anzustrengen schien, seinen Raub nicht wieder fahren zu lassen.

Es war eine schauerliche Jagd.

Gleich schwarzen Meeresgeschöpfen tauchten die Boote aus dem Wasser auf und nieder, und trieben in dem Brausen und Tosen der Wellen dahin. Jedes Auge bemühte sich, wenn ihm ein Hinblick auf den Gegner gestattet war, die Entfernung zu messen, welche sie noch trennte, ehe der Zusammenstoß der Fahrzeuge oder die beabsichtigte That erfolgen konnte.

Schon war des Grafen Boot Cienzo so nahe gekommen, daß er dessen Züge bei dem Mondlicht beinahe erkennen konnte, schon erwartete er in jedem Augenblick irgend eine entscheidende That, als plötzlich ein heftiger Windstoß des Grafen Boot mit einer solchen Gewalt gegen das seinige schleuderte, daß es mit Blitzesschnelle umschlug, während das des Grafen unter Krachen brach, und beide Fahrzeuge fast zu gleicher Zeit untersanken, und Alle von den Wogen begraben wurden.

Kein Schmerzensschrei, kein Laut wurde gehört; das Furchtbare war so schnell geschehen, und die Sinne Cienzo's und seiner Verfolger nur allein auf einander

gerichtet gewesen, so daß Niemand an Vorsicht oder Rettung hätte denken können.

Nachdem sich der Graf von Liccarda fortbegeben, und die Letztere von dem Diener erfahren, daß derselbe in Begleitung Cola's nach dem Gestade gegangen sei, trieb sie die Unruhe und Ungewißheit Stella auszusenden, um sich Gewißheit von dem weiteren Beginnen des Grafen zu verschaffen. Bald kehrte die Dienerin mit der Nachricht zurück, daß er Cienzo verfolge.

Das Schrecklichste befürchtend, hüllte sich Liccarda schnell in einen Mantel und eilte durch die verborgene Thür mit Stella nach dem Gestade, und bald entdeckte ihr forschendes Auge die Fahrzeuge. Sie frohlockte, wenn sie die Vortheile gewahrte, welche Cienzo sich errang, und zitterte, sah sie wieder, wie sich des Grafen Boot dem des Geliebten näherte. Unter diesem Wechsel der Empfindungen erfolgte endlich das Umspringen des Windes, das rasche Annähern der Fahrzeuge an die Insel und an einander: und sie gab den Geliebten verloren. In der schrecklichsten Spannung sah sie dem Ende dieses furchtbaren Kampfes entgegen, als plötzlich durch die Vernichtung der beiden Fahrzeuge Cienzo und seine Verfolger von den Wogen begraben wurden. Ein furchtbarer Schrei entrang sich ihrem Munde; ohnmächtig stürzte sie zu Boden.

Nachdem ihr die Besinnung wieder gekommen war, erhob sie sich, von der Dienerin unterstützt, und schaute

in stummer Verzweiflung in die Wogen; sie sollten sie mit dem Geliebten vereinen. Da erhellte der Mond, von keinem Wölkchen verhüllt, das Meer, mit einem Freudenschrei eilte sie an das Gestade, so daß die anströmenden Wogen ihre Füße umrauschten, streckte die zitternden Arme aus und blickte starr und regungslos auf einen dunkeln Punkt, der unfern dem Ufer, von den antreibenden Wellen demselben zugeführt wurde. Sie hatte ihn erkannt, das Mondlicht hatte Cienzo's Züge beleuchtet; er war es, der durch den Andrang der Wogen begünstigt, das Gestade zu gewinnen suchte.

Nach einer letzten Anstrengung sank er, von einer Woge getragen, zum Tode erschöpft, zu Liccarda's Füßen.

Seine Besonnenheit hatte ihn beim Zusammenstoß der Fahrzeuge gerettet.

Wer beschreibt Liccarda's Entzücken, als er endlich unter ihren Bemühungen und Liebkosungen zum Leben erwachte, und wie selig schaute sein Auge zur Geliebten empor, an deren Brust sein Haupt ruhte.

Des Grafen und Cola's Leiche wurden an dem nächsten Tage, nachdem sich der Sturm gelegt, auf einer Sandbank, unfern der Insel, gefunden, mit ihnen die Trümmer des Bootes.

Cienzo erfuhr später von dem Fischer, was derselbe über den Tod seines Dieners durch Cola's Unvorsichtigkeit entdeckt hatte, und fernere Nachforschungen

enthüllten das ganze Gewebe des furchtbaren Betruges, das der Graf gesponnen, um sich in Liccarda's Gunst zu setzen.

Das heiße Gebet der Liebenden dankte der Vorsehung für die wunderbare Rettung aus so vielem Unheil, und wenige Monden darauf verband sie des Priesters Segen in der Kapelle der heiligen Magdalene.

Die
Komödie am Stadtthor.

Wenn ein Tourist zufällig nach dem Landstädtchen Thorenstein, und zwar ungefähr um die zweite oder dritte Stunde eines schönen Juli-Nachmittags gekommen wäre, so würde er sich verwundert haben fragen müssen, ob irgend ein großes Unglück, Feuersgefahr, Wassersnoth, oder gar ein feindlicher Angriff die fast verwitterte Stadtmauer bedrohe, so sehr fand er die stille Ordnung, die stets gemäßigte Bewegung seiner Bewohner verändert; ja es schien fast, als ob die rasche und ruhelose Beweglichkeit der Thorensteiner, welche aus einem Hause in das andere liefen, kamen und drangen, die Häuser selbst in eine sympathetische Bewegung versetzt hätte.

Dieses letztere war allerdings nur eine Sinnentäuschung, ganz abgesehen, daß die Zone, in welcher die aus dem grauen Alterthum herstammende Stadt lag, die Annahme eines zu befürchtenden Erdbebens verneinte.

Das freilich konnte das unbefangene Auge nun einmal nicht abläugnen, daß sich die mit reicher Vegetation bekleideten Giebel neugierig auf die Straße neigten, als ob sie den Grund des Aufruhrs der in ihren Räumen Gebornen zu entdecken sich bemühten.

Unzweifelhaft fest stand es jedoch, was auch jede, mit einiger Vernunft gesegnete Menschenseele sofort erkennen mußte, daß die eiserne Wetterfahne auf der Kirche, welche diese und den darunter befindlichen Rathssaal schon seit Jahrhunderten treu bewachte, und ohne Ermüdung über die Giebel und Mauern der Stadt schaute, in eine fast konvulsivische Beweglichkeit gerathen war, und diese absonderliche Erscheinung in Erwägung der nur mäßig wehenden Frühlingsbrise, allerdings etwas sehr Aufregendes hatte und auf das Hereinbrechen großer Vorgänge deutete.

Diese Annahme steigerte sich zur unabweislichen Gewißheit, wenn man, genauer beobachtend, das fast ängstliche Vorneigen der Fahne nach dem einen der beiden Stadthore, und zwar dem westlichen, erkannte, wodurch dieselbe gleichsam anzudeuten schien, als ob von dort her sich das noch Verborgene erheben und ins sinnliche Leben treten sollte und hoffentlich würde.

Der Tourist schüttelte bedenklich das Haupt, ließ, da ihm ein reifliches Erwägen aller bis jetzt erfahrenen Erlebnisse keine sein Herz befriedigende Resultate gebracht, die Blicke nochmals über Thorenstein schweifen, in der Hoffnung, aus dessen Gesammtausdruck,

wie aus den Zügen eines Menschenantlitzes die tief innerliche Bewegung desselben zu entziffern.

Und was sah er. — Thorenstein lag wie eine Insel im Meer, so ringsum von Sand und einigen, mit dürftigem Gehölz, oder auch ohne dieses bestandenen Hügeln umgeben, in friedlicher Abgeschiedenheit da, gesichert durch Mauern, die einst ohne Frage viele Festigkeit besessen haben konnten, jetzt freilich den Eingang in die Stadt auch an vielen andern Stellen, als an den Thoren bequem gestatteten. Es war überdieß weder durch eine natürliche, noch künstliche Befestigung gegen den unberufenen Eindringling geschützt, und präsentirte sich daher so eigentlich als eine freie, auf den Muth seiner Bürger trotzende Stadt. Diese Annahme rechtfertigte sich um so bestimmter durch die Betrachtung, daß ein mäßig tiefer Graben, der durch den Zufluß von Frühlings-Ueberschwemmungen und außerordentlichen Gewitterregen bisweilen die Größe eines Flüßchens gewann, sonst aber von dem jugendlichen Anwuchs Thorensteins ohne sonderliche Entkleidung durchwatet werden konnte, so weit ab von der Stadtmauer floß, daß dessen Beistand unmöglich bei einer etwaigen Gefahr in Anschlag kommen konnte.

Gesättigt von diesem Anblick, wandte der Tourist sein Auge wieder dem absonderlichen Treiben der verehrlichen Bürger zu, um sich Aufschluß darüber zu verschaffen.

Seine Mühe sollte jedoch vergebens sein.

Weder wirbelten Flammen und Dampf zum Himmel als unheilsschwangere Zeichen, und dunkelten die helle Mittagssonne, noch blinkten Helme und Spieße in annähernder Bewegung zur Stadt; ruhig spielten die Fische in dem Graben; unbekümmert lagerte die Heerde des Stadtviehs daneben und wiederkäuete in unbeschränkter Nachmittagsruhe die harte Kost einer dürftigen Weide.

Hatte der Fremde vorher das Haupt bedenklich geschüttelt, so kam er damit zuletzt garnicht mehr aus und gerieth in ein wirkliches Nachdenken, besonders wenn er noch überlegte, daß ihm schon vor dem Erreichen jenes Thores, wohin die aufregende Inclination der Wetterfahne gerichtet war, auf seinem Wege allerhand auffällige Menschengestalten erschienen waren. Dieselben schauten nämlich, unbekümmert um ihn — der doch auf Thorensteins Gefilden eine seltene Erscheinung genannt werden mußte — unverwandt nach dre westlichen Ferne, und überließen es ihm, seines Weges zu ziehen.

Hatte der Tourist alle diese tief ergreifenden Eindrücke mit kräftiger Resignation überwunden, so fand er dennoch keine Momente einer wohlthuenden Sammlung, sondern seine Ahnungsgefühle wurden mit jedem weitern Fortschritt auf eine höchst beunruhigende Weise nur noch vermehrt.

Der Grund dazu lag nahe. Sein Auge erschaute

nämlich den Leiter der Stadtheerde im Sonntagsstaat, und die Stirne seiner behörnten Trabanten bis auf die lebhafte Ziege und das sinnende Schaf hinunter mit aus Butterblumen und Vergißmeinnicht geflochtenen Kränzen geschmückt. —

Dennoch war der heutige Tag kein Sonn- oder Feiertag, sondern ein ganz gewöhnlicher hausbackener Wochentag, auch galt die Kränzezier nicht etwa der Hirtenspeculation, sich beim ersten Austreiben der Heerde, wie das sonst zu seinen Emolumenten gehörte, ein Trinkgeld zu verdienen; die Heerde hatte ihr erstes Weidendebüt schon vor drei Monaten gemacht: es hatten die Kränze also etwas viel Wichtigeres zu bedeuten.

Nahte sich nun der Tourist dem Stadtthore selbst, so mußte er, falls die vielen Auffälligkeiten seinen Gesichtssinn noch nicht vollständig geschwächt hatten, durch die Ehrenpforten, Laubverzierungen, welche sich schon ein paar hundert Schritte vor demselben und zwar an der Grenzscheide zwischen der Stadt und dem daran grenzenden Dorf über den Weg neigten, und sich an dem Stadtthore selbst in der höchsten Fülle und Vollkommenheit dem Auge darboten, zur hellsten Bewunderung fortgerissen werden, das sich, wenn es überhaupt möglich sein konnte, obenein mit jedem zögernd erneuten Schritt noch steigerte, wenn er nun, in die Stadt selbst eintretend, auch die Häuser in ähnlicher idyllischer Weise geziert fand.

Ueberdieß bemerkte er auf dem Platz an dem Stadtthor verschiedene Männer mit einer eigenen Kleidung angethan, die man fast für eine militairische halten konnte. Allerlei Waffen vergangener Jahrhunderte, welche sie führten, machten ihre Erscheinung furchtbar.

Sie befanden sich neben einem kleinen verfallenen Hause, das zwei zur Hälfte mit grünem Wasser angefüllten Feuer-Kufen gleichsam als Gesellschafter diente, und der männliche Trotz, mit welcher sie die stechende Juli-Sonne ertrugen, erfüllten mit der Ahnung, sich wirklich Männern des Schwertes gegenüber zu befinden.

Aber die unaufhaltsam sich erneuenden Erscheinungen zogen den Blick sehr bald von diesen Gestalten ab; denn derselbe gewahrte, Elfen und Sylphyden gleich, langlockige, in schneeigen Gewändern prangende Mädchen, die ihre mit vielem Gummi zu großem Ansehen gesteiften Gewänder mit übermäßigen Laubkränzen geziert hatten und den rauhen Kriegern gegenüber aufgestellt waren.

Außer der eigenen Zier trug ein jegliches in beiden Händen einen Laubbogen, dessen Volumen und Derbheit ein erschöpfender Physiometer ihrer Körperkraft war.

Sie bildeten ein vortrefflich kontrastirendes Ensemble zu den Männern des Schwertes, welche weniger Gesichtsfrische und straffe Faser bewundern ließen, überdies auch die eigenthümliche Haltung Einzelner Man-

chen des Hinkens oder eines sich der Schönheitslinie übermäßig nähernden Rückens verdächtigte.

Der Tourist, weiter wandelnd, hatte die einzige und alleinige Hauptstraße Thorensteins, welche das östliche mit dem westlichen Thor verband und einen ungetrübten Durchblick durch die Stadt gewährte, — moralisch aufs tiefste ergriffen und physisch aufs höchste erschöpft, fast bis zur Hälfte durchschritten, und befand sich in der Nähe eines Gebäudes, das ihn in Verlegenheit setzte, ob er dasselbe Kirche oder Rathhaus nennen dürfte. Dasselbe verband nämlich beide Räumlichkeiten und hatte dazu noch als einen Ausfluß des neueren Baustyls, an der westlichen Seite einen schlichten Anbau von Holz, dessen Zweck sich in die Möglichkeiten eines Wachthauses oder Gefängnisses theilte, und so der Fantasie den weitesten Spielraum gewährte.

Diese die Sinne befangende Lage veranlaßte ihn, still zu stehen und sich nach gütigen Lippen umzuschauen, welche ihm dieses Räthsel lösen wollten; vergebliche Mühe.

Rasch eilten die Leute an ihm vorüber, ohne seinen Wunsch zu erfüllen.

Er erhob vielleicht das über diese Gefühllosigkeit der Menschen feuchtgewordene Auge aufwärts zum Himmel, ohne zu ahnen, daß das der Rathhaus-Kirche gegenüber befindliche und sich vor allen andern

Gebäuden auszeichnende Haus diejenige Seele enthielt, welche ihm dieses Mysterium am sichersten zu enthüllen berufen war: mit einem Wort, daß er vor dem Hause des Oberhauptes der Stadt, des Bürgermeisters Schwebel, stehen geblieben war.

Doch verlassen wir den erschöpften Touristen, der sich so wenig zu dem Drama, das sich jetzt vor unsern Augen unaufhaltsam entwickeln wird, als Theilnehmer eignet, und sehen mit eigenen Augen.

Zeichnete sich das Haus des Bürgermeisters Schwebel schon durch seine ansehnliche Höhe vor allen andern Häusern aus, so war dieß hinsichts der Verzierungen mit Laubgewinden nicht minder der Fall. Das bürgermeisterliche Veto hatte sich, wie selbst verständlich, die besten Sorten fabriciren lassen, um in jeder Hinsicht als das erkannt zu werden, was er in der That war, das Oberhaupt der Stadt. Diese Auszeichnung noch weiter zu erhöhen, war der aus rohem Holz gezimmerte Zaun, welcher das Haus und die vor demselben befindlichen Linden einschloß, mit künstlich gewundenen Kränzen aus hellgelben Blumen und Fliederblättern geschmückt.

Die Hausthür und ein paar Fenster standen offen und in der Wohnstube des Stadtoberhauptes offenbarte sich ein auffällig reges Leben und Treiben. Der Bürgermeister selbst, bis auf den Festrock angekleidet, ohne doch schon das Haupt mit der wohlgepuderten Perrücke bedeckt zu haben, rannte in großer Aufregung die Stube auf und ab, indem er die mit der massiven

Kette und Berloquen verzierte Uhr in der Hand hielt, und die schwindenden Sekunden mit Todesangst daran abzählte, die, wie ihm unzweifelhaft däuchte, heute mit einer Rapidität dahin gingen, daß er fast das so lange treu bewahrte Vertrauen zu seinem aus groß-väterlichen Erbtheil überkommenen Chronometer verlor.

Mit dieser Erkenntniß steigerte sich seine Ungeduld, seine Aufregung, die sich ganz besonders dadurch Luft zu machen suchte, daß er den auf einem Tisch sitzenden und emsig nähenden Schneider Ziegenfuß fortwährend zu größerer Eile antrieb, obwol derselbe die Nadel in genialem Schwunge handhabte.

Die Sache hatte ihren guten Grund, und indem wir denselben erklären, werden uns auch alle bisher bezeichneten Erscheinungen, bis auf die aufregende Wetterfahne hinauf erklärlich werden.

Thorenstein lag in einem deutschen Herzogthum, und es sollte ihm, was bis jetzt nur vor langen Jahren geschehen war, die Ehre zu Theil werden, seinen Fürsten bei der Durchreise unterthänigst zu begrüßen.

Wenn man also die Stadt und deren Umgebung, sowie die Bewohner derselben und dessen Oberhaupt in der vorher bezeichneten außerordentlichen Bewegung sah, so wird das jeder wahre Patriot leicht motivirt finden.

Die Fürsten dieses Herzogthums pflegten selten in ihrem Lande selbst zu leben, sondern verzehrten dessen Einkünfte in großen Residenzen; der erwartete Fürst

war erst unlängst zur Regierung gelangt, und hatte so lange in einer deutschen Residenz gelebt.

Sein Regierungsantritt hatte ihn zu einer Reise durch seine Städte, deren es vier in seinem Reiche gab, und sonstige Ländereien veranlaßt, um dieselben genauer kennen zu lernen; Thorenstein sollte am heutigen Nachmittag zu seinem Empfang vorbereitet sein, und daß man darauf in umfangreichster Weise bedacht gewesen, zeigen uns die mannigfachen Anstalten, welche man zu diesem Zwecke getroffen hatte.

Bürgermeister Schwebel setzte natürlich seine ganze Ehre darin, den Landesfürsten mit der ganzen, demselben gebührenden Solennität zu empfangen und hatte daher nichts gespart.

Nicht nur waren die vorhandenen Stadtwachtmannschaften mit mehren Rekruten versehen worden, die man dazu gepreßt hatte, um dem Fürsten die militärischen Ehrenbezeigungen in wohlanständiger Art zu erweisen, sondern unter der Leitung der ältesten, honetten Jungfrau der Stadt, Namens Wehmuth, waren auch alle, den angesehensten Bürgern angehörige Mädchen in die bezeichneten Festgewänder gesteckt worden, um auch durch die Unschuld der Jugend auf das landesherrliche Herz einzuwirken.

Obgleich nun Thorensteins Mütter über fehlenden Kindersegen nicht im entferntesten klagen durften, da die Zucht des Anwuchses ganz besonders gedieh, und die Kirche durch die nie aufhörenden Taufgelder sehr

gut zu stehn sich schmeichelte, so war doch nach dem unumstößlichen Urtheil der Jungfer Wehmuth der gegenwärtige Mädchenvorrath Thorensteins zu einer würdigen Repräsentation nicht ausreichend, und sie hatte sich im Eifer für die gute Sache veranlaßt gesehn, zwei in der Nähe gelegene Dörfer einer resultatvollen Requisition zu unterwerfen, wodurch der Mädchenzug durch manche derbwüchsige und rothwangige Debütantin zu großem Vortheil des Ensembles vermehrt worden war.

So nahte der festliche Tag unter vielen Erwartungen, Hoffnungen und Vorbereitungen.

Der Bürgermeister hatte mit dem wohlweisen Rath der Stadt verschiedene, bis zum Nachmittagskaffee fast hinaus dauernde Sitzungen gehabt, in welchen alle Empfangsfeierlichkeiten bis auf Haltung und Schlußwort des Erschöpfendsten in Erwägung gezogen worden, und nach den lebhaftesten Debatten endlich zum allgemein befriedigenden Abschluß gekommen waren.

Jetzt war der Tag wirklich da, und dem kühnen leichtgesprochenen Wort sollte jetzt auch die kühne, ernste That folgen, und die seit Wochen jeden Winkel der Stadt, von dem Rathhaussaale, der Resource und Kegelbahn an bis zur Behausung des niedrigsten Bürgers und selbst des, Reflectionenliebenden Stadt-Hirten hinunter, beherrschende Aufregung sollte endlich ihre friedliche Erledigung in der heute erwarteten Durchreise des Fürsten finden.

Wie wichtig dieselbe für das ganze Wohl der Stadt war, konnte man schon daraus entnehmen, daß die Debatten im Rathhause sich nicht auf die Empfangsfeierlichkeiten nur erstreckt hatten, sondern Bürgermeister Schwebel mit dem kühnen Vorschlag hervorgetreten war, landesväterliche Hoheit das submisse Gesuch vorzutragen, die Kosten einer umfassenden Reparatur der Rathhaus-Kirche, ja wo möglich die Trennung dieser beiden für eine Stadt so wichtige Baulichkeiten durch den Neubau einer Kirche und eventuellen gänzlichen Ueberlaß obengenannter Räume für die Stadt-Interessen in landesväterlicher Huld gewähren zu wollen.

Mit großem Eifer hatte der wohlehrwürdige Pfarrer Petermann den Vorschlag des Bürgermeisters angehört, vertreten und mit salbungsreichem Wort verfochten, indem er die sich erhebenden Bedenken dieses oder jenes schwachherzigen Rathsverwandten mit dem einzigen Bemerken zu Boden schmetterte, daß der an einzelnen Stellen bereits seit Jahren durchlöcherte Fußboden der Kirche mit Bequemlichkeit gestattete, eine etwa während des Gottesdienstes stattfindende Rathhaussitzung mit Auge, Ohr und Bewußtsein zu gleicher Zeit ohne sonderliche Beeinträchtigung desselben genießen zu können, ganz abgesehen von den Störungen, welche die leichtsinnige Jugend während der Sonntagsfeier durch unbefugtes Eindringen in den Saal und lärmendes Treiben herbeiführte.

Bürgermeister Schwebels Vorschlag, von dem Feuereifer des Pfarrers glänzend unterstützt, ging zu des letztern hoher Genugthuung durch, und nach der herzlichen Umarmung, welche darauf zwischen den beiden würdigen Männern stattgefunden hatte, kam man überein, daß der Pfarrer nach dem, von dem Bürgermeister geschickt eingeleiteten und vorgetragenen Gesuch Seiner Fürstlichen Durchlaucht des Weitern in dieser Sache aufwarten sollte.

Seit den acht Tagen, daß die Nachricht von der Durchreise des Fürsten nach Thorenstein gelangt war, hatten der Bürgermeister und der Pfarrer alle nur einigermaßen zu ersparende Zeit für den Entwurf und das Memoriren ihrer Reden consumirt, standen dafür aber auch in der Stunde der Entscheidung in jeder Hinsicht wohl gerüstet da.

Der helle, freundliche Tag, das feierliche Aussehn der geschmückten Stadt, die geputzten Mädchen, die wohl gebürsteten Soldaten, Alles ließ auf die vorzüglichste Entwicklung dieses seltnen Festdramas mit Sicherheit schließen, und nachdem Bürgermeister Schwebel eine letzte, rekapitulirende Sitzung mit den Vätern der Stadt am Vormittage gehalten, darauf ein, den festlichen Ansprüchen seines Magens genügendes Mittagsmahl eingenommen hatte, schritt er nach sehr beschränkter Ruhe endlich zur Fest-Toilette.

Er war dabei, wie wir bereits erlebt haben, bis zum Rock und der Perücke gekommen, und ohne an

das Verhängniß zu denken, welches die neidischen Götter über die Menschheit verhängt haben, und welches sie meistens dann fühlbar machen, wenn er nichts ahnend, sich in den Hoffnungen einer reichen Zukunft ergeht, wurde ihm der mit vieler Sorgfalt gebürstete Rock überreicht, um die wohlansehnliche und genährte Gestalt mit dem festlichen Nymbus zu umgeben.

Als er nun sanft wie ein Lamm in der gewöhnten Weise mit beiden Armen in denselben rasch hineinfuhr, ließ sich sogleich! sehr dentlich ein Unglück verkündendes Knittern und Knistern vernehmen, daß des Bürgermeisters Blut zu Eis erstarrte, und er stand, ohne ein Glied rühren und einen Laut von sich geben zu können, förmlich in das Festgewand eingemauert, da.

Die bescheidensten Anstrengungen, welche er zum Zweck seiner Freiheit zu machen sich gedrungen fühlte, führten, wie ihm sein Gehörsinn unzweifelhaft versicherte, noch weitere feindliche Trennungen in verschiedenen Regionen seines Frackes herbei. Es wurde ihm mit einem mal klar: er war ein verlorner Mann.

In diesem kritischen Augenblick trat Frau Schwebel herein und gewahrte die verzweifelte Situation ihres Gemahls und Herrn. Mit einem Blick hatte sie dieselbe entdeckt, beurtheilt, und die rasche, auch in den wichtigsten Momenten des Lebens stets praktische Frau erwog sofort, das Gefahr in dem kleinsten Ver-

zuge wäre. Mit raschen Händen befreite sie den Gemahl von dem beengenden Festgewand, freilich nicht ohne durch ihre Energie dem in feindlicher Trennung begriffenen Rocktheilen weitere Vortheile zu gewähren. Aber darauf kam es unter den gegenwärtigen Umständen schon nicht mehr an; es galt, der drohenden Gefahr furchtlos ins Antlitz zu schauen, und sie erschrack nicht vor dem knatternden Geräusch, das während des Ausziehens erfolgte.

So stand denn Schwebel in der saubern Leibwäsche da, den erstarrten Blick auf den Festrock heftend, dessen Zusammenhanglosigkeit seine Seele zur wildesten Empörung trieb, soviel sich auch Frau Schwebel bemühte, ihn mit der Versicherung zu trösten, daß bis zur Ankunft des Fürsten die geschickte Hand des ersten Schneiders der Stadt, Ziegenfuß mit Namen, die Restauration desselben gewiß noch zu ermöglichen sei.

Schwebel, die troſtreichen Worte seiner Frau durchaus nur als leidig verhallende Laute beurtheilend, sank vernichtend in einen Armsessel, der ihm noch kurz vorher zum friedlichen Schlummer gedient hatte, und überließ sich der ganzen Trostlosigkeit, wozu ihn sein Unglück berechtigte.

Er mußte sich sagen, daß es kindische Thorheit sei, sich mit der Hoffnung zu schmeicheln, ein Surrogat für das Festgewand zu finden; denn dergleichen war in Thorenstein nicht aufzutreiben, dazu kannte er

die Garderoben seiner Nachbaren und Amtskollegen zu genau. Auch däuchte ihm der Gedanke mehr als kühn, dieses unentbehrliche Kleidungsstück durch die Künste der Nadel in so kurzer Zeit wieder hergestellt zu sehen, und dieses Bedenken schien um so mehr gerechtfertigt zu sein, wenn er das evidente Mißverhältniß zwischen seinen fleischigen Gliedern und dem Rock bedachte, das seiner Ansicht nach in so kurzer Zeit unmöglich auszugleichen war.

Seine Reflectionen wurden immer trüber und trüber, zuletzt schwarz, wie die Nacht; nur seine christlichen Gesinnungen hielten ihn ab, an Selbstmord und dem Aehnliches zu denken. In seine finstern Gedanken und Bilder mischte sich fort und fort der Glanz eines Sternes, mit dessen Besitz ihm die Ankunft des Fürsten, seine Jahre langen Verdienste um die Stadt und der Empfang Seiner Durchlaucht so lange wonnereich geschmeichelt hatte. Dieser Stern war das Ideal seines Lebens; denselben an dem Knopfloch seines Rockes mit einem schillernden Bändchen gefesselt, forderte er befriedigt Zeit und Tod heraus.

Jetzt war der Stern für immer untergegangen, untergegangen in den Abgründen seines klaffenden Rockes.

Als er alle diese schmerzenvolle Betrachtungen gemacht hatte, wandte sich sein Ingrimm zuletzt auf den Schneider, der mit der Revision des Festkleides ein paar Tage vorher betraut worden war, dasselbe aber,

als in jeder Hinsicht präsentable zurückgebracht hatte. Er witterte in dieser anscheinend harmlosen Rückgabe die schwärzesten Intriguen neidischer Herzen, wozu man den Schneider gewonnen, da er seinen Ehrgeiz vielleicht zu oft verrathen, denn er erwog, daß eine gewissenhafte Inspicirung des Gewandes dem Kleiderkünstler jedenfalls auch die naheliegenden Möglichkeiten der gegenwärtigen tragischen Erlebnisse hätte vor die Seele führen müssen, um nichts dem Zufall zu überlassen.

Während das Oberhaupt der Thorensteiner so mit der ganzen Welt grollte, hatte seine umsichtigere Frau bereits nach Ziegenfuß, dem Schneider, geschickt, um ihren Gemahl zur bestimmten Zeit, es koste, was es wolle, wieder flott zu machen.

Der mehr fliegende als gehende Bote hatte dem Schneider die höchste Eile anbefohlen, und der letztere trat nun athemlos, doch mit sämmtlichen Utensilien seines künstlerischen Handwerks versehen, in Begleitung Frau Schwebels bei dem Bürgermeister ein, und wurde von der letztern sofort mit dem erschreckenden Unfall bekannt gemacht.

Ziegenfuß sah ein, daß der Fall den ganzen Künstler heraus fordere, aber er bebte davor nicht zurück. Er war ein Mann, dessen Klarheit des Geistes sofort die Wichtigkeit seiner Position erkannte, und säumte denn auch nicht, sich mit den Armen des Bürgermeisters in die erforderliche Intimität zu setzen, um

den Schaden in entsprechender Weise wieder gut zu machen.

Schwebel, der sich nicht rührte, da er sich für einen verlorenen Mann trotz alledem hielt, ließ Alles mit sich geschehen, was Ziegenfuß für nöthig erachtete.

Erst als Frau Schwebel ihm versicherte, daß Ziegenfuß heilig versprochen, noch zur rechten Zeit mit der Arbeit fertig werden zu wollen, und er das Fliegen der Nadel und Fäden sah, gewann seine Seele wieder einige, wenngleich nur schwache Hoffnung.

Während Frau Schwebel eifrig bemüht war, dem Kleiderkünstler alle nur mögliche Hülfe zu leisten, trat Wilhelmine, des Bürgermeisters einzige und zwanzigjährige Tochter in das Zimmer, ein Blatt Papier in der Hand und neigte das rosige Antlitz zu dem trübselig dasitzenden Vater, indem sie die Frage an ihn richtete, ob er etwa die vor dem Fürsten zu haltende Rede nochmals durchzusehen gesonnen sei.

Schwebel fuhr bei diesem Ansinnen aus seinem Brüten auf; denn er hatte über seinen Unfall Alles, also auch seine Rede vergessen, und mußte sich gestehen, daß er davon so eigentlich nicht viel mehr, als nur noch die Erinnerung besaß.

Doch faßte er sich vor den Anwesenden, namentlich um sich vor Ziegenfuß keine Blöße zu geben, und begann, während die liebliche Wilhelmine das Konzept in der Hand behielt, die Rede herzusagen. Doch kaum hatte er einige mal mit „Fürstliche Durchlaucht" be-

gonnen, ohne in den gehörigen Redefluß kommen zu können, als sich rasche Tritte vernehmen ließen, die Thür sich öffnete, und, angethan mit der schimmernden Schützen-Uniform der Aktuarius Triller herein hüpfte und den Bürgermeister so wie die beiden Anwesenden weiblichen Geschlechts mit der ritterlichen Galanterie, welche ihm die militairisch-bürgerliche Kleidung gestattete, begrüßte.

Aktuarius Triller wäre ohne Frage ein schöner Mann zu nennen gewesen, wenn seine Glieder nicht an einem Uebermaß von Länge und Dürre laborirt, die Oberschenkel, als Folge frühern unbequemen Stehens am Schreibepult, eine gleichmäßige Inclination nach der rechten Seite eigensinnig beobachtet hätten, und dieses moralischen Fehlers halber der Winkel, welchen die Ober- zu den Unter-Schenkeln bildeten, mindestens an den Kniegelenken ein stumpfer mit Sicherheit genannt werden mußte, ohne sich dieserhalb noch mit geometrischen Messungen versäumen zu dürfen.

Weitere Gründe, welche ihm die Ehre, als Apollo's Kollege gelten zu können, streitig machten, waren überdies noch folgende:

Man erkannte nämlich, daß die übermäßig großen Hände und Füße geradezu auf Kosten des Leibes ausgewachsen waren, die hellblonden langen Haare und der in ähnlicher, jedoch nur noch röthlicherer Qualität vorräthige Backenbart einen dunklern Farbenton

in beiden Zierden höchst wünschenswerth machten, und der Ausdruck seines mit Vergißmeinnichtaugen und reichlichen Sommerflecken gesegneten Antlitzes, dem die sanft absteigende Nase durchaus nichts Kühnes verlieh, verrieth, daß er seine Abstammung nicht von den Rittern des Geistes herleiten durfte. Doch würde man ihm Unrecht thun, wollte man sagen, sein Antlitz habe so eigentlich keinen Ausdruck gehabt; im Gegentheil; dasselbe war so recht das Prototyp der zuckersüßesten Süßlichkeit, der schwärmerischsten Sentimentalität, der Devotion im Superlativ, besonders in diesem Augenblick, als er der, den Vater überhörenden Wilhelmine und ihrer praktischen Mutter gegenüber sich befand.

Hatte er freilich vollauf mit seiner eigenen Beschauung zu thun, und an seine chevalereske Haltung und Bewegung zu denken, so entzogen ihn doch die dunkeln, feurigen Augen des holden bürgermeisterlichen Töchterleins, welche flüchtig über seine Gestalt hinglitten, um sich darauf sogleich wieder dem ruhenden Vater zuzuwenden, dieser Sorge.

Frau Schwebel hatte überdieß zum überflüssigen Schauen nicht viel Zeit, und so stand der Aktuarius und Schützenhauptmann Triller so recht eigentlich trotz seiner imponirenden Haltung und seines feinen, vorher wohl einstudirten und probirten Grußes wie ein einsam Verlassener in der Mitte der Stube da, ohne daß man viel auf ihn achtete.

Er hatte Triumphe erwartet und wurde mit vereinsamten Stellungen abgespeist, das kränkte seine Seele, und er fragte kleinlaut nach der Ursache dieser so ganz absonderlichen Stimmung in dem Hause seines langjährigen Gönners und Freundes.

Statt aller Antwort streckte Schwebel nur die Linke nach ihm aus, neigte sodann das trübselige Haupt dem auf dem Tisch sitzenden Ziegenfuß bedeutsam zu, und als in diesem Augenblick der letztere instinktiv das Festkleid in die Höhe hob, und die Aermelstücke daran wie die Arme eines Gehenkten herum schwenkten, ward dem davon tief ergriffenen Aktuarius selbst ohne eine bürgermeisterliche Interpretation jetzt Alles, Alles klar, das zeigten die plötzlich blässer werdenden Sommerflecken seines Antlitzes, das mäßige Verblühen seiner organischen Vergißmeinnichte.

„Ein Unglück! Was muß ich sehen!" rief er pathetisch aus, indem er, seine Vereinsamung aufgebend, dem Bürgermeister nahe trat.

„Sie sehen, Triller, ein furchtbares —" stöhnte der Letztere und murmelte sodann vor sich hin: „Fürstliche Durchlaucht —".

„Wie soll das werden?!" preßte der Aktuarius angstvoll heraus, und sah sich durch die innere Aufregung veranlaßt, den mit wallenden Hahnenfedern gezierten Hut von seinen Locken zu entfernen, um den schrecklichen Gedanken ausdampfen zu können.

Frau Schwebel, die das Mißliche derartiger Er-

pectorationen für die Contenance ihres Gemahls zur Genüge erkannte, schnitt dieselben sofort mit der Bemerkung ab, „daß noch Alles gut werden würde."

Darauf durchtönten zwei tiefe Seufzer das Zimmer, wozu sich, nach gegenseitigem bedauerlichen Anschauen, als Urheber der Bürgermeister und Triller bekannten.

„Haben die ausgestellten Wachen noch nichts entdeckt?" fragte Schwebel nach einer Pause resignirt.

„Bis zu der Minute, als ich die Stadtsoldaten am Thore verließ, ist mir kein Rapport zugegangen," replicirte der Aktuarius.

Dem Bürgermeister schien diese Nachricht neuen Muth, neue Hoffnung zu verleihen. Er athmete freier auf, erhob sich, und nachdem er einen scheuen Blick zum Fenster hinaus gethan, und auf den Straßen das lebhafte Treiben wahrgenommen, kehrte er mit drohender Miene zu Ziegenfuß zurück, dem er zuherrschte:

„Wird Er nicht bald fertig, so!" — —

Er sprach das Weitere nicht aus, sondern ergänzte dasselbe durch nicht zu verwechselnde Gesten.

Ziegenfuß schrie in diesem kritischen Augenblick laut auf.

„Was hat Er denn?" fragte Schwebel barsch.

„Die Nadel stach mich, Herr —" bedeutete der Schneider und sog den verletzten Finger.

„Ist Ihm ganz recht geschehen! Ha, ich würde Ihn wie einen Frosch auf meinen Degen spießen, zur

Strafe, so leichtsinnig bei der Besichtigung meines Festkleides gewesen zu sein!" donnerte ihm der bürgermeisterliche Herr entgegen.

Ziegenfuß, der Schelm, drehte den Kopf und schmunzelte, Schwebel aber fuhr fort, unbekümmert um das noch größere Erblassen von Trillers Sommersprossen und Vergißmeinnichten, als augenscheinliche Folge des hellen Schreckens über seines Vorgesetzten Zorn, gegen den Schneider zu drohen:

„Ich will an Ihm ein Exempel statuiren!"

Die stets zur Vermittelung bereite Frau Schwebel mischte sich auch jetzt sogleich in den Disput und rief:

„Aber, Schwebel, nimm doch Vernunft an!"

Ihr Herzensmann schien jedoch jedes Zuspruchs unzugänglich zu sein, denn er polterte auffahrend heraus: „Was, in einem Falle, in welchem die Reputation der Stadt und vor Allem die Ehre ihres Oberhauptes und die wichtigsten Interessen derselben auf der Nadelspitze eines gewissenlosen Schneiders balancirt?! Wart' Er!" drohte er schließlich dem Letzteren.

„Die Durchlaucht ist doch aber noch nicht da!" bedeutete wiederum Frau Schwebel, während ihre Finger die Seide in eine Reserve-Nadel einzufädeln sich bemühten.

„Kann aber in jeder Minute eintreffen!" fuhr gegenredend Herr Schwebel auf, und konnte das auch mit Fug und Recht, da der Nachmittag von dem hochpreislichen Oberamte dazu bezeichnet worden war.

„Und muß ich nicht früher auf dem Platze sein,“ sprach er in seinem Eifer, „um vorher Alles gehörig inspiciren, instruiren und revidiren zu können, damit nicht zu viel dummes Zeug gemacht wird?“

Triller, der seinem Gönner die unablässigste Aufmerksamkeit zugewendet hatte, glaubte nun auch ein Wörtchen mitreden zu dürfen, und zwar für die Ansicht des Erstern, und er erhob seine fistulirende Stimme in folgenden Bemerkungen:

„Der Herr Bürgermeister können meiner unmaßgeblichen Meinung nach mit allem Fug und Recht auf gegenwärtige personaleigene Alteration bestehen, denn es ist ohne alle Frage ein valde malum omen, daß sich Dieselben unter so bedränglichen Umständen, mit devotester Permission zu bemerken, gewissermaßen nur noch im Hemde befinden, während doch noch so sehr viel zu thun, um unsern Rath und die ehrsame Bürgerschaft Seiner Fürstlichen Durchlaucht bei Hochdero noch niemals dagewesener Durchreise durch unsere Stadt mit submissester Würdigkeit zu präsentiren —“

„Da hörst Du es!“ wandte sich Schwebel im Gefühl seines Rechtes an seine Frau, während er darauf sein Angesicht dem Schneider zukehrte und mit gesteigertem Ton gegen diesen bemerkte: „Und Er leichtsinniges Individuum auch!“

Triller aber, schon kühner geworden, glaubte fortfahren zu müssen, und fuhr daher auch also fort:

„Von dem reputirlichen Empfang unseres gnädig-

sten Fürsten hängt Ehre und Gnade für unsere Stadt ab! —"

„Natürlich!" fiel Schwebel ein. „Und da soll man nicht toll werden, wenn Alles conträr geht? Aber, so mir Gott hilft," fuhr er mit gesteigerter Stimme fort, „will ich es werden, denn der Aerger hat mir alle Galle ins Blut getrieben! Alles durch seinen Leichtsinn," drohte er gegen Ziegenfuß. „Aber freilich," setzte er dann geringschätzend hinzu, „Leute, wie Er, haben gar keinen Begriff von der hohen Bedeutung einer Stadt, die beinahe 800 Einwohner zählt, diejenigen Individuen gar nicht mitgerechnet, welche noch alle Tage geboren werden können!"

Trillers Sommersprossen bekamen in diesem Moment einen gesättigtern Farbenton und sein Gesichtsausdruck einen Anstrich von eifriger Wichtigkeit, mit welcher er sich auch also vernehmen ließ:

„Ja, es kommen beinahe 900 zusammen, wenn wir die Seelen der beiden Dörfer an den Stadtgrenzen dazu rechnen, was, in Anbetracht, daß genannte Dorfschaften so gut als städtische Vorstädte zu betrachten sind, nichts Unerlaubtes zu nennen sein dürfte —"

„Allerdings!" bestärkte der Bürgermeister und gab dafür weitere Gründe an, indem er fortfuhr: „denn in Anbetracht, daß wir unsere Gänse gegen ihr Rindvieh eintauschen, was nämlich die Weide anbelangt, liegt eine nähere Verbindung zwischen uns und ihnen. Es ist gar keine Frage!"

Trillers leicht erregbare Fantasie gewann durch die letztere Bemerkung unabsehbares Terrain, und daher fiel er mit vielem Feuer ein:

„Und derowegen rangirt unsere Stadt ganz eigentlich mit der Residenz —“

Dem Bürgermeister mußte diese Bemerkung doch zu excentrisch erscheinen, denn er bedeutete in einem herabgestimmten Tone:

„Wenn das auch gerade nicht, so muß doch beim Empfange Alles aufs Excellenteste, wie in den Residenzen, arrangirt sein. Sagt, wie steht es mit den Soldaten?“

„Süperb!“ rief Triller, der wegen seiner Schützenhauptmanns-Charge die Soldaten anführen sollte. „Süperb!“ wiederholte er und erörterte dann das Weitere. „Auf meinen Befehl mußten sie seit drei Tagen die Uniformen sonnen und klopfen, damit Staub und Motten heraus kamen; sodann hat Ziegenfuß die schadhaften Stellen auf das Subtilste mit Zwirn, Flicken und Bügeleisen reparirt, und ist zum Putzen der Waffen und Ornamente derselben überdies gegen zwei Gulden, das heißt, inclusive der Gewehre, verwendet worden. Auch sind die Leute heute auf Kosten der Kämmereikasse gehörig barbirt, frisirt und mit nagelneuen Zöpfen versehen worden.“ —

Diese Berichte thaten dem Oberhaupte Thorensteins offenbar sehr wohl, denn er meinte wohlgefällig:

„Müssen sich prächtig machen!“

Triller warf sich in die Brust, bemerkend:

„War meine Sache, Herr Bürgermeister, dafür bin ich Stadthauptmann —“, und sprach dann im Eifer fort: „Jedennoch ist Beregtes noch nicht Alles. Meine vorgestern ausgegebene Parole lautete noch also: Damit die Leute ein jugendliches Aussehen erhielten, sind sie sämmtlich angewiesen, sich drei paar Strümpfe anzuziehen und ihre Bärte tüchtig mit Kienruß einzureiben. —“

Der Aktuarius schwieg absichtlich, um den Eindruck seines, ohne Frage außerordentlich praktischen Arrangements abzuwarten, und er sollte denselben durchaus nicht vermissen, denn der Bürgermeister drückte ihm wie in hoher Begeisterung die Hand und meinte gönnerisch:

„Aktuarius, an Euch ist ein General verdorben! Ich sehe, Ihr versteht Euch auf das Soldatenthum, und Durchlaucht werden darauf hoffentlich gnädigst reflektiren. —“

„Würde mich dafür devotest zu alteriren wissen —“ sprach Triller mit so vieler Bescheidenheit, als es sein hohes Selbstgefühl zuließ.

„Hört,“ meinte darauf Thorensteins Oberhaupt, den vor Wonne strahlenden Aktuarius vertraulich bei der Hand fassend, „hört, Eins habt Ihr doch noch vergessen —“

Triller athmete kaum vor Schrecken. Schwebel jedoch schien davon nichts zu gewahren und fuhr un-

befangen fort: „Ihr solltet die Leute anweisen, sich die Backen mit Zinober zu färben, da würde ihr Aussehen noch frischer. — He, hab ich Recht?“ setzte er schmunzelnd in dem Bewußtsein hinzu, einen höchst schlauen Gedanken ausgesprochen zu haben.

Triller schlug sich mit der Rechten vor die Stirn, gleichsam dieser eine Strafe dafür applicirend, ihm eine so höchst praktische Idee nicht zur rechten Zeit eingegeben zu haben, und rief entzückt aus: „Wahrhaftig, eine perfecte Idee! Sie sollen sich die Gesichter färben!“

Im Begriff, diese Idee, deren weittragende Folgen vorläufig gar nicht zu berechnen waren, sofort ins Leben treten zu lassen, wollte sich Triller an Ort und Stelle begeben, als er gedankenvoll stehen blieb und gegen den Bürgermeister gewendet fragte:

„Was den Kostenpunkt anbelangt — —“

„Ohne Frage auf die Kämmereikasse anzuweisen,“ ergänzte der Bürgermeister mit Würde schnell, fand sich jedoch aus gewissen Gründen noch hinzuzufügen veranlaßt: „Natürlich werden auf den Mann nur höchstens einen bis zwei Groschen berechnet — — das können wir verantworten. —“

Triller schien in jeder Beziehung beruhigt zu sein und eben im Begriff, davon zu gehen, um die Verschönerungs-Idee Schwebels, die Truppen in Pawnes- oder Apachen-Idianer zu verwandeln, zu realisiren, und würde sein Vorhaben ohne Frage auch

ohne Anstand ausgeführt haben, wenn sich nicht in diesem Augenblick auf der Straße neues Geräusch hätte vernehmen lassen. Er sowol als Schwebel traten in angstvoller Hast sogleich ans Fenster und gewahrten außer einem Auflauf von beinahe sechs Menschen, wovon der sechste aus mehren Kindern zusammen gerechnet werden mußte, welche sich dabei befanden, den Pfarrer Petermann in Talar und Beffchen, der sich im gravitätischen Anschritt auf das bürgermeisterliche Haus erblicken ließ.

Schwebel war an dem offenen Fenster stehen geblieben und beantwortete des Pfarrers Gruß mit einem Neigen seines Hauptes und einer entsprechenden Handbewegung, wie er die letztere in seiner oberherrlichen Stellung angenommen, um die ihm gebührende Macht in jedem Augenblick zur Erinnerung zu bringen. Es hatten ihm dazu die Beschreibungen über das Benehmen der Fürsten und Könige gedient, das in höchster Vollkommenheit zu erreichen sein unablässiges Streben war.

Angegafft von den Leuten, welche erstaunt waren, den kirchlichen Ornat so auf der öffentlichen, schlecht gepflasterten Straße zur Schau getragen zu sehen, schritt der Pfarrer im gemessenen Schritt und wallenden Talar einher, jeder Schritt ein Segen, und gelangte auf diese Weise vor das geöffnete Fenster und der bürgermeisterlichen Magnificenz.

Selten ist wol der Kontrast zwischen dem Pro=

fanen und Heiligen sichtlicher geworden, als in dem Moment, in welchem sich Talar und Hemde so in jeder Hinsicht schreiend gegenüber standen; dieses Gefühl schien auch die Aufläufer ergriffen zu haben, denn sie blieben, nachdem sich der Pfarrer durch das Pförtchen des Zauns dem Fenster genähert hatte, in starrem Staunen an dem letzteren stehen.

Es fand nun sofort ein warmer Austausch der Gedanken zwischen den zwei hochgestellten Männern statt, von des Bürgermeisters Seite mit lebhaften Gesten gegen Ziegenfuß begleitet. Dagegen war des Pfarrers Rede mild, sanft und auf die Beruhigung und den Frieden des Herzens seines sehr würdigen Freundes gerichtet, indem er nicht unterließ, an die Nichtigkeit aller irdischen Dinge, an die Hinnahme der Schickungen ohne Murren, und schließlich an den nicht unmöglichen glücklichen Auslauf des ganzen Unglücksfalles zu erinnern, ohne jedoch Einspruch-thuende Redensarten von Seiten des Bürgermeisters verhüten zu können.

Dieweil nun diese beiden Männer, abgewendet von den Uebrigen, sich dem Gedankenaustausch überließen, hatten sich in dem Aktuarius, im Hinblick auf eine Schmeichelei seiner Hutzier durch Wilhelminens Hand — die dieselbe nämlich wie in Selbstvergessenheit streichelte — gleichfalls mancherlei wichtige Gedanken erhoben. Seine Vergißmeinnichte wurden in Folge dessen zu einer solchen Ausdehnung veranlaßt,

daß sie ohne Frage von jedem soliden Botaniker exotisch genannt werden mußten.

Triller liebte, schmachtete und vibrirte in Liebe vom Wirbel bis zur Zehe schon lange, lange; nicht nur von vor einem Monat, oder etwa von Pfingsten bis Weihnachten, auch nicht von „übers Jahr", sondern, um es mit einem Wort erschöpfend auszusprechen, schon seit jenem wichtigen Augenblick, als er durch seine Installation als Aktuarius die Berechtigung einer recht ordentlichen Liebe erhalten hatte. Das war genau gerechnet, vor zwei Jahren.

Trillers Tagebuch hatte den Moment, in welchem seine Seele die süße Frühlings-Ahnung der Liebe zuerst verspürt hatte, mit rother Dinte und Kanzlei-Schrift aufbewahrt, und sprach sich darüber in folgender, poetischer Weise aus:

„Zurück gekehrt aus weiter Ferne,
Die sie ein Jahr lang renitirt,
Prangt sie, wie einst, gleich einem Sterne,
Von ihrer Schwester separirt.
Es schwillt mein Herz bei ihren Strahlen
Gleich einer Knosp' im Sonnenschein,
Wär' ich ein Maler, könnt ich malen,
Dann malt' ich sie — —"

Dem Poeten schien der Endreim gefehlt zu haben, denn seine Lyrik hörte an der bezeichneten Stelle auf; dagegen folgten die nachstehenden Bemerkungen in schlichter Prosa.

„Wilhelmine ist aus der Residenz wieder in das

väterliche Haus zurückgekehrt. Ich sah sie wieder an an dem Sonntag-Nachmittage, an welchem in Folge ihrer Rückkunft nach einer fast jährigen Abwesenheit, ein großer Kaffee in dem bürgermeisterlichen Hause veranstaltet worden war. Unvergeßlicher Augenblick, als sie mir in ihrem neuen Residenz-Kleide von Mousselin mit eigenen Händen die Tasse präsentirte! — Sie lächelte hold und anmuthig, als ich das Auge zu ihr aufschlug, sie sehnsuchtsvoll anschaute und die wohldurchdachte Begrüßungsrede an sie richtete. Leider hatte mich der Anblick so sehr verwirrt, daß ich die Hälfte davon vergessen, und davon nur etwas „„vom heimathlichen Herde, der Sterne und der Ferne, der Liebe und der Triebe““ herstammeln konnte. Dennoch wird sie mich genügend verstanden haben — O glücklicher, bedeutsamer Sabbath!“

So weit Trillers Tagebuch; wir wollen das Uebrige ergänzen.

Wilhelmine hatte ihm darauf lächelnd nur mit einer leichten Verbeugung und mit sonst nichts geantwortet und war zu ihren Freundinnen gegangen, ohne Spuren möglichen Erröthens zu verrathen, was bis zu dem heutigen Tage für den Aktuarius ein unauflösliches Problem geblieben war, so viele Stunden er über die Lösung desselben auch schon verschwendet hatte.

Nichts desto weniger nahm die Liebe in seinem leicht empfänglichen Busen sofort ihren oberherrlichen Sitz ein, und machte, ihre Herrschaft stets weiter und weiter

darin ausbreitend, ihn zu ihrem gehorsamsten Sklaven, der auf jeden Athemzug, jedes Lispeln seiner Gebieterin athemlos lauschte, um ihr stets zu Diensten zu sein.

Datirte Triller den Umschwung seines Ichs seit dem Moment, als er mit dem Mocca auch die Enthüllungen seiner Liebe erhielt, so datirte Wilhelmine genau von demselben Augenblick die Lasten der Zudringlichkeit, der beschwerendsten Aufmerksamkeiten, welche sie ihrerseits von Triller zu erdulden hatte, und wovon sie keine abweisende Kälte, keine Flucht, kein Zürnen zu befreien vermochte.

Ja, die Beschwerden für sie sollten sich im Lauf der Zeit nur noch steigern, da Triller, ermuntert durch des Bürgermeisters gütige Aufnahme seiner Bewerbungen um sein Kind, mit bestimmtern Forderungen sich ihr näherte, und endlich, ermuthigt durch seine Amtsstellung, die sich mit einer hübschen Einnahme und dem Besitz eines Grundstücks und mehrer Hufen Ackers verband, sie von dem Bürgermeister zum Gemahl sich erbat. Dieser, im Hinblick auf die zeitlichen Güter des rc. Triller, hatte nichts dagegen, sofern, wie er aus gewissen Gründen beifügte, seine Frau mit ihm einerlei Meinung sein sollte.

Aus andern gewissen Gründen hatte aber Frau Schwebel etwas dagegen, ohne die erstern jedoch gegen ihren Mann und dem Brautwerber zu verlautbaren, und erwiederte auf des letztern bescheidene Anfrage,

daß sie diese Angelegenheit der Neigung ihrer Tochter überlassen müsse, weil sie dieselbe für maßgebend erachtete.

So war Triller eigentlich nur auf Wilhelmine allein angewiesen, und so ergiebig auch seine Fantasie war, so sehr er sich auch in Liebes-Bezeigungen und Betheuerungen erschöpfte: Wilhelmine hatte ihm keine Hoffnung gemacht, war kalt geblieben, ohne seinen Muth doch zu brechen oder nur seine Bewerbungen auf ein geringeres Maß herabzusetzen.

War für Thornstein im Allgemeinen der Durchzug des Fürsten ein höchst wichtiges Ereigniß, so steigerte sich die Bedeutung desselben in das Unaussprechlichste für Triller, als er mit demselben und in Erwägung, das bürgermeisterliche Wort für sich zu haben, die kühne Idee gefaßt hatte, Seine Durchlaucht um gnädige Fürsprache bei Madame Schwebel und Wilhelminen unterthänigst zu ersuchen und zu bitten.

Es stand fest, daß die Kirche baufällig und ihr Neubau von hoher Bedeutung war, daß die Decoration des Bürgermeisters mit einem Orden einen Abglanz auf ganz Thornstein hätte senden müssen: doch, wenn er das ernst erwog, was war es im Vergleich zu seiner Liebe, zu dem Lebensglück, das er sich zu erbauen gedachte! — Wenig, sehr wenig. Die Kirche hatte so viele Jahre schon gestanden, ohne umzufallen, und wäre auch noch länger gestanden; der

Bürgermeister ging schon die fünfzehn Jahre ohne Orden umher und verzehrte mit demselben Appetit sein Mittagbrod, und präsentirte sich in der üppigsten Fülle, von den Schenkeln hinauf bis zu dem feisten Gesicht, also wäre auch er nicht verkommen; mit ihm, dem Aktuarrius jedoch hatte es ein ganz andere Bewandniß.

Er lebte nicht nur gegen kirchliches und natürliches Gesetz noch immer im Cölibat, also ohne Hoffnung auf natürliche Leibeserben, sondern er ging unfehlbar zu Grunde an der unbefriedigten Liebe zu Wilhelminen, und das wollte etwas mehr bedeuten, als Kirche und Orden.

Damit dieser, für ihn jedenfalls unangenehme Fall nicht eintrete, hatte er jenen Plan gefaßt, und als er Wilhelminens sanft schmeichelnde Hand bemerkte, welche in tändelnde Berührung mit seiner Hutzier gekommen war, so schob er den Anstrich der Bürgerwehr noch auf und nahte ihr mit süßschmeichelnden Tönen und der Frage, ob sie ewig unerbittlich zu bleiben gedächte.

Wilhelmine dagegen bat ihn, sie doch nicht unablässig mit seinen Anträgen zu quälen, und so gestand er ihr denn in dem Uebermaß seiner Empfindungen sein Vorhaben, den Fürsten zum Fürsprecher zu erwählen.

Wilhelmine erschrack und nannte seine Absicht unpassend und tollkühn; aber damit goß sie, ohne es

zu ahnen, so recht das Oel ins Feuer; denn Triller konnte durch nichts so sehr geschmeichelt werden, als wenn man ihn für tollkühn und verwegen hielt, was er durchaus nicht war. Und diese Ehre sollte ihm obenein von Wilhelminen zu Theil werden, von ihr, welche er mehr liebte, als die erstere. Er witterte in ihrem Ausspruch ein Hinneigen zu seinem Herzen; das Tollkühne und Verwegene reizt das zarte Geschlecht, er wußte es; es konnte nicht anders sein. Hätte er unter andern Umständen vielleicht nicht den Muth gehabt, seine Absicht auszuführen, so stand sein Entschluß jetzt unerschütterlich fest.

Voll von den schönsten Hoffnungen bemühte er sich so eben, eine stolze, muthige Haltung anzunehmen, als sich plötzlich die Thür rasch öffnete, und Jungfer Wehmuth, in ein durchaus weißes Festgewand gekleidet, einen großen Laubbogen in der Hand, mit vielem Geräusch in die Stube trat, und den Bemühungen Trillers durch die Aufmerksamkeit, welche er ihr zu schenken genöthigt war, rasch ein Ende machte, und ihm dadurch das nicht eben kleine Opfer eines sehr großen Aergers auferlegte, dessen Flammen sich vorzugsweise in der tiefern Färbung der Sommerflecken zu erkennen gaben.

Jungfer Wehmuth befand sich in jenem Alter, in welchem der Taufschein seine Verjährung erreicht, die Jugend, obwol nur Reminescenz, doch so lebendig geblieben ist, daß man nicht sicher ist, dieselbe jeden Augenblick in der

Nähe heirathsfähiger Männer sofort, wenn auch nur auf künstlerische Weise, in die Gegenwart gerückt zu sehn, sei es durch eine kühne, extemporirte Gallopade auf der Tanzresource, welche Fräulein Wehmuth, von den Tänzern unberücksichtigt, mit einer vertrauten Freundin in großer Fröhlichkeit unternimmt, um die Herren zu beschämen, sei es, wenn es gilt, eine Hochzeit, einen Geburtstag oder auch nur einen gewöhnlichen Kaffee zu Ansehen zu bringen. Sie war die Erste und Letzte auf dem Platz, sie war darin die Unüberwindliche, und vereinte Alles in ihrer einzigen Person.

Was das Aussehn dieser Dame in diesem Augenblick anbelangt, so mußte man sagen, daß bei ihrem Anschauen durchaus kein Zweifel obwalten durfte, daß sie vor mehren Decennien jung gewesen, und für das heutige Fest und ihren wichtigen Beruf, Anführerin der Jungfrauenschaar zu sein, alle erdenklichen Mittel angewendet hatte, hinter ihren Gefährtinnen nicht als eine „Reminescenz" zurück zu bleiben. Nicht nur hing ihr Haar in langen Locken herab, sondern selbst ihr Busen wogte zwar nicht, wölbte sich aber elastisch unter dem sanft anschließenden Gewand, das ein silberdurchwirkter Gürtel über den Hüften dergestalt umschloß, daß durch das Uebermaß des namentlich an gewissen Stellen trotzig fortstrebenden Kleides eine, einer Taille gleiche Vertiefung entstand.

Da Jungfer Wehmuth seit ihrem vierzehnten Jahr

nicht mehr gewachsen war, damals aber bei einer Größemessung eine fast vier Fuß hohe Gestalt besaß, so fiel, um die letztere zu vermehrtem Ansehn zu verhelfen, das Gewand bis tief, tief über die Füße zur Erde hinunter, und umschloß die erstern.

Der heimliche Leumund wollte wissen, daß Jungfer Wehmuth diese Kleidertracht jedoch noch aus einer andern Ursache nicht nur heute, sondern überhaupt auch im gewöhnlichen Leben liebte und beobachtete, und meinte, daß dieß darum geschehe, die breiten schlechtgeformten Füße zu verhüllen.

Wir sagen: der Leumund, denn es stand fest, daß Jungfer Wehmuth ihre Füße vor keines Menschen Auge sehen ließ, die erstern auch, wie die Meisten versicherten, von Niemand gesehn worden waren; es muß also dahin gestellt bleiben, ob der Leumund Recht hatte.

Mit der nur ihr allein eigenthümlichen Beweglichkeit, welche sie ganz besonders vor ihren Geschlechtsverwandten auszeichnete, war sie hereingerauscht, eine lebhafte Frage auf den Lippen, blieb aber, als ihr Auge das bürgermeisterliche Négligé traf, mit Frage und Bewegung starr an der Thür stehen, und man bemerkte, wie der Moment sie so sehr überraschte, daß sie nicht recht wußte, ob sie die Schaam über die Hoheit ihrer Pflicht siegen lassen durfte.

Aber sie war keine Seele, welche in eitler Schwachheit lange schwankt, ehe sie einen Entschluß faßt; es

galt, die Festlichkeit ungestört ins Leben treten zu lassen, und der Bürgermeister stand da, des Rockes und der Weste baar, und conversirte mit dem an diesem Ort durchaus überflüssigen Seelsorger. Was sollte das bedeuten! Was das emsige Nähen und Helfen des Schneiders und der Bürgermeisterin!

Im Eifer für die gute Sache entflammte ihr ganzer Aerger über die Gewissenlosigkeit des Stadtoberhauptes, und von demselben fortgerissen, ließ sie sich auch sogleich in hohem Discant vernehmen:

„Was, ist das erhört!? Herr Bürgermeister noch nicht im Ornat, und Durchlaucht können jeden Augenblick eintreffen?! Was soll aus dem Empfang werden!“

Der Bürgermeister, durch das Gespräch mit dem Pfarrer einigermaßen von seinen peinigenden Gedanken abgelenkt, ward durch diese kategorischen Fragen unangenehm aufgeschreckt, drehte sich um, und rief, die Fragerin schauend, erschreckt und ungeduldig:

„Nun, das fehlte noch!“

Jungfer Wehmuth in dem Gefühl ihres guten Rechtes, in dieser Sache ein Wort mitreden zu dürfen und zu sehr von der hohen Wichtigkeit ihrer Person und ihres Beistandes durchdrungen, schlug jedoch das Auge nicht furchtsam zu Boden, sondern nahm eine prahlende Stellung ein und meinte:

„Ich bin freilich schon längst auf meinem Platz, fix und fertig, und werde mit den Mädchen die Sache schon zu machen wissen. Denn was die Mädchen an-

belangt, so stehn sie schon seit dem Vormittag in ihrem Staat da, und dürfen sich nicht setzen, um ihre Kleider, an denen, weiß Gott, weder Stärke noch Bleiche gespart ist, nicht zu verknittern, und haben ihr Mittagbrot darum auch stehend essen müssen; aber die sollt Ihr auch sehn! Sehen die Dinger wie aus Marzipan gebacken aus. Und was das Singen anbelangt, so stehe ich dafür, ihnen soll keine Note im Halse stecken bleiben, wenn es drauf und dran geht. Ja, unser Eins quält sich ab, doch Ihr laßt uns sammt und sonders im Stich!" endete sie schmollend, während sie den Laubbogen mit einem bitterbösen Blick auf den Bürgermeister um ihre Locken schwenkte.

Frau Schwebel, welche aus vielfacher Erfahrung wußte, daß die einmal geöffneten Schleusen des Redeflusses dieser Dame sehr schwer zu verstopfen waren, bemühte sich sofort, den Redestrom von ihrem Gemahl ab, und in das allgemeine Bett der Unterhaltung zu leiten, und bemerkte begütigend:

„Ich bitte Euch, Jungfer, macht meinen Mann nicht noch unruhiger, als er es schon ist, wie Euer kluges und verständiges Auge sogleich erkannt haben muß, da Ihr Ziegenfuß obenein bei der Arbeit seht, und sagt uns lieber, wie Ihr Euer Benehmen beim Empfang des Fürsten einrichten werdet; wir wissen noch sehr wenig davon."

Die schlaue Frau wußte sehr wohl, welch ein Köder eine solche Bitte für die eitle Wehmuth sein mußte, die

stets vor Begier brannte, ihre Worte an den Mann zu bringen; — der Leumund würde hier wahrscheinlich hinzusetzen: „auch ihr Herz“ — und durfte daher auch nicht über einen schlechten Erfolg klagen. Denn Dame Wehmuth ließ einen Schimmer der Wohlgefälligkeit über ihr Antlitz leuchten, wedelte einige mal mit dem Laubbogen und bemerkte:

„Nun, nun, ich sehe ja, wie die Sachen stehn, und muß mich in Geduld fassen, werde auch, falls der Herr Bürgermeister das Unglück haben sollte, nicht zur rechten Zeit in dem Festrock erscheinen zu können, wie gesagt, auch ohne ihn meine Sache mit den Mädchen vor der fürstlichen Durchlaucht zu machen wissen; denn Alles ist bei uns in der besten Ordnung, wie gesagt. Was nun den Empfang selbst anbelangt, so erwarten wir das Nahen der Durchlaucht am Thore und begrüßen ihn mit der Fest-Hymne, und hat der Bürgermeister seine Rede gehalten, so gedenke ich dem Fürsten auch noch ein paar Worte zu sagen; ich habe nicht nur die Verse zu dem Gesang, sondern auch noch eine kleine poetische Anrede verfaßt, welche ihre Wirkung hoffentlich nicht verfehlen wird. Ich gebe Seiner Durchlaucht darin nicht undeutlich zu verstehn, seine erste Gegenwart durch die Stiftung einer, seinem Ermessen anheim gegebenen Aussteuer für die stets älteste Jungfrau unserer Stadt zu verherrlichen. —“

Frau Schwebel lächelte; sie merkte wohl, daß dieser

Wink für die Durchlaucht eine schlaue Spekulation von Jungfer Wehmuth war, um vielleicht doch noch unter die Haube zu kommen. Denn sie besaß kein Vermögen, und lebte so eigentlich in der Stadt reih-um, bei Verwandten und nicht Verwandten. Man war schon daran gewöhnt, sie eines schönen Tages ohne Umstände mit der Arbeit bereits vor dem großen Frühstück ankommen, und sich durch alle Mahlzeiten tapfer durchschlagen zu sehn, und die Hausfrauen pflegten bei ihrem Nahen meistens den Mägden in der Küche zuzurufen:

„„Christine, schäle nur mehr Kartoffeln, die Wehmuth kommt.““

Demoiselle Wehmuth, einmal im Zuge, bemerkte Frau Schwebels Lächeln jedoch nicht und berichtete weiter:

„Haben wir also gesungen, so trete ich vor, erhebe über die Durchlaucht den Bogen und beginne: —“

Sie hatte während der letzten Worte den Bogen erhoben und eine gespreizte Stellung eingenommen, wie sie dieselbe in Ausübung ihres Vornehmens sich eingeübt, und wollte eben beginnen, als sich auf der Straße und zwar noch etwas entfernt vom bürgermeisterlichen Hause ein verworrenes Geräusch von Stimmen, Hurrah- und Vivatgeschrei vernehmen ließ, und sich der Auflauf rasch vergrößerte.

Die höchste Bestürzung malte sich nicht nur auf

dem Antlitz des Bürgermeisters, sondern auf dem Aller. Der Jungfer Wehmuth blieb die Rede im Munde stecken; Triller zitterte am ganzen Leibe, und selbst Ziegenfuß schien die Contenance verloren zu haben, denn er steckte die Nadel zwei mal durch das Knopfloch, statt in die Nath.

Der Pfarrer hatte sich schnell von dem Fenster auf die Mitte der Straße begeben, und schaute, während er vor sich hin redete: „Gnade, Gnade, dem altersschwachen Greise!" hinunter nach dem verhängnißvollen Thor.

Bürgermeister Schwebel, angefüllt mit den bangsten Ahnungen, rannte in der Stube auf und ab, und hatte in seiner Unruhe den Stock fest in die Hand gefaßt, mit welchem er verzweiflungsvoll in der Luft umher focht und Ziegenfuß dadurch in seiner Arbeit wesentlich beeinträchtigte. Er blies währenddessen rasch und wiederholt große Luftströme aus dem Munde, sich seiner Angst wenigstens auf diese Weise einigermaßen zu entledigen bemüht.

Wilhelmine schaute besorgt auf den Vater; nur Frau Schwebel blieb ruhig bei ihrer Arbeit.

So harrte man der Dinge, welche kommen sollten. Und nicht lange, so sah man Kringel, den Rathsdiener, athemlos die Straße herauf laufen, der schon von Ferne rief:

„Er ist da, er kommt! Sie blasen schon, sie blasen schon!"

So stürzte er in die Stube und, da Jungfer Wehmuth noch immer mit dem Laubbogen feierlich dastand, gerade auf dieselbe, und verwickelte sich dermaßen darin, daß er, Jungfer Wehmuth zum Niedersitzen nöthigend, der Länge nach zu den Füßen des Bürgermeisters fiel.

Die Bestürzung ward dadurch eine erhöhte und allgemeine. Alle rannten durch und gegen einander; Jeder stieß den Andern, gleichviel wo; Niemand faßte den richtigen Gegenstand, sondern mit großer Sicherheit das ganz Entgegengesetzte von dem, was er eigentlich wollte, und bemühte sich, dasselbe an einem ganz unpassenden Ort auf die schnellste Weise unterzubringen.

Der Bürgermeister hatte schon hundert mal statt seines Stocks den Degen ergriffen, den erstern an des letztern Stelle gebracht und mit dem letztern herum gefochten, oder auch, in jeder Hand einen dieser Gegenstände, sich mit denselben gewaltig inkommodirt.

Kringel suchte sich nach mehrmaligem Straucheln vom Boden zu erheben, während dessen er unaufhörlich rapportirte:

„Der Fürst kommt, der Fürst kommt! Herr Bürgermeister zieht Euch an!"

Jungfer Wehmuth, den Bogen gegen Kringel vor Wuth schüttelnd, zog die Falten ihres Gewandes gerade, während sie in dem nächsten Augenblick ihrer

Rolle gedenkend, den Bogen wieder schwenkte und rezitirte:

„Segen, Segen, Hohe Durchlaucht!“

Der Aktuarius war sprachlos geworden; so eigentlich in Verbindung mit seinen, jetzt fast farblosen Sommerflecken und Vergißmeinnichten ein Hegelsches positives Nichts, wozu der jetzt schärfer ausgeprägte Winkel an den Kniegelenken ein Mehres beitrug.

Frau Schwebel suchte durch beruhigende Worte, die sie umherstreute, zu wirken, aber vergeblich. Wilhelmine bemühte sich, dem Bürgermeister das Halstuch umzulegen, was seiner Unruhe halber durchaus nicht gelingen wollte.

Um die Verwirrung auf den höchsten Punkt zu treiben, ließen sich in der Ferne Posthörner vernehmen. Es bedurfte nun keines weitern Beweises mehr; der Bürgermeister war ruinirt.

Petermann, der Pfarrer, obwol in der nächsten Verbindung mit der freien Luft und also fern dem Schauplatz furchtbarer Verwirrung, ward doch durch den Moment so sehr ergriffen, daß er, seine Anrede an den Fürsten mit dem beabsichtigten Zuspruch an den Bürgermeister verwechselnd, an das Fenster eilte und in die Stube mit vieler Salbung hinein rief:

„Gnade, Gnade, dem altersschwachen Greise!“ was man jedoch in Anbetracht, daß dem Pfarrer dergleichen im jetzigen Augenblick unmöglich von Nöthen, ganz und gar unbeachtet ließ, trotzdem, daß er das

nächste mal den Ruf durch den Beisatz: „Theurer Bürgermeister,“ vermehrte.

Statt durch diese Worte zu beschwichtigen, war der Pfarrer höchlich überrascht, der etwas ganz anderes gesagt zu haben glaubte und zwar beruhigende Worte, den Bürgermeister darauf mit „Fürstliche Durchlaucht“ und „Durchlauchtige Fürstlichkeit“ antworten zu hören, und meinte, weil er nicht im Entferntesten ahnte, in dem Bürgermeister die Erinnerung an die in eigner Person zu haltende Rede geweckt zu haben, es stünde mit dem Verstande seines verehrten Freundes nicht ganz richtig.

So wogten, tönten, kamen und gingen Worte, Laute und Geberden durch einander, und immer näher und näher ließen die Hörner ihre lustige Melodie erschallen; noch einen Moment und es wäre mit des Bürgermeisters Kraft zu Ende gewesen.

Doch wie jede große Bewegung des Lebens in einer endlichen Katastrophe ihre Spannkraft erschöpft, so sollte es auch hier sein; es trat jener Moment ein, daß Ziegenfuß mit dem, Alle electrisirenden Ausruf: „er ist fertig!“ einen Satz vom Tisch machte und gerade zu auf den Bürgermeister sprang und sich sodann sofort bemühte, dessen Arme in den Rock zu stecken. Aber wie wenig sollte sein Bemühen raschen Fortgang haben; denn als die Andern nun gewahrten, daß der Bürgermeister wirklich flott gemacht werden konnte, stürzten die übrigen helfenden

Arme, bis zu dem Rathsdiener Kringel herab sich über Schwebel, um ihm die noch fehlenden Gegenstände auf die möglich schnellste Weise auf den Leib zu bringen, und es entstand ein solches Gewirre von Armen und Händen um und über ihn, daß er unter denselben spurlos verschwand.

Es war ein wahres Glück, daß der Pfarrer durch die Mauern des Hauses von ähnlichen Freundschaftsdiensten abgehalten wurde, sonst wären dessen Hände ohne Frage auch noch über ihn gekommen; jetzt begnügte sich derselbe, sie weit, weit in die Stube gegen Schwebel auszustrecken, während er in feierlichen Tönen wiederholte:

„Gnade, Gnade, dem altersschwachen Greise!"

Als Ziegenfuß, triumphirend, noch zur rechten Zeit das Ansehn der Stadt durch seine Kunst gerettet zu haben, dem Bürgermeister den Rock anpaßte, mußte er seinem vollen Herzen Luft machen, und bemerkte daher, die Näthe und Taille glatt streichend:

„Ha, der sitzt Euch!"

Schwebel jedoch, nur mit seiner verspäteten Ankunft und der erforderlichen Entschuldigung vor dem Fürsten beschäftigt, überhörte das Alles und überdachte, wie er dieselbe einrichten würde, indem er sprach:

„Theure Durchlaucht, habt Erbarmen!"

Ziegenfuß hielt dies jedoch für eine Erwiederung auf seine Bemerkung, besonders, als er nur die letzten Worte vernahm, und antwortete leicht und gefällig:

„Keine Ursach!"

Schwebel aber fuhr fort:

„Ziegenfuß, der Schurke —"

Das machte dem Genannten offenbar Spaß, denn er erwiderte darauf sehr galant:

„Gar zu gütig!"

„Durchlaucht, ach!" stöhnte Schwebel.

Ziegenfuß suchte dagegen sein Herz durch die Bemerkung zu erfreuen:

„Seht nur, welch' eine Taille!"

Schwebel ward nun den redenden Schneider gewahr und fuhr denselben drohend an:

„Wart' Er nur, ich massakrir' Ihn!"

Während solchergestalt die allgemeine Conversation in gesteigertem Maß anhielt, Jungfer Wehmuth noch immer mit dem Bogen agirte, der Pfarrer sein „Gnade" sprach und Kringel wiederholt daran erinnerte, wie das „Trara" der Hörner schon immer näher und näher tönte, Frau Schwebel unaufhörlich um Ruhe, Besinnung bat; Wilhelmine an der Toilette des Vaters besserte, dem Bürgermeister endlich Stock, Degen und Perücke wirklich ein jedes an die richtige Stelle applicirt worden war, und er den Hut unter Strömen von Schweiß mit dem Arm fest drückte, um endlich, vollständig kostümirt, der Durchlaucht entgegen zu eilen, und dieses nun auch wirklich unter der Nachfolge von Triller, Jungfer Wehmuth und dem Rathsdiener erfolgen sollte, und der Bürgermeister

zu diesem Zweck so eben die Thür aufriß, um auf die Straße zu eilen, rannte er gerades Weges in zwei Arme, die ihn mit der lachend gesprochenen Frage aufhielten:

„Wohin so eilig?!"

Man wollte den Frager ohne Weiteres mit der unisono einfallenden Bemerkung: „Zum Fürsten, zum Fürsten!" bei Seite schieben, als ein Reisewagen vorüber fuhr, und der Frager, auf denselben deutend, in fröhlichem Ton bemerkte: „Ei da können die Herrschaften noch ein paar Stündchen warten!"

„Wie, was?! Ist das wahr?!" tönten die sich überstürzenden Fragen auf die obige Bemerkung, während die Gruppe in athemloser Spannung auf die weiteren Berichte lauschte, und einem Maler einen sehr anziehenden Vorwurf durch Mienen und Stellungen gewährte.

„Vollkommen!" betheuerte Scherzer, der Komödienschreiber, als welchen wir denselben in dem so eben eintretenden jungen Mann erkennen.

Solch' eine Fügung des Himmels für eine Unmöglichkeit haltend, bemerkte Schwebel:

„Die Postillione bliesen doch eben!"

„War der Haushofmeister des Fürsten, der ihm voran fuhr. Der Fürst selbst wird, wie ich von dem Erstern erfahren habe, erst gegen Abend eintreffen, um drei Stunden von hier in dem Schlosse des Grafen Adelfels zu übernachten —" erwiederte Scherzer, der

sich kaum eines lauten Gelächters über die erstaunten Gesichter enthalten konnte.

Ein allgemeines Jauchzen antwortete ihm, und der Bürgermeister, von dieser glückseligen Nachricht bis zu Thränen gerührt, zwang den Freude spendenden Boten in eine herzhafte Umarmung, besonders als der hinzu tretende Pfarrer und auch andere Boten Scherzer's Nachricht bestätigten.

Scherzer, der mit den vorangegangenen tragischen Ereignissen nicht vertraut war und keine Ahnung hatte, in welcher Gefahr das bürgermeisterliche Haupt geschwebt hatte, erbat sich, nachdem er sich anmuthig vor Wilhelminen und Frau Schwebel verneigt hatte, von denselben nähern Aufschluß über die so aufregende Scene aus, und was er vernahm, konnte seine Lachlust nicht vermindern.

Dieweil nun Schwebel in dem angenehmen Gefühl der Sicherheit an Ansehn und Würde gewann und sich eine Minute Ruhe gönnte und dabei sein Schweißtüchlein vielfach handhabte, unterhielt sich Scherzer sehr angelegentlich mit der jetzt ganz heiter gewordenen Wilhelmine, und gewisse vertrauliche Blicke, welche sie in der schützenden Verwirrung mit einander wechselten, ließen auf eine nähere Bekanntschaft der jungen Leute schließen. Jungfer Wehmuth, sich in dem gegenwärtigem Augenblick nicht an ihrem rechten Platz erachtend, schwenkte ihren Laubbogen und eilte

zu den ihrer Obhut anvertrauten Mädchen an dem Stadtthor.

Pfarrer Petermann erachtete es für eine Leibespflicht, durch einen kühlen Trank die gehabte Alteration zu dämpfen, und begab sich in seine Behausung.

Dem Bürgermeister selbst ward rasch von seiner fürsorglichen Gattin ein niederschlagendes Pulver in frischem Quellwasser gereicht, das die wohlthätigsten Folgen verhieß. So trat endlich ein Moment der Ruhe ein.

Aber es war nur ein Moment und nicht mehr; denn die Thorensteiner, durch die Durchreise des fürstlichen Haushofmeisters schon einmal in eine nicht zu mäßigende Bewegung versetzt, wogten und rannten die Straße auf und ab und erregten ein so anhaltendes Getöse, daß selbst andere Nerven, als solche, die eben die höchste Anspannung zu erdulden gehabt hatten, davon bedeutend angegriffen werden mußten. So war es natürlich, daß sich auch der Bürgermeister keine weitere Erholung gönnte, sondern in dem sichern Bewußtsein der Möglichkeit, den Empfang des Fürsten in der vollkommensten Weise ausführen zu können, nun auch nichts, gar nichts zu versäumen gedachte.

Er traf demnach schnell seine Vorbereitungen, ließ Kringel, den Rathsdiener, an seine Seite kommen und befahl demselben:

„Er läuft sogleich vor's Thor und stellt sich am

Galgen auf, von da aus kann Er jede Fliege auf dem Wege Seiner Durchlaucht sogleich erkennen, selbst wenn dieselbe auch eine Viertelmeile weit entfernt sein sollte; sperre Er also die Augen gehörig auf, daß Er nicht wieder dummes Zeug macht, und sieht er die Equipage Seiner Durchlaucht, so rapportirt Er mir das ohne Aufenthalt noch Verzögerung! Verstanden?"

Kringel nickte mit dem Haupte und eilte mit der Bemerkung: „Ich renne, Herr Bürgermeister!" von dannen.

Aber in dem Maße, als die physische Kraft dem Bürgermeister kam, verdoppelte sich auch sein Eifer um die gute Sache. Es konnte darin nicht genug, nicht zu viel geschehen, und darum rief er nach einem geringen Meditiren Ziegenfuß herbei und beauftragte diesen in folgender Weise:

„Ihm, Ziegenfuß, befehle ich, sogleich auf die Linde am Stadtthor zu klettern und aufzupassen, wenn Kringel ankommt. Er schreit alsdann so laut, daß es die ganze Stadt hören und ein Jeder sofort an seinen Platz springen kann."

Ziegenfuß, der in diesem Amt weder etwas Erfreuliches noch Ehrendes zu erkennen vermochte, erhob dagegen mancherlei Bedenken, worunter auch dasjenige war, daß er auf Klettern durchaus nicht geübt wäre; Schwebel jedoch nahm darauf keine Rücksicht, sondern fuhr ihn barsch an:

„Er raisonnirt noch? Er verdient eigentlich einen gefährlichern Posten. Mach' Er, daß Er fort kommt, und bedenk' Er, welch' ein Glück es für Ihn ist, einmal sagen zu können, beim Empfang Seiner Durchlaucht auch einen Dienst gehabt zu haben!"

Der Patriotismus des Schneiders war eben so groß, als seine Kletterlust, außerdem fühlte er keinen Beruf in sich, seinen Leib so auf Befehl und ohne Weiteres einem halsbrecherischen Wagniß auszusetzen, vielmehr beabsichtigte er, sich mit seiner Eheliebsten in den Sonntagsstaat zu werfen, und so vor Seiner Durchlaucht die wohledle Schneiderzunft Thorensteins würdig zu vertreten. Er murrte daher gewaltig ob des bürgermeisterlichen Auftrags, während er seine Siebensachen zusammen packte, überlegte jedoch auch während dieser Zeit, daß der Befehl des Bürgermeisters noch auf eine gute Manier zu umgehen sei, und ging endlich viel langsamer, als er gekommen war, von dannen.

Als nun auch dieses Letzte von Schwebel besorgt worden war, er noch ein wenig hin und her gesonnen, ob sich überhaupt noch irgend etwas in dieser Beziehung thun ließ, er jedoch nichts gefunden, was ein noch gesicherteres Resultat herbei zu führen im Stande gewesen wäre, ohne die Kräfte der Thorensteiner über alles Maß heraus zu fordern, so meinte er in seinem freudigen Herzen, daß Alles gut sei, athmete recht tief auf, und ging, von diesen lebhaften Empfindungen äußerst menschenfreundlich und dankbarlich gestimmt,

auf Scherzer mit ausgebreiteten Armen zu, indem er sagte:

„Wahrhaftig, Ihr habt mir eine so freudenvolle Nachricht gebracht, daß ich Euch dafür nochmals umarmen muß. —“

Kaum hatte er diese lieblichen Worte gesprochen und die Arme erhoben, um sein Vorhaben auszuführen, als sich eine solche Empörung in den Sommerflecken und Vergißmeinnichten des Aktuarius plötzlich erhob, in welche auch sogar noch die übrigen Theile seines Antlitzes gerissen wurden, daß der Bürgermeister mit der thatsächlichen Ausführung seines Vorhabens zauderte, und, wie gebannt von Trillers Antlitz, regungslos stehen blieb. Der Letztere rief aber höchst aufgeregt: „Herr Bürgermeister, was wollt Ihr thun!“

Entweder hatte sich der Genannte schon bereits besonnen, oder wurde durch diese Worte wirklich zur Ueberlegung genöthigt, denn er ließ die in der Luft schwebenden Arme sinken, mit ihnen sein würdiges Haupt, wandte sich ein wenig von dem bereits einen Schritt näher gekommenen Scherzer ab, und suchte seine augenblickliche Verlegenheit dadurch zu bemänteln, daß er einen hastigen Griff nach der Schnupftabaksdose that, und dabei murmelte: „Ach so!“ und sich alsdann an Scherzer mit den Worten wandte: „Entschuldigt, Herr Scherzer, ich vergaß — —“

„Daß Ihr eben nicht viel von mir wissen mögt!“ fiel der junge Mann lachend ein, ohne sich irgend

wie durch das verunglückte Kompliment verlegen machen zu lassen und sprach dann weiter:

„Wahrlich, ich bedaure, daß es so ist; aber ich halte mich nicht für schuldig, und deshalb ertrage ich als Euer Verwandter mit Geduld, was Ihr über mich verhängt, ohne Euer Haus zu meiden. Was mich aber, ganz aufrichtig gesagt, dabei am meisten kränkt," sprach er zwar lächelnd, aber doch in einem fast wehmüthigen Ton, „ist, daß Ihr Euch von Jemand dabei leiten und bestimmen lasset, der weder die geringste Hoffnung auf Wilhelminens Besitz hegen darf, noch auch würdig genug ist, einen solchen Einfluß über Euch zu haben. —"

Ihr Heiligen alle, was that Scherzer!

Ein Blick auf Triller nöthigte sofort die furchtbare Ueberzeugung auf, daß der Mann entweder schon Krämpfe hatte oder dieselben jedenfalls in dem nächsten Moment bekommen müßte, so sehr war sein Aussehen verändert, und alle Poesie daraus verschwunden, selbst seine absonderlichen Zierden waren untergetaucht in die Gluth, welche Aerger und Zorn darauf hervor gerufen hatten.

Aber täuschen wir uns nicht? Der schreckliche Komödienschreiber sieht ihm ruhig und lachend in das, von abendröthlichem Purpur strahlende Antlitz, dessen Strahlen sich selbst noch über die äußerst umfangreichen und weit abstehenden Ohren ausbreiten,

und in wunderbaren Farbentönen schillern und schimmern!

Mein Gott, fürchtet sich denn der Mensch nicht?!

Nein, er fürchtet sich nicht, selbst, als er sieht, daß der Aktuarius die Lippen heftig bewegt, als ob er jedenfalls sprechen würde, oder sich wenigstens doch einbildete, seine Sprachorgane in Thätigkeit gesetzt zu haben!

Ein kühner Mann, in der That, dieser Komödienschreiber, denn er sprach mit einem ganz eigenthümlichen Blick, der den Aktuarius gleichsam wie einen Lappen zwischen seinen Strahlen zerquetschte, und arger Betonung, indem zugleich der Zeigefinger seiner rechten Hand auf Triller deutete:

„Und dieser Mensch seid Ihr —“

Dieses Menschen Haltung und der ganze Moment waren von einer solchen Größe und Erhabenheit, daß selbst ein so hochgestellter Mann, wie Bürgermeister Schwebel, augenblicklich nicht wußte, ob hier Autorität oder Nachgiebigkeit am rechten Ort wären, er schwieg daher, wie alle großen Männer in seiner Lage gethan haben würden.

Scherzer aber schwieg nicht, sondern erbat sich nochmals das Wort, zu dem Bürgermeister gewendet:

„Weil ich nicht Haus und Hof besitze, nur ein Komödienschreiber bin und wenig damit verdiene, verwehrt Ihr mir Eurer Tochter Hand und wollt sie einem Mann geben, der seine Triumphe darin sucht,

eine prächtige Figur für eine Komödie abzugeben?! Laßt Euch nicht beirren! Wilhelmine, wie Ihr wißt, ist mir gut, und Brot wird sich hoffentlich auch bald für uns beide finden —"

Der Bürgermeister, der Scherzern in der That gewogen war, ganz abgesehn, daß eine entfernte Verwandtschaft zwischen ihnen bestand, schien von diesen Worten bewegt worden zu sein, nahm eine Prise und ließ den Kopf noch tiefer hängen.

Ganz anders jedoch stand es mit Triller.

Er hatte während Scherzer sprach, überlegt, daß er am heutigen Tage nicht ein profaner Aktuarius wäre, und eben so wenig die Schützenhauptmanns-Uniform ohne Ursache trage, und also ein Cavalier von Distinction sei, und also mehr Courage, als gewöhnlich, zeigen müsse, ganz abgesehen, daß ihn Wilhelmine, in Erwägung seines Gesuchs an den Fürsten, „kühn und verwegen" genannt hatte; er wollte es auch in Wahrheit sein, unberücksichtigt, daß hier eigentlich nichts zu wagen sei. Er warf sich daher in die Brust, streckte seine dürre Gestalt mit einer solchen Gewalt in die Höhe, daß die Winkel seiner Kniegelenke hörbar knackten, warf dem Komödienschreiber ein paar Strahlen aus seinen Vergißmeinnichten zu, daß dieser bei einigem guten Willen wirklich hätte Furcht bekommen können, was indessen nicht geschah, und sprach in stolzem Ton sich an den Bürgermeister wendend:

„Herr Bürgermeister, ich habe Euer Wort!" Der

Genannte neigte langsam zur Bejahung sein Haupt, fügte dann aber mit einem Seitenblick auf seine am Fenster beschäftigte Frau leise hinzu! „Wenn meine Frau —"

Triller wurde durch diese einzige Hauptinclination so sehr an Muth gekräftigt, daß er sich stolz an Scherzer wandte und triumphirend rief.

„Nun, mein Herr Poet, wollt Ihr noch länger um die Jungfer herum schwänzeln? Ich dächte, Ihr ersparrt Euch die Mühe!"

Er schien noch viel mehr reden zu wollen; schwieg aber, wahrscheinlich, weil das glückliche Gefühl seines Triumphs ihn überwältigte; seine Vergißmeinnichte jedoch drohten dem Komödienschreiber mit einem furchtbaren et caetera.

Der Bürgermeister hatte, wie es schien, durch Trillers kühne Worte an Energie gewonnen, vielleicht, weil er nebenbei auch das Besitzthum des Aktuarius erwogen, und bemerkte gegen Scherzer:

„Ja, in Anbetracht, daß — —"

Scherzer ließ ihn jedoch nicht ausreden, sondern fiel schnell ein:

„Wilhelmine liebt mich! —"

Triller rieb sich die Nase, als ob er eine Priese Spaniol genommen hätte; Scherzer fuhr fort:

„Meine Aussichten für die Zukunft sind nicht ganz schlecht —"

„Nein, wahrlich nicht," fiel Triller racheschnau-

bend ein, „ich bin überzeugt Ihr werdet dabei an Fettleibigkeit nicht gewinnen!“ Und er lachte laut auf, ein Zeichen seiner Freude über den guten Witz, den er gemacht zu haben glaubte.

Schwebel, ein reizbares Gemüth, ließ sich auf's neue durch den neidischen Aktuarius verleiten, klappte die Dose ärgerlich zu und warf die Worte hin:

„Was kann das Alles helfen? Hättet Ihr wenigstens eine solide Anstellung. Aber Ihr habt weder diese, noch Einkommen oder Titel! Ein Poet, ein Komödienschreiber, ist das ein respectables Amt? Könnt Ihr damit einen Hund aus dem Ofen locken?“

„Ja,“ wiederholte der Aktuarius, „könnt Ihr damit einen Hund aus dem Ofen locken, he?!“

„So laßt mir doch nur Zeit!“ bat Scherzer, ohne auf das Echo zu achten.

„Wozu?“ fragte Schwebel.

„Mir ein Amt zu erwerben,“ bemerkte der Erstere.

„Wollte ich und Wilhelmine darauf warten, so müßte man uns für nicht gescheut halten. Sagt, auf welche Weise gedenkt Ihr Euch das zu verschaffen? Etwa mit Euern Poetereien?“ fragte Schwebel spitz.

Triller, der sich der Mühe des Sprechens überhoben glaubte, war nur bedacht, seinem Körper eine derartige Haltung zu geben, daß derselbe nur eine einzige Spitze bildete.

Scherzer blieb jedoch ruhig und erwiderte:

„Durch mein Talent.“

Nun aber lachte nicht nur Triller, sondern auch selbst Schwebel, und der erstere überflügelte in wohlmeinender Absicht den letztern maßlos.

„Das möchte ich erleben?“ rief Schwebel.

„Wahrhaftig, auch ich!“ erwiederte Triller und spreizte seine Beine, gleichsam, als ob das Erleben sogleich beginnen sollte.

„Nun, ich hoffe, meine Herren, mit Euerm Beistande soll es mir bald gelingen,“ betheuerte Scherzer mit einem ganz eigenthümlichen Lächeln.

Nach Trillers Ansichten hieß diese Antwort soviel, als die Unverschämtheit zu weit treiben, und statt aller wörtlichen Erwiederung warf er auf Scherzer nur eins seiner vernichtenden Vergißmeinnichte.

„Solch ein Poet hat doch närrische Einfälle,“ meinte Herr Schwebel.

„Das ist möglich; aber ich hoffe, Ihr steht mir getreulich bei,“ sprach Scherzer.

„Wollte sehn, wer mich dazu zwingen würde!“ warf Triller verachtungsvoll hin.

„Ja, wahrhaftig; das müßte doch sonderbar zugehn,“ schaltete auch Schwebel ein.

„Das überlaßt mir, meine Herren, und ich hoffe, Ihr werdet durch Euer vortreffliches Benehmen dabei alle meine Erwartungen erfüllen,“ gegenredete Scherzer und offenbarte viel Schalkhaftigkeit.

„Dummes Zeug!“ brummte Schwebel.

Triller, der diese Conversation nur in der höchsten Ungeduld geführt hatte, zog den Bürgermeister bei Seite und raunte ihm zu:

„Ich bitt' Euch, steht ihm doch nicht länger Rede und kommt; Ihr wißt ja, man erwartet uns —"

„Ihr habt recht; was sollen wir uns hier länger mit solchen unnützen Reden aufhalten lassen," erwiederte Schwebel beistimmend, nahm den Hut und Trillers Arm und wollte gehn.

Triller jedoch, der seinem Abgang noch eine gewisse Weihe seines Triumphs verleihen wollte, neigte den Kopf gegen Scherzer und sagte im geringschätzigem Ton:

„Mein Herr Poet, ich will Euch einen guten Rath geben: Ihr seht, wie die Sachen stehn, und daher dächte ich, Ihr ließet die Jungfer in Ruh und hütet Euch, mir ins Gehege zu kommen. —" Dabei klopfte er sehr lebhaft auf das Degengefäß und fuhr alsdann fort: „Auch mögt Ihr erwägen, daß es besser ist, freiwillig, als mit einer langen Nase abzuziehn —"

Er hatte, während er sprach, es so eingerichtet, daß er bei den letzten Worten bereits an der Thür stand, und versäumte nicht, als das letzte Wort gesprochen worden war, sofort seinen langen Fuß über die Schwelle zu setzen, um jegliche Erwiederung von Seiten des Komödienschreibers rasch abzuschneiden.

Gewiß geschah dies nur aus dem letzteren Grund

und nicht etwa aus Furcht vor andern Gefährlichkeiten; ihm entging es daher auch, daß ihm Scherzer, als sich die Thür geschlossen hatte, drohend und lachend nachrief:

„Warte nur, Bursche, die Nase soll dir, so wahr ich ein Dichter bin, lang genug wachsen!“

„O wären wir den Narren nur erst los!“ rief Wilhelmine unmuthig aus.

„Es soll mir gelingen,“ sprach Scherzer erregt.

„Du hoffst das?“ fragte das Mädchen vor Freude erröthend.

„Höre mich an, Liebste,“ sprach Scherzer, seinen Arm, da sie sich im Zimmer allein befanden, um sein heimliches Bräutchen schlingend; „die Durchreise des Fürsten hat mich auf einen Plan gebracht, der im Fall des Gelingens, mir auch Dasjenige verspricht, was ich schon seit so langer Zeit zu erstreben bemüht war: Anerkennung meines Strebens und ein Einkommen, womit wir uns eine Häuslichkeit gründen können. —“

Wilhelmine klatschte vor freudiger Ueberraschung in die Hände, und nachdem sie ihn geküßt, bat sie, ihr das Nähere mitzutheilen; er fuhr daher fort:

„Du weißt, ich habe keinen Protektor, und darum bin ich unbekannt in der Residenz geblieben; ich muß und will mich daher dem Fürsten bemerkbar machen, und dazu ist heute die beste Gelegenheit. Dort in der Stadt fände ich sie doch nicht. Der Fürst ist ein Freund des Scherzes und launiger Vorfälle, dabei

rücksichtsvoll und gnädig, und daher will ich ihm bei seiner Ankunft hier eine Komödie aus dem Stegreif vorspielen lassen, die wie ich hoffe, seine Lachlust erregen und mir die beste Gelegenheit verschaffen soll, seine Aufmerksamkett auf den Urheber derselben zu lenken —"

„Der Plan gefällt mir!" rief Wilhelmine und setzte dann hinzu: „Doch sage, wo sind die Schauspieler?" Scherzer lächelte geheimnißvoll, neigte sich zu ihr, und meinte, während er ihr die Wange streichelte:

„Ich möchte Dir mein Geheimniß zwar anvertrauen, wenn Du mir versprechen willst, es nicht zu verrathen —"

„Wie kannst Du das befürchten!" schmollte das liebe Mädchen und sah ihm treuherzig ins Auge.

„Ja sieh, die Sache hat so ihre eigene Bewandniß," sprach er und verrieth dabei so viel Schlauheit, daß Wilhelminens Neugier immer größer wurde.

„So sprich doch!" bat sie.

„Also Du wirst stumm bleiben?"

„Ganz und gar, so lange Du willst —"

„Gut. So höre: die Schauspieler sind die Thorensteiner selbst!" rief er lachend und sah ihr gespannt ins Antlitz.

Wilhelmine wurde nicht wenig überrascht, da sie aber keinen rechten Begriff von seinem Plan hatte, so äußerte sich ihre Unruhe nur in der Frage:

„Hat es aber auch keine Gefahr?“

„Bewahre!“ rief er schmeichelnd und fügte beruhigend hinzu: „Es wird Alles gut gehen, und ich bin überzeugt, es wird den lachlustigen Fürsten mehr vergnügen, statt der langweiligen Empfangsfeierlichkeiten durch einen heitern, harmlosen Scherz überrascht zu werden. Uebrigens kann ich Dir noch vertraun, daß ich dem Fürsten nicht so ganz unbekannt bin; ein Zufall ließ ihn mich in der Residenz irgendwo treffen — Du weißt, ich gehe dort viel mit Schauspielern um —“ fügte er bei.

„Ach ja, auch mit Schauspielerinnen!“ seufzte sie.

„Das ist nun einmal nicht anders! Man muß mit den Leuten bekannt sein, wenn man seine Stücke auf die Bretter bringen will,“ bedeutete er.

„Also Du trafst ihn bei einem Schauspieler?“ fragte sie.

„Ja, ja, oder auch bei einer Schauspielerin,“ warf er hin; „das ist im Grunde ganz gleich. Ich sage Dir nur, er wird mich erkennen, und darauf stützt sich mein Plan.“

„Möchte doch nur Alles gut werden!“ seufzte sie.

„Fürchte nichts, mein Herz. Nur Wagen gewinnt,“ sprach er lachend und herzte sie.

„Da fällt mir aber noch ein,“ sprach sie nach einer kleinen Pause,“ daß der Aktuarius die Absicht hat, meinetwegen den Fürsten um Fürsprache bei der Mutter zu bitten —“

„Ist denn der Mensch bei Sinnen!" rief Scherzer lachend, und fuhr dann fort: „Aber Du erinnerst mich noch zur rechten Zeit an ihn; ich will ihm einen Streich spielen, der ihn für die Zeit seines Lebens verdrießen soll; diese Strafe verdient er für seine Impertinenz. Wie fange ich das an. Gleich muß es geschehn. Zwar weiß ich, daß Leute seines Gelichters sich bei dergleichen Gelegenheiten auch ohne andern Beistand aus eignem Talent zu blamiren verstehn; doch das genügt mir nicht; er muß für seine Anmaßung besonders bestraft werden."

Er sann einen Augenblick nach, schien aber nichts Passendes zu finden und rief dann:

„Es wird sich schon finden! Apollo und alle neun Musen stehn einem verliebten Dichter stets bei!" und war eben im Begriff die letztere Eigenschaft Wilhelminen durch die herzlichste Umarmung zu beweisen, als Frau Schwebel ins Zimmer trat, und die Tochter erinnerte, daß es Zeit sei, sich für den Empfang des Fürsten zu schmücken.

Die Umarmung mußte also unterbleiben; und er flüsterte seinem Mädchen nur noch zu, das Geheimniß zu bewahren, selbst vor der Mutter, und ging, da ihn sein Plan auf den Platz am Stadtthor rief, auf welchem seine extemporirte Komödie spielen sollte, nachdem er sich von Frau Schwebel mit einigen heitern Worten verabschiedet hatte, mit leichten Schritten fort.

Die Bürgermeisterin sah ihm wohlgefällig nach;

sie liebte den jungen, heitern und angenehmen Mann herzlich, und wünschte sich keinen bessern Schwiegersohn. Darum war sie auch ganz auf seiner Seite, und hatte hartnäckig ihre Zustimmung zu einer Heirath Wilhelminens mit Triller verweigert.

Sie konnte sich allerdings nicht verhehlen, daß es mit Scherzers Einkünften schlecht bestellt war, und er vorläufig an eine Heirath noch nicht denken durfte; aber sie war auch überzeugt, Scherzers wahrhafte Bemühungen müßten endlich ein erwünschtes Resultat herbei führen, und so protegirte sie das Liebesverhältniß der Leutchen.

Sie verband mit dieser Heirath überdieß noch einen andern geheimen Wunsch, den nämlich, einst in der Residenz zu leben, wäre es auch nur noch in den späteren Lebensjahren. Sie war allerdings in Thorenstein geboren und hatte die Stadt nur selten auf längere Zeit mit einem Aufenthalt in der Residenz vertauscht, und das war während ihres Mädchenstandes gewesen, später als Frau hatte sie nur einen oder ein paar Tage daselbst zugebracht, um Einkäufe zu machen; aber sie hatte doch genug gesehn, gehört und erfahren, um den Wunsch nicht zu bewahren, ein bewegteres Stadtleben zu genießen, das ihr für die vielen langweiligen Jahre in Thorenstein reichlichen Ersatz gewähren mußte.

Vielleicht wäre ihr Wunsch schon früher in Erfüllung gegangen, hätte Herr Schwebel nicht

den Grundsatz festgehalten, daß es besser sei, in Thorenstein Cäsar als in der Residenz Decimus zu sein, und darum ruhig an dem Platz verharrte, wohin ihn das Geschick zu seinen Ehren erhoben. Ihr blieb also nur noch diese Aussicht, die Verbindung mit Scherzer.

Dieser wohnte nämlich in der Residenz und machte nur bisweilen Besuche in Thornstein, um sein geliebtes Mädchen, das er bei ihrem Aufenthalt in der Residenz kennen und lieben gelernt hatte, zu sehen und zu sprechen, und die Flamme des Herzens zu nähren.

Dies war auch der Anlaß seiner Gegenwart in Thorenstein; er befand sich daselbst schon mehre Tage, und nahm das Recht der Verwandtschaft in Anspruch, um recht oft in das bürgermeisterliche Haus zu kommen, woselbst er stets auf einen freundlichen Empfang, trotz der Trillerschen Ansprüche, rechnen durfte. Denn auch der Bürgermeister hatte ihn gern, und discurirte mit ihm über allerlei politische und Staats-Angelegenheiten, wovon der rege Mann stets einen ganzen Haufen der neusten Geschichten mitbrachte, und bisweilen, wie sich der Bürgermeister im Stillen eingestand, darüber ganz überraschend vernünftige Ansichten entwickelte, ohne ihm, dem Bürgermeister, jemals das Recht des Besserwissens auch nur um einen Nagel groß zu schmälern. Hätte Scherzer in der Kanzlei oder etwa gar in dem Kammergericht

gesessen, so wäre von seiner Seite gewiß kein Veto gegen eine Verbindung mit seiner Tochter eingelegt worden; denn er hatte sich ein Weiteres im Stillen eingestanden, daß der junge Mann eben nicht auf den Kopf gefallen zu sein schien und es jedenfalls noch zu Etwas hätte bringen können. Aber dieses leidige Komödienschreiben, oder besser und richtiger gesagt, dieses nach den Gesetzen aller Vernunft nichtsnutzige Treiben konnte er nun einmal nicht billigen, am allerwenigsten bei einem Schwiegersohn, der das Ansehn seiner Familie nicht wenigstens durch einen klangvollen Titel erheben konnte.

Es ging nicht und konnte nicht gehn. Da war ihm Triller ein and'rer Mann. Der hatte Haus und Hof, ein schönes Einkommen, und rückte vielleicht, wenn er selbst alt geworden, allmälig in seinen Posten, dafür konnte und wollte er schon das Seinige thun. Bei dieser Ansicht war er stehen geblieben und verharrte darin fest, selbst gegen den Wunsch seiner Frau. Und das wollte etwas sagen: denn Frau Schwebel hatte stets ein gewichtiges Wort in allen häuslichen und Familien-Angelegenheiten mitzusprechen.

Da er trotz seiner Konsequenz dieses mal mit seinem Willen nicht durchdringen konnte, so ließ er die Sache vorläufig gehn, und hoffte das Beste von der Zeit; er wußte wol, was dieselbe vermochte.

Der Bürgermeister und Triller verfügten sich nach dem Platz am Thor, woselbst, wie uns bekannt, alle

Vorbereitungen für den Empfang des Fürsten getroffen worden waren.

Der Platz hatte die Form eines unregelmäßigen Halbkreises, dessen Durchschnitt die verfallenen Stadtmauern bildeten, in deren Mitte sich das Thor befand. Wie ausgerenkte Glieder hingen die Thorflügel in den von Rost zerfressenen Angeln und waren an den äußern Theil der Thorpfeiler gelehnt, und überdieß vor einem gänzlichen Niedersinken durch gegenstrebende Pfähle und große Steine so viel, als möglich, geschützt; sie trugen tapfern Krieger gleich, die durch das häufige Anprallen der Wagenräder erhaltenen unzähligen Narben stolz zur Schau.

Der höchst alterthümliche Character dieser Baulichkeiten wurde ganz besonders durch Brombeerhecken, Dornstrauch und mancherlei Arten von Gräsern, die in großer Ueppigkeit auf den Gipfeln derselben vegetirten, erschöpfend repräsentirt und gaben denselben ein gewisses malerisches Aussehn. Die vorwitzigen Ziegen, welche meistens daselbst zu weiden pflegten, waren heute natürlich von ihrem Lieblingsaufenthalt vertrieben worden, und zeigten sich als fremde Gäste unter der Stadtheerde, allerdings mit dem anhaltenden Bestreben, sich nach dem langgewohnten Aufenthaltsort je eher, je lieber, auf und davon zu machen.

Der Platz wurde durch höchst antike Häuser begrenzt, deren Giebel die Fronte abgaben, und wie Greisengesichter mit hängenden Kinnbacken, sehr aus-

drucksvoll vorschauten, indem sie, da Anstrich und Mörtel im Lauf der Zeit von dem Regen abgespült worden waren, die hölzernen Verbandstücke sehen ließen, die sich wie die gebräunten Runzeln der erstern ausnahmen. Hin und her streckten eiserne Stangen die verwitterten Schilder eines Schneiders, Kürschners oder Schuhmachers in die Luft, welche wie Trauerfahnen schwermüthig hernieder hingen, ohne dem Beschauer durch ein mögliches Entziffern ihrer höchst sinnreichen Inschriften zu erfreuen. Höchstens entdeckte das Auge noch als Ueberbleibsel der Malereien die Pfote oder Ruthe eines Thieres, oder das Gebäck welches für die Rachen der Löwen, von denen nur noch die Zähne übrig geblieben waren, ursprünglich bestimmt worden war, und dessen königliche Macht jetzt kaum noch durch mehr, als die bezeichneten Zierden versinnlicht wurde.

Unerklärlich blieb jedoch jedem Uneingeweihten ein Symbol, das aus einem fabelhaft gestalteten Vogel bestand, der aber auch zugleich einem Säugethier glich und auf einem mächtigen Zweig saß und hier auszuruhen schien.

Historiographen meinen, daß dieses Symbol eigentlich ein Wirthshausschild gewesen sein müsse, wie die unter demselben befindliche Inschrift besagte:

„Nach langem Flug, Und langem Zug,
Kehr bei mir ein, Hier ist gut sein."

Wir lassen die Untersuchung darüber dahingestellt sein; jedenfalls aber wurde in diesem Hause kein Rei-

sender mehr aufgenommen, sondern nur Käuferinnen von Hauben und Bändern, welche jetzt an dem Fenster mit den Vorübergehenden kokett liebäugelten.

An der einen Endigung des Halbkreises befand sich das schon bezeichnete Wachthaus nebst Feuerkufen, welches sogleich als ein Produkt der neuern Baukunst auffiel.

Diesem gegenüber drängte sich das ganze Alterthum Thorensteins in einem Thurme zusammen, dessen Mauern nur noch von der in und an ihm wurzelnden Vegetation festgehalten wurden.

Die Pforte desselben stand stets offen, doch hatte seit Menschengedenken Niemand gewagt, denselben zu besteigen, weil die zu ihm hinauf führenden Stufen theils ausgebrochen waren, theils in solcher Gebrechlichkeit sich erwiesen hatten, daß jeder kecke Versuch mit einem Knochenbruch bestraft zu werden drohte.

Der Platz selbst war, da dessen Pflasterung mit Steinen aus ökonomischen Gründen nicht stattgefunden, an dem heutigen Tag sorgfältig gesäubert und überreich mit glänzendem Sand, Bäumen und grünen Zweigen bestreut worden, und hatte dadurch ein ganz artiges Ansehn gewonnen.

Vergegenwärtigt man sich noch die Laubgewinde an den Häusern, dem Thore und den Mauern, sowie die mit Blumenkränzen gezierten Mädchen auf dem Platz, so mußte man gestehn, daß die Thorensteiner es wohl

verstanden hatten, Geschmack und Localität in diesen Verzierungen zu entfalten.

Meistens waren die Häuser mit Vorbauen versehen, unter welchen sich die Thorensteiner Abends nach des Tages Lasten auszuruhen pflegten, um über die Angelegenheiten der Nachbarn sich ihre Ansichten mitzutheilen.

Ein Haus an dem Platz zeichnete sich durch seinen obern Stock und einen sehr geräumigen Vorbau, den hölzerne Pfeiler trugen und welches in reichem Festschmuck prangte, ganz besonders aus, und überraschte das Auge durch seine sechs kleine Fenster lange Fronte, welche dem Platz zugekehrt war.

Man ahnt wahrscheinlich schon, welchem Zweck diese Baulichkeit diente; außer einem Materialladen, Tabacks- und Wein-Verkauf, umschlossen die obern Fenster jenen wichtigen Raum, in welchem die Thorensteiner in den Wintertagen ihre Resource hatten, der sich auch der Garten mit der Kegelbahn für den Sommer anschloß.

Als Schwebel sich mit Triller diesem Hause näherte, bemerkte er sofort die unter dem Vorbau versammelten Rathsherrn nnd andere Notabilitäten der Stadt, welche für den Empfang genügend geschmückt, um einen ziemlich großen Tisch saßen und sich aus einer Terrine fleißig einschenkten.

Dieß gewahrend, veranlaßte seine Ueberraschung den andern Gefährten, einen Augenblick still zu

stehn. Kaum wollte er seinen Augen trauen; aber es war trotzdem so. Die leichtsinnigen Menschen tranken ganz gemüthlich, ohne daran zu denken, ihren Verstand für den großen Moment klar zu erhalten.

„Laßt uns eilen, Aktuarius!" rief der Bürgermeister, und fügte, seine Schritte verdoppelnd, hinzu: „Der Teufel reitet die Leute."

Wenige Schritte nur noch und sie befanden sich an dem Vorbau, von welchem ihnen nicht nur lustige Reden entgegen tönten, sondern, was durchaus nicht unangenehm war, auch der Duft eines frisch bereiteten Kardinals in die Nase stieg.

Die Trinkenden schienen sich zu viel mit dem Getränk abzugeben, um der Ankunft des Bürgermeisters besondere Aufmerksamkeit zu schenken.

Schwebels Zorn erwachte und verdoppelte sich, als er nun auch seinen Freund, Pfarrer Petermann, mit einem Glase in der Hand, zwar abseiten von dem Kreis, aber doch wohlanständig stehen und den Wein nippen sah.

„Meine Herren!" rief er, den Fuß auf die erste Stufe der Treppe setzend in einem vielsagenden Ton, der den Vorwurf nur schwer verbarg.

„Der Bürgermeister!" tönte es im Kreise.

„Kommt, Bürgermeister, setzt Euch und trinkt ein Glas von dem besten Kardinal, der je gebraut worden!" rief ein schon etwas begeisterter Rathsherr aus, indem er Platz für das Stadtoberhaupt machte.

20*

„Aber, meine Herrn," rief Schwebel nochmals, „ich dächte, derlei Dinge schickten sich erst nach der Durchreise Seiner Durchlaucht!"

„Was schicken!" riefen mehre Stimmen.

Schwebel wußte gar nicht mehr, was er sagen sollte; die allgemeine Opposition, nochmehr aber die unglaubliche Verschwendung der sonst so außerordentlich ökonomischen Thorensteiner verwirrte ihn total. Hatte denn ein förmlicher Schwindel die Leute überfallen, daß sie nicht mehr den Thaler berechneten, den solch ein Gelag einem Jeden von ihnen kosten mußte!

Aber was halfen ihm die imponirenden Blicke, welche er verschwenderisch umher sandte; kein Mensch sah sie, Niemand kehrte sich daran; in reichen Strömen floß der leckere Trank über ihre Zungen; der Genuß fesselte ganz und gar ihren Sinn.

Schwebel schien dieß allmälig einzusehen, er erwog ganz richtig, daß, wenn der Geschmack des Getränkes nur halb so prächtig sei, als dessen Duft, manches Verzeihliche in dem Genuß desselben aufgefunden werden könnte, und der strenge Ernst in seinem Antlitz milderte sich gewaltig, als man ihm ein volles Glas, dessen Aroma ihn vollständig einhüllte, mit den Worten hinreichte:

„Euch und dem Fürsten zu Ehren!"

Ihm und dem Fürsten zu Ehren, das war freilich eine ganz andere Sache, darin lag Bürgersinn, Loyali-

tät, darin lag gewissermaßen die Nöthigung, seinen Dank durch Annahme und Genuß des Weines zu erkennen zu geben. Er trat daher dem Geber ein wenig näher, obwol sein Wille noch immer über die Hand gebot, die sich bereits leichtfertig nach dem Dargebotenen ausstrecken wollte, und meinte:

„Allerdings, meine geehrten Herrn und Nachbarn, gestehe ich, daß mir diese Ehre —“

Schwebel hat in späteren Jahren, wenn er die Ereignisse dieses denkwürdigen Tages seinen Freunden mittheilte, stets seine höchste Bewunderung darüber ausgesprochen, daß er in jenem Moment das Glas in seiner Hand gefühlt hätte, ohne zu wissen, wie das zugegangen sei; da, wie er bestimmt versicherte, sein Wille keinen Antheil daran gehabt; es könne daher nur in augenblicklicher Zerstreuung oder in Gedanken geschehen sein. So viel jedoch war gewiß, er leerte das Glas, und sprach, nachdem er einen gelegentlichen Seitenblick in die Terrine gethan, mit etwas besorgtem, aber doch schon recht freundlichem Angesicht:

„Meine Herren, ich danke Ihnen, aber ich dächte, Alles mit Maßen —“

Ob die in seinem Antlitz erkennbare Besorgniß der möglichen Beeinträchtigung des würdigen Empfanges, oder aber der des Getränks durch einen zu hastigen Genuß desselben galt, der ihm die angenehme Hoffnung auf ein erschöpfendes Nachholen des

Versäumten nach Ausführung der Geschäfte schmälerte, müssen wir dahingestellt sein lassen; glauben aber doch annehmen zu dürfen, daß bei dem Bürgermeister, der ein großer Freund eines duftenden Weines war und denselben am liebsten dann reichlich kostete, wenn er sich nicht mit den störenden Gedanken an die Zeche belästigen durfte, das letztere Interesse in diesem Augenblick wahrscheinlich das überwiegende gewesen ist.

„Aber nur dieses eine Glas!" hatte Schwebel gesagt, als er das zweite getrunken und das Gefäß dem Geber zurück gereicht, und dann hinzu gefügt: „Ich habe noch manches zu thun; später finden wir dazu wol mehr Muße —"

Vielleicht wäre er seinem Vorsatz treu geblieben, wenn in diesem Augenblick nicht eine helle Stimme hinter ihm gerufen hätte: „Ein Glas auf unsern würdigen Bürgermeister!" und er sich umschauend, Scherzer bemerkte, der ihm freundlich zunickend, das volle Glas hoch empor hob, und mit der andern Hand den Hut in der Luft schwenkte.

„Dem Bürgermeister!" rief man allgemein.

Zugleich fühlte Schwebel wiederum ein Glas in seiner Rechten und in seinem Herzen die Nöthigung, darauf Bescheid zu thun.

„Aber nun vorläufig keinen Tropfen mehr!" sprach er alsdann bestimmt, da er bereits die aufregenden Wirkungen des Weines verspürte:

„Jetzt kommt, Aktuarius, daß wir die Leute inspiciren!“

Mit großer Selbstüberwindung riß er sich los und ging dem Thore zu, von wo ihm ein lustiges Treiben entgegen tönte.

Hier hatte sich Thorensteins Kleinbürgerschaft und sonstiges Volk versammelt, das fröhlich und lachend umher sprang, auf der Erde gelagert die Flasche fleißig umher gehen ließ, und sich auf diese Weise für den Empfang des Fürsten würdig vorbereitete.

War Schwebel's Erstaunen schon bei dem Anblick seiner würdigen Nachbarn in der Resource groß gewesen, so steigerte sich dasselbe, als er auch diese Leute in solcher Stimmung und in dem wirklich verschwenderischen Umgang mit den Flaschen erblickte.

Die Leute zechten, als wäre der Wein nur aus Thorensteins Graben zu schöpfen gewesen, diese Leute, die zu derlei Ausgaben keinen Deut besaßen! — Wo kam das her. — Er trat unter sie und erkundigte sich, wer sie so freigebig bedacht, und ihm antworteten verworrene Stimmen: „Der Fürst, Alles zu des Fürsten Ehren!“

„Also die Durchlaucht selber —“ sprach Schwebel vor sich hin, und erwog, daß wahrscheinlich der voran reisende Haushofmeister im Auftrage desselben reichliche Spenden zu diesem Behuf unter das Volk gethan.

Nun dann war es gut; dann hatte er nichts zu verantworten. Jetzt erst wurde es ihm auch klar,

daß der Kardinal wahrscheinlich aus einer ähnlichen Quelle floß, und er erwog, wie wenig Zeit ihm seine Pflicht nur noch übrig ließ, das hohe Geschenk würdig zu genießen.

Aber das mußte jedenfalls nachgeholt werden und bald.

Er begab sich daher, während der Jubel sich unter den Leuten steigerte, rasch nach dem Wachthause, woselbst die Stadtsoldaten, jetzt wirklich noch mit Zinober angestrichen, wie Jünglinge anzusehen waren. Sie mußten mit den Waffen antreten, damit er sich von ihrer Haltung überzeugen konnte. Sie machten sich prächtig.

Dann ging er hinüber zu Jungfer Wehmuth und ließ den Zug der Mädchen ordnen, der sich darauf vor den Kriegern aufstellte.

Schwebel gewahrte, daß sich die Arrangements noch besser machten, als er geglaubt, und gebot, man solle sich einer erschöpfenden Prüfung unterwerfen, und zwar, während Jungfer Wehmuth mit den Mädchen die Sache traktirte, sollte Triller daneben die Soldaten exerciren; so gewänne er den Vortheil, sich von dem guten Ausgang zu überzeugen, und könne überdies mancherlei Verbesserungen dabei treffen.

In diesem Augenblick gewahrte er Ziegenfuß, der in der Nähe stand und nicht die mindeste Lust offenbarte, die Linde zu besteigen.

Dem Bürgermeister lief über diese Respektslosigkeit

die Galle über, und er herrschte dem verlegenen Schneider, der sich vergeblich zu verbergen suchte, die drohenden Worte zu:

„Was, Er ist noch nicht auf der Linde?! Wird Er sogleich gehen!“

Ziegenfuß zeigte sich jedoch durchaus widerspänstig und meinte es nicht thun zu wollen, als Scherzer, der sich heimlich herbei geschlichen hatte, ihn bei Seite nahm, ihm einen harten Thaler in die Hand drückte und sagte:

„Hört, Meister, nehmt dies und thut, wie Euch der Bürgermeister befohlen; wollt Ihr Euch aber noch ein Stück Geld verdienen, so versprecht mir, wenn Ihr Kringel kommen seht, Euch ganz ruhig zu verhalten und nur mir allein heimlich ein Zeichen zu geben. —“

„Ich soll also dem Bürgermeister nichts sagen?“ fragte der Schneider, überglücklich, einen Thaler zu verdienen.

„Weder ihm noch einem Anderen,“ bedeutete Scherzer.

„Gut, ich will's thun, schon dem Bürgermeister zum Tort,“ erwiederte Ziegenfuß, der auf das undankbare Stadtoberhaupt grollte, suchte sich eine Leiter und bestieg bald darauf die Linde.

Scherzer hatte sich während dessen heimlich an Schwebels Seite geschlichen, der sein Auge auf den

Zug richtete, den die Mädchen und Soldaten bildeten, welche einen Umgang um den Platz ausführten.

Den Soldaten voran gingen ein paar Trommler, ihnen folgte Triller mit blankem Schwert, der die Soldaten anführte; darauf kamen diese, ungefähr neun an der Zahl, und Schwebel sprach, sie betrachtend, wohlgefällig für sich: „Wahrhaftig, Triller hat Recht, die Leute haben die Strümpfe und den Kienruß nicht gespart.“

Alsdann kam Jungfer Wehmuth, eifrig voran schreitend, was ihr sichtliche Mühe zu machen schien, dann ein Zug paarweis gehender Mädchen, von verschiedenem Alter und Figur, in weißen, abstehenden Kleidern, grüne Kränze um Haupt und Brust geschlungen und einen mächtig großen Laubbogen, den je zwei trugen, in den Händen.

Sie stellten sich in der Nähe des Thores und Wachthauses auf, und Triller und die Wehmuth waren hochereifert, daß dies in ganz ordentlicher Weise ausgeführt wurde.

In diesem Augenblick wandte sich Scherzer an den Bürgermeister mit besorgtem Blick und meinte:

„Es ist zwar Alles vortrefflich arrangirt und wird dem Fürsten hoffentlich viele Freude machen; mir fällt dabei aber ein, daß die Leute, die Ihr als Posten aufgestellt habt, doch alle sehr unzuverlässig sind. —“

„Meint Ihr?“ fragte Schwebel besorgt.

„Denkt Euch einmal den Fall,“ erörterte Scherzer

weiter, „und der wäre leicht möglich," fügte der Schalk sehr ernsthaft hinzu — „Kringel hätte sich aus langer Weile ein weiches Ruheplätzchen aufgesucht, und schlummerte fest fort, während der Fürst an ihm vorüber fährt — —"

Schwebel wurde noch unruhiger und erwiderte schnell: „Das wäre nichts Unmögliches!"

„Nicht wahr?" fragte Scherzer ganz treuherzig, und meinte dann: „Daher dächte ich, Ihr sucht einen ganz zuverlässigen Mann aus, und stellt ihn auf einen Posten, von wo aus er die Ankunft des Fürsten sogleich und sicher erspähen und uns rapportiren kann —"

„Ein vernünftiger Gedanken, Scherzer; wahrhaftig!" rief der Bürgermeister erfreut.

„Aber wo, meint Ihr, fände sich der?" fragte er darauf, sich umschauend.

„Ich dächte, der Thurm dort, eignete sich am besten dazu," meinte Scherzer.

„Ist aber sehr gefährlich hinauf zu steigen," bemerkte Schwebel.

„Einen leichten Menschen trägt er wol noch," beruhigte wiederum der treuherzige Rathgeber.

„Habt Recht, habt Recht!" rief Schwebel und vergaß in seinem Eifer für die gute Sache ganz und gar, daß er vor längerer Zeit wegen großer Baufälligkeit des Thurms unter Trommelschlag ein Verbot hatte ergehn lassen, denselben zu besteigen.

„Doch wer soll hinauf?" fragte er, sich besinnend.

„Ich dächte, der Aktuarius wäre am zuverlässigsten —“ meinte Scherzer unbefangen.

„Natürlich, natürlich!“ rief Schwebel ohne zu ahnen, daß er in die schlau gestellte Falle fiel, und rief in der Furcht, einen Augenblick zu verlieren, sofort Triller herbei, dem er alsdann den Auftrag dazu mittheilte.

Der Aktuarius stand da mit seinem blanken Schwert, als hätte er sein Todesurtheil vernommen und sollte sich nun selbst den Kopf abschlagen, so erbärmlich sah er aus. Nachdem er sich jedoch einigermaßen erholt, machte sich seine Ueberraschung in der hellen Frage Luft:

„Ich, Herr Bürgermeister?!“ —

„Ja, Euch ist diese Ehre zugedacht,“ erwiederte Schwebel sehr bestimmt, und fügte hinzu: „Wir brauchen dazu einen durchaus zuverlässigen Menschen, wie hier Herr Scherzer ganz richtig bemerkt hat.“

Triller warf dem letztern einen grimmigen Blick zu, der denselben jedenfalls getödtet haben würde, wäre Scherzer schwachnerviger gewesen, als er es in der Wirklichkeit zu seinem guten Glück war, denn so viel Verstand hatten dem guten Aktuarius die Götter denn doch verliehen, um einzusehen, daß der ganze Vorschlag von Scherzer nur eine Malice auf ihn sei, und darum fragte er auch in sehr spitzem Tone:

„Was geht Euch denn die Sache an?“

Der Bürgermeister jedoch schnitt jede weitere Unterhaltung durch die Bemerkung ab:

„Macht keine Umstände und geht!“

Da Triller einsah, daß er hier nicht so leicht davon kommen würde, überdieß auch die Gefahr, welche mit der Ausführung des Befehls verbunden war, bedachte, so rief er ängstlich:

„Wenn ich auch hinauf wollte, so geht es doch nicht; bedenkt nur, wie baufällig die Treppe ist. —“

Einen so leichten Menschen, wie Ihr seid, wird sie schon tragen,“ bedeutete Schwebel, ohne auf Trillers Körpergewicht oder Bangigkeit irgend welche Rücksicht zu nehmen.

Jetzt aber riß Trillern die Geduld; er senkte seine Waffe und Vergißmeinnichte und sprach zwar nicht sehr vernehmlich, aber doch bestimmt:

„Ich riskire es nicht!“

Schwebel sah ihn, erstaunt über seine Widerspänstigkeit, zornig an und rief:

„Was, ist das Euer Patriotismus? Ihr habt Angst?“

„Wenn mir aber die Treppe oder der Boden gar unter den Füßen zusammenbricht, und ich dabei den Hals?“ fragte Triller ganz entmuthigt.

„So können,“ fiel der Bürgermeister mit großer Würde ein, „einst Euere Enkel verkünden, daß Ihr ihn für Thorensteins Bestes gebrochen habt, und das ist Etwas. —“

„Dafür danke ich aber!“ preßte der unglückliche Aktuarius hervor, der in sich nicht die mindeste Lust

verspürte, ein Märtyrer der Vaterlandsliebe zu werden. „Ihr wollt nicht?“ fragte Schwebel mit einem Zornesblick.

Triller wagte nicht, „nein“ zu sagen; sagte aber auch nicht „ja“, sondern ließ den Kopf hängen, ohne sich zu bewegen.

„Gut,“ fuhr der Bürgermeister fort, „so sind wir für immer geschiedene Leute!“ und drehte dem ganz zerknirscht Dastehenden den Rücken zu.

Was nun beginnen, dachte dieser; der Thurm dort droht mir mit einem wahrscheinlichen Bein- oder Armbruch, der Bürgermeister jedoch mit ewiger Feindschaft, mithin wäre die liebliche Wilhelmine auf immer für mich dahin. Was sollte er erwählen. Die Liebe zum Leben kämpfte mit der zu Wilhelminen, und wir kön- zu seiner Ehre berichten, daß die letztere endlich über die erstere siegte, und er zwar sehr bescheiden, aber doch wie ein Mann sprach:

„Nun, nun, ich will ja gehn!“

„Das ist löblich von Euch,“ erwiederte der Bürgermeister, indem er sich wieder freundlich zu dem, wie ein Opferlamm dastehenden Aktuarius wandte, „darin erkenne ich, daß in Euern Adern Muth wohnt. Aber nun versäumt auch keinen Augenblick.“

Triller steckte trübselig seinen Degen ein und schritt, Schwebel und vor allen Andern den arglistigen Komödienschreiber verwünschend, der es ohne alle Frage auf sein Unglück abgesehen hatte, auf den Thurm zu;

als er jedoch an demselben angelangt war, blieb er plötzlich stehen, wandte sich um, und kam mit fröhlichen Schritten wieder zurück.

„Es geht doch nicht!", rief er Schwebel entgegen.

„Warum?" fragte dieser ärgerlich.

„Wer soll die Leute exerciren?" fragte dagegen Triller mit Festigkeit, da er mit dieser Bemerkung allen Intriguen ein Ende zu machen vermeinte.

„Wird meine Sache sein," herrschte Schwebel.

„Mit Verlaub, Herr Bürgermeister, davon versteht Ihr nichts," wendete der erstere bescheiden ein.

„Hoho," rief Schwebel „wozu wäre ich Bürgermeister?! Macht nur das Ihr fort kommt; ich will die Leute schon ihre Exercitien machen lassen!"

Ohne auf fernere Einwände des Aktuarius hören zu wollen, begab sich Schwebel sofort zu den Soldaten, und überließ denselben seinem Schicksal, der nun, da ihm kein Rettungsmittel übrig blieb, wieder langsam nach dem Thurm ging, vor der Pforte einen Augenblick zagend stehen blieb, dann aber mit großer Festigkeit, die Stufen vorher probirend, in den Thurm hinauf stieg.

Er war bereits mehre Minuten darin verschwunden, als Scherzer, der ihn bis jetzt unabläßig beobachtet hatte, sich vorsichtig dem Thurm näherte, hinein schlüpfte, und nachdem er ein paar Stufen erstiegen, lauschte.

Er hörte, wie der Aktuarius ächzend eine Stufe

nach der andern mühsam erstieg und bereits entfernt genug war, um sein Thun nicht bemerken zu können. Er beeilte sich daher, eine inner ein dem Schneckengang des Thurms befindliche Thür, durch welche Triller gegangen war, in der Art zu schließen, daß demselben dadurch der Ausgang versperrt wurde; alsdann stahl er sich wieder aus dem Thurm und unbemerkt auf die Straße.

„Es gelang,“ sprach er frohlockend für sich; „er ist in der Falle, und kann sich nun eine Nase von beliebiger Größe wachsen lassen. Jetzt bin ich sicher, daß er nicht vor der Zeit schwazt.“

Von diesem Augenblick an hielt sich Scherzer in der Nähe des Thores auf, gab dem auf dem Baum große Langweile verspürenden Ziegenfuß die tröstlichsten Worte, und ermunterte die Leute, sich recht vergnügt zu machen.

Schwebel, in dessen Ohr der Gläserklang der nahe befindlichen Gesellschaft außerordentlich lieblich tönte, glaubte sich eine kleine Herzensstärkung, bevor er die Exercitien begann, mit Fug und Recht erlauben zu dürfen, besonders da er gewahrte, wie sich Alles um ihn her etwas zu Gute that, und darum befahl er den Leuten, sich zu ordnen und einen Augenblick auf ihn zu warten, und verfügte sich darauf zu den Trinkenden.

„Nun ein Glas zur Stärkung!“ rief man ihm entgegen.

Diese Aufforderung tönte freundlich an sein Ohr, und, obgleich er große Geschäftigkeit verrieth, fand er dennoch Zeit zu erwiedern, daß er einen Tropfen nicht gerade ausschlagen würde, da er sich wirklich etwas angegriffen fühle.

Er trank das ihm schnell präsentirte Glas in wenigen Zügen aus; damit es jedoch das Aussehn gewinnen sollte, als ob er sich nur Geschäfte halber dem Kreise wieder genähert hatte, rief er während dessen das gaffende Volk herbei, um demselben verschiedene Aufträge und Ermahnungen zu ertheilen und doch nicht genöthigt zu sein, die lautere Quelle zu verlassen.

Fleißig wurde ihm das immer rascher geleerte Glas gefüllt, und je mehr er trank, je mehr ihm der Wein zu Kopf stieg, um so mehr verlor er Ueberlegung und Besonnenheit, ja selbst die Erinnerung, welche Pflicht ihm oblag.

An dem Vorbau stehend, hatten sich die Leute um ihn versammelt und erwarteten seine Befehle.

Das volle Glas in der Hand begann er dann dieselben also zu examiren:

„Damit ich sehe, ob Ihr Euch auch gehörig für den Empfang des Fürsten vorbereitet habt, so beantwortet mir, Leute, folgende Kardinalfrage: glaubt Ihr bei richtigem Verstande zu sein? Ihr versteht mich von wegen —" er machte dabei das Zeichen des Trinkens.

Der Chorus antwortete treuherzig mit „Ja.“

„Gut,“ meinte Schwebel, „so werdet Ihr das beweisen und thun, was ich Euch sage. Erstens: daß Keiner mit krummen Beinen dasteht, oder sich den Kopf kratzt, oder gar die Nase wischt. —“

Man versicherte ihn, seinen Befehl zu befolgen. Schwebel fuhr daher fort:

„Und daß Keiner von Euch früher den Mund aufthut, als bis er gefragt wird, oder mir gar in die Rede fällt, oder eher Hurrah schreit, als bis das Zeichen gegeben worden ist. —“

Auch hierauf erfolgte die Zustimmung der Menge.

„Behaltet das wohl!“ rief der Bürgermeister, nachdem er einen tiefen Zug aus seinem Glase gethan, und schloß seine Ermahnungen, nachdem er sich den Mund gewischt hatte, mit dem Bemerken:

„So geht denn, Leute, und laßt dem Fürsten in Euern glücklichen Gesichtern die Freude erkennen, welche Ihr über seine Durchreise empfindet.“

Diese Aufforderung des Oberhauptes der Stadt veranlaßte die Menge, sofort in lauten Jubel auszubrechen, unter welchem sie darauf an das Thor eilte.

„Gelehrige Leute,“ bemerkte Schwebel wohlgefällig und in dem Glauben, daß der Tumult eine Frucht seiner Ermahnungen sei, und schaute den Leuten nach.

In diesem Augenblick kamen zwei Bürger, Handwerker, wie es schien, welche Schwebel, als er sie erblickte, sofort fragte:

„Nun, Leute, wie stehts?“

„Sehr gut,“ erwiederte der Eine von ihnen. „Ich habe sechs Mann zusammen gebracht, die sich perfekt aufs Blasen verstehen, und Ihr könnt ganz ruhig sein, sie werden einen reputirlichen Lärm zu machen wissen. —“

„Das wollte ich ihnen auch gerathen haben!“ meinte Schwebel barsch.

„Der Eine,“ sprach der Bürger weiter — „sagte freilich, daß er sich nur auf's Fagott, und der Andere, daß er sich nur auf's Klarinette-Blasen verstände, aber sie meinten auch, bei so festlichen Gelegenheiten dürften sie sich wol auch auf einem andern Instrumente versuchen, und Blasen wär' am Ende doch immer Blasen.“

„Sehr vernünftige Leute!“ lobte Herr Schwebel und wandte sich darauf an den Andern.

„Und was habt Ihr ausgerichtet?“

„Der Hirt Klaus hat sein Vieh ganz nach Befehl ausgeschmückt und wird an dem Wege halten, wo der Fürst kommen muß; auch sind die Leute aus den Dörfern an demselben Ort aufgestellt, um sogleich Hurrah zu schreien. —“

„So ist's recht, ihr Leute,“ erwiederte Schwebel wohlgefällig; „ich denke, es wird sich Alles vortrefflich machen. Doch schärfe ich Euch noch ganz besonders ein, auf das Zeichen genau Acht zu haben, und dar-

auf zu sehen, daß die Andern, so viel als nöthig ist, nüchtern bleiben. --"

Mit diesen Ermahnungen entließ er die Leute, die sich an die bezeichneten Plätze begaben, an welchen der Fürst mit Trompetengeschmetter und unzähligen Vivats empfangen werden sollte, ehe sich der eigentliche und ganze Glanz der Begrüßung an dem Stadtthor selbst entfaltete.

Die Ungeduld der Mädchen und Soldaten, vor allem aber die der Jungfer Wehmuth hatte während dieser Verhandlungen so sehr zugenommen, daß die Letztere sich veranlaßt sah, den Bürgermeister zu erinnern, bei ihnen zu erscheinen. Er hatte das in der That vergessen und begab sich sogleich zu ihnen, aber seine Schritte waren schon weniger fest und sein Auge weniger sicher. Sein Antlitz leuchtete von einem hohen Roth, das sich um Stirn und Nase gelagert hatte, auch schien ihm der Tag heute besonders warm zu sein, was er zur Wehmuth vielfach bedauerte, und sich mit dem Sacktuch Luft zuwedelte.

Bei alledem empfand er jedoch eine sehr große Heiterkeit im Herzen, die sich auch in seinem Gesicht widerspiegelte. Er hielt den einzigen Gedanken fest, daß es für ihn heute ein sehr glücklicher Tag sei, und darum lächelte er über Alle mild und froh.

So war er bei den Fest-Akteurs angekommen, welche ihn tumultuarisch aufforderten, die Probe zu

beginnen, und welche er durch ein: „Gleich, gleich!“ zu beruhigen sich bemühte.

Dieweil dieß Alles geschah, hatte Scherzer seinen Posten nicht verlassen und gespannt auf ein Zeichen von Ziegenfuß gelauscht; in dem Augenblick nun, als der Bürgermeister bei den Soldaten anlangte, gab ihm der letztere einen Wink. Derselbe deutete an, daß sich der Rathsdiener auf dem Wege nach der Stadt befand und der Fürst sich wahrscheinlich nahte. Bald darauf stürzte Kringel auch wirklich schweißtriefend durch das Thor und wollte sofort zu dem Bürgermeister eilen, der sich bereits mit den Soldaten zu thun machte, ohne die eigentlichen Exercitien zu beginnen. Scherzer war ihm indessen rasch entgegen geeilt und hielt ihn zurück.

Der Rathsdiener ließ sich dadurch jedoch in seinem Lauf nicht besonders stören.

„Laßt mich, laßt mich!“ schrie er, als ihn Scherzer in den Armen auffing, und drehte sich, da ihn derselbe festhielt, nach dem Bürgermeister, dem er zurief: „Er kommt, er kommt!“

Doch weder die Menge noch der Bürgermeister vernahmen seine Worte, da Tumult und Geschrei zu groß waren.

Scherzer, der sich fortwährend bemühte, den eifrigen Diener festzuhalten, rief ihm leise in die Ohren: „Still, still! Er hört Euch doch nicht!“

Aber Kringel ließ sich nicht beruhigen, sondern schrie unter anhaltenden Befreiungsversuchen:

„Herr, hört!“

Allerdings trat in diesem Augenblick wirklich etwas Ruhe ein, und Schwebel bemerkte den Diener, aber da er in seinem heitern Rausch den Diener und vieles andere vergessen hatte, so sah er Kringel ganz erstaunt an, und fragte, ohne denselben viel zu beachten, und indem er sich mit den Soldaten zu schaffen machte:

„Was thut denn der Kerl so eilig?!“

„Er kommt, er kommt!“ wiederholte dagegen der treue Rathsdiener.

Trotz Lärmen und Scherzers Bemühungen wäre dem Bürgermeister in diesem Augenblick wahrscheinlich dennoch Kringels Eile und Ruf endlich verständlich geworden, wenn nicht auf ein Zeichen von Scherzer die Mädchen und Soldaten ungeduldig und tumultuarisch den Bürgermeister zum Beginn der Probe aufgefordert hätten; zugleich blitzte ein blanker Thaler vor des eifrigen Rathsdieners Augen, den ihm Scherzer mit den Worten hinhielt:

„Schweigt! Ihr bekommt diesen Thaler.“

Kringel griff hastig darnach und betheuerte, unter so bewandten Umständen kein Wort über seine ohnehin ausgetrockneten Lippen kommen lassen zu wollen.

Scherzer führte den eben so erfreuten, als nicht minder erstaunten Diener bei Seite und erkundigte sich, was er gesehn hätte, und ob er auch gewiß wüßte,

daß der Fürst käme, worauf ihm derselbe mittheilte, einen, ihm näher bezeichneten Wagen erblickt zu haben, aus welchem zwei Herrn gestiegen, die dann auf dem Fußweg den Berg langsam hinunter gegangen wären.

„Vortrefflich!“ rief Scherzer, sich vergessend und überraschte Kringel damit, der ihn ganz verblüfft ansah.

„Hört, Kringel,“ fuhr er darauf schnell fort, indem er einen flüchtigen Blick ringsum gethan und eine geöffnete Kellerthür hinter sich wahrgenommen hatte, „hier ist noch ein Thaler, den ich Euch gebe, wenn Ihr reinen Mund halten wollt. —“

„Ich bleibe stumm!“ betheuerte der überglückliche Rathsdiener.

In dem Augenblick, als Scherzer ihm das Geldstück reichte, ließ er es jedoch zur Erde fallen, und dasselbe rollte in den Keller. Kringel sprang ihm behend nach.

Kaum jedoch war dieß geschehen, so ließ Scherzer schnell die Thür über ihm zufallen und verschloß dieselbe.

„So“, sprach er, aufathmend, „auch der wäre in Sicherheit,“ und ging darauf wieder zu Schwebel.

Er frohlockte; die Voraussetzungen, auf welche der Schalk seinen Plan gründete, sollten, oder waren vielmehr schon in Erfüllung gegangen. Er wußte nämlich, daß der Fürst eines frühern Unfalls wegen, der ihn beim Herabfahren von einem Berge betroffen, stets unter

solchen Umständen auszusteigen pflegte. Er wußte aber auch, daß derselbe nichts so sehr liebte, als improvisirte Scherze und dem Aehnliches, und demselben nichts widerwärtiger war, als ein steifes Ceremoniel und jene abgenutzten Feierlichkeiten, womit die Fürsten meistens mehr belästigt, als wirklich erfreut werden.

Bis jetzt war Alles gut gegangen; die gefährlichsten Feinde, Triller und Kringel, waren beseitigt und konnten nichts verrathen. Die Leute tranken auf seine Kosten, und ließen es sich in dem Glauben, es käme vom Fürsten, sehr gut schmecken; ihr Zustand ließ nichts mehr zu wünschen übrig. Es kam nun darauf an, wie sich der ganze Wirrwarr lösen würde; darauf mußte Scherzer vorbereitet sein, um den Moment zu benutzen.

Freilich setzte er dabei die ganze Gunst des Bürgermeisters aufs Spiel, indessen glaubte er doch mit Sicherheit hoffen zu dürfen, die Lacher auf seiner Seite zu haben, und darunter auch den Fürsten; und hoffte unter solchen Umständen einen erwünschten Ausgang zu erzielen. Bei Schwebel angelangt fragte ihn dieser:

„Nun, habt Ihr den vorlauten Menschen zur Ruhe gebracht?" Er meinte damit den treuen Rathsdiener.

„Er soll Euch nicht stören," erwiederte Scherzer.

„Das ist gut," meinte Schwebel und fuhr grollend fort: „Da sieht man aber, wie diese leichtsinnigen Menschen meine Befehle vollziehn."

Scherzer vermochte kaum ein Lachen zu unterdrücken. Nicht nur ward dasselbe durch die obige Bemerkung hervorgerufen, sondern durch das ganze Aussehn und die Haltung des Bürgermeisters und der Leute.

Schwebels Antlitz war unter den gehabten Bemühungen noch feuriger geworden; er hatte der Hitze wegen die Weste aufgeknöpft, und erhielt dadurch ein sehr saloppes Aussehn. Den Stock in der Hand, mit welchem er in der Luft herumfocht, schien er alle Hände voll zu thun zu haben, und that im Grunde genommen doch nichts.

Jungfer Wehmuth zitterte vor Aerger bereits an allen Gliedern, da der Bürgermeister noch immer nicht anfing, und agirte unter den Mädchen herum, die sich vor Müdigkeit kaum mehr aufrecht erhalten konnten, und die sie mit ihrer Discantstimme in Schrecken setzte.

Die Soldaten ließen es gehn, wie es gehen wollte, und thaten bisweilen einen tüchtigen Zug aus einer ihnen heimlich gereichten Flasche; einzelne hatten sich eine Pfeife angebrannt, und harrten ruhig der Dinge, die da kommen sollten.

Die Leute an dem Thor wurden von Minute zu Minute lustiger, begannen, als die Musikanten aufspielten, zu tanzen und schienen an die Ankunft des Fürsten kaum mehr zu denken.

Die Herren auf dem Vorbau, das Herz durch den

herrlichen und vor allem billigen Wein unsäglich erfreut, hatten im Chorus ein weithin schallendes Lied angestimmt, dessen Dissonanzen ein musikalisches Ohr zur Verzweiflung bringen konnten.

So schien für Scherzer der Ausgang durchaus nicht mehr ungewiß zu sein.

Schwebel bequemte sich endlich, die Probe zu beginnen, rief die Soldaten auf, meinte, sie sollten aufpassen, dürften sich jedoch durchaus nicht übereilen, weil sie hinreichend Muße hätten, und begann sodann zu kommandiren.

Die Wehmuth that desgleichen. Auf ein Zeichen von ihr erhoben die Mädchen die Laubbogen, verneigten sich, und stimmten mit ihren hohen Discant-Stimmen einen Hymnus an, dessen Tonwellen ebenso sehr von Dissonanzen strotzte, als das lustige Trinklied auf dem Vorbau.

Während Schwebel kommandirte, die krummen Beine, die schlechte Haltung, den falschen Tritt, das fehlerhafte Handhaben der Waffe und die unzähligen Exercitien-Fehler korrigirte und ein derbes Scheltwort in das laute Kommando mischte, um den Fehlenden einzuschüchtern, hallten die verweisenden Worte der Wehmuth nicht minder laut in „Fürstenthrone, Gottes Plan“ und wie die Verse des Gesanges sonst wol noch gewesen sein mögen. Sodann hatte sie darauf zu sehn, daß die Verneigung mit dem gehörigen Anstand von statten ging; eins der Mädchen die

Augen nicht zu sehr verdrehte; ein drittes den Kopf gerade hielt und ein viertes, statt sich nach dem Neigen wieder gerade aufzurichten, nicht in derselben Haltung verharrte.

Die Schwenkungen der Bogen gingen noch am besten, und es wurde ein Laubgang gebildet, der nicht schöner sein konnte, durch welchen die Wehmuth, statt des Fürsten, selbst ging, und dann fragte: wie sie sich gemacht hätte.

Schwebel, dessen Blick, wie wir wissen, stark umnebelt war, übersah zuletzt in seinem Eifer, daß der Mädchenzug neben den Soldaten stand und ließ marschiren und marschiren, so daß auf Augenblicke eine allerliebste bunte Reihe gebildet, freilich aber auch die Ordnung gestört wurde, worüber Jungfer Wehmuth vor Aerger aus der Haut zu fahren drohte. Schwebel schien das aber nicht besorgt zu machen, er exercirte nach Belieben weiter, und so war es natürlich, daß der Wirrwar immer größer und bunter wurde. Gaffende und tanzende Kinder mischten sich darunter, und der helle Jubel und Trubel des tanzenden Volkes, dessen Wogen bis hier her schlugen, da die Entfernung von ihnen kaum dreißig Schritte betrug, verwirrte die Akteurs noch immer mehr.

Schwebel, dem das hohen Spaß zu machen schien, hatte sich ein neues Glas reichen lassen, und schien von der Lebendigkeit des Schauspiels und den exakten Bewegungen der Soldaten vollständig entzückt zu sein.

Es war alles im besten Zuge, und Scherzer, der Frau Schwebel und Wilhelmine bemerkte, die erstaunt das nicht geahnte Leben der sonst so stillen Thorensteiner beobachteten, sprang ihnen lachend entgegen, und bemerkte, daß es eine wahre Lust sei, das anzusehn. Frau Schwebel jedoch schien seine Ansicht nicht zu theilen, und betrachtete sich kopfschüttelnd und besorgt ihren Mann und dann alles Uebrige. Sie erkannte, daß unter solchen Umständen kein gutes Ende von der Feier zu erwarten sei, mußte sich aber, da sie nichts dagegen thun konnte, in Geduld fassen.

Wilhelminens Blicke, die Scherzer schnell und erschreckt aufsuchten, schienen ihn zu fragen, was er angerichtet habe. Er beruhigte sie jedoch mit einem durchaus unbefangenen Wesen, das ihr nicht verrieth, wieviel Schuld er an dem ganzen Schauspiel habe.

Als die Thorensteiner so im besten Zuge waren, und Scherzer über das Treiben den Aktuarius fast vergessen hatte, ließ sich plötzlich in dem Thurm das unterdrückte Geschrei desselben vernehmen; die Leute achteten anfangs nicht darauf, als sich dasselbe jedoch verstärkte, so liefen mehre hinzu, um nach der Ursache desselben zu forschen.

Aber Trillers Ruf war unverständlich, und da ihn die Meisten nicht hatten in den Thurm gehen sehen, so fühlten sie auch keine Lust, sich in ihrem Vergnügen zu stören; überdieß besaß auch Niemand von ihnen den Muth, in den Thurm zu gehen. So

ging denn sein Geschrei in dem allgemeinen Tumult verloren, und Diejenigen, welche ihn noch hätten hören können, waren bereits auf und davon gelaufen, um zu tanzen und zu trinken.

Darauf wurde es still in dem Thurm; dann aber sah man Trillers hagere Gestalt sich aus einer sehr kleinen Oeffnung des Thurmes herauszwängen. Sein schöner Festrock, die saubere Wäsche waren mit Staub und Kalk bedeckt, wovon Haare, Antlitz und Sommerflecken auch ihren guten Theil abbekommen hatten.

Den Hut auf den Degen gesteckt, den er in der Luft wie besessen schwenkte, schrie er mit einer Stimme, die durch Aerger, Anstrengung und Staub fast allen Klang verloren hatte: „Macht auf, macht auf, der Fürst kommt!“ Er sah aus wie ein Gespenst, und die Leute prallten erschreckt vor seinem Anblick zurück, indem sie zweifelhaft waren, ob er wirklich ihr Aktuarius wäre.

Triller aber schrie und schwenkte um so toller, und sein Gesicht wurde zuletzt kirschblau vor Anstrengung. Der Rathsdiener, der den Thaler endlich gefunden, aber auch bald gemerkt hatte, eingesperrt zu sein, hielt sich bis zu diesem Moment ruhig; als aber Trillers Stimme erschallte, verlor er die Geduld, zugleich schlug ihm das Gewissen, seine Pflicht verabsäumt zu haben, und er wollte das Versäumte nun schnell nachholen. Er donnerte daher mit beiden

Fäusten gegen die Kellerthür und vereinigte sein Schreien mit dem Trillers.

„Der Fürst kommt, der Fürst kommt!“ so rief er wüthend.

In diesem Augenblick vernahm man das laute Hurrah der vor dem Thore aufgestellten Landleute, in das sich das Brüllen und Wiehern der dadurch wild gemachten Stadtheerde mischte.

Dieses war wiederum das Zeichen zum Beginn für die am Thor aufgestellten Musikanten und dem Glöckner, und sogleich schmetterte eine endlos forttönende und ohrzerreißende Trompeten-Fanfare, der sich der laute Ton der wie rasend gezogenen Glocke beimischte.

Das Geschrei, „der Fürst, der Fürst!“ ging von Munde zu Munde; die Herren unter dem Vorbau stürzten herbei; Pfarrer Petermann sprach lallend sein „Gnade, Gnade, dem altersschwachen Greise!“ vor sich hin und eilte mit hastigen Schritten zu seinem werthen Freunde Schwebel, der, einen Augenblick von dem unerwarteten Ruf ganz nüchtern und fassungslos gemacht, starr da stand, dann aber wie toll und besessen umher rannte und schrie:

„Wo ist er, wo ist er!“

Der Tumult und die Verwirrung hatten in diesem Augenblick den höchsten Grad erreicht; Mädchen, Soldaten, Kinder und Erwachsene liefen wild durch einander, als ob sie den Fürsten suchten, der doch nir-

gend zu sehen war. Triller und Kringel pochten und schrien so viel, als es ihre bereits übermäßig angestrengten Stimmen nur vermochten; es war ein unendlich lustig anzusehendes Bild.

Die ungeheure Verwirrung ließ die Thorensteiner und dessen Oberhaupt zwei einfach gekleidete Herren übersehen, welche kurz vorher auf einem Seitenwege in die Stadt gekommen waren und, von dem überraschenden Schauspiel angezogen, in der Nähe des Kellers einen Platz eingenommen hatten, von welchem aus sie dasselbe bequem betrachteten, und ihr heiteres, fröhliches Lachen verrieth, daß sie ein hohes Vergnügen darüber empfanden.

Scherzer's Auge, der in ihrer Nähe stand, bemerkte sie sogleich, sein Antlitz erheiterte sich, als er die wohlgefällige Aufnahme des Schauspiels wahrnahm; sein Herzschlag wurde ruhiger, und verstohlen drückte er Wilhelminen's Hand.

Das Mädchen sah auf, folgte seinem Blick und ahnte, wer die Fremden sein müßten. Frau Schwebel blieb ruhig und erwartete geduldig das Ende.

Schwebel war, hin und her laufend, endlich auch in die Nähe der beiden Fremden gekommen; plötzlich fiel sein Auge auf dieselben und ein lauter Ruf der Verwunderung entriß sich seinem Munde. Gleich einer Bildsäule blieb er starr vor ihnen stehen, und vermochte nur noch die Worte heraus zu stoßen:

„Die Durchlaucht!“

Diese Laute gingen durch die Menge, und es trat darauf ein allgemeines Schweigen ein, nur unterbrochen von dem anhaltenden Ruf der Eingesperrten.

Lächelnd trat einer der Herren hervor und grüßte mit vieler Leutseligkeit im Kreise herum; es war der Fürst. Er hatte, wie wir schon wissen, den Wagen mit seinem Begleiter verlassen, einen Fußpfad eingeschlagen, der sie durch eine in der Nähe des Thores befindliche Pforte in die Stadt führte.

Das ungewöhnlich lebhafte und komisch-lustige Treiben darin hatte des Fürsten Aufmerksamkeit erregt und davon ergötzt, den Wunsch in ihm erzeugt, ein stiller Beobachter desselben zu werden. Dies war ihm vollständig gelungen. Die Leute vermutheten, der Fürst befinde sich in dem langsam nachkommenden Wagen und hatten daher an diesem die „Hurrahs" verschwendet, obwol sie nichts von dem Erstern zu sehen bekamen.

Der Fürst, der sich jede Feierlichkeit verbeten hatte, erkannte natürlich sogleich, daß das ganze Treiben nur auf seinen Empfang abgesehen wäre, errieth aber auch, daß die Verwirrung durch besondere Gründe herbei geführt sein müßte, und wurde noch mehr in seinem Glauben bestärkt, als er den Aktuarius sah und das Geschrei des Rathsdieners vernahm. Ihm wurde es klar, ein Schalk und nicht der Zufall mußte die Hand dabei im Spiele haben.

Er erwartete nach seinem Gruß eine Anrede von dem Bürgermeister zu hören; dieser aber blieb sprachlos, und vergeblich erinnerte ihn Jungfer Wehmuth, die Rede zu halten. Schwebel schien jedoch alle Contenance verloren zu haben. Er verbeugte sich wiederholt vor dem Fürsten, und schon wollte Petermann mit seinem „Gnade, Gnade!" beginnen, als er sich ermannte und anhob:

„Fürstliche Durchlaucht — wollte sagen," verbesserte er sich, „Durchlauchtigste Fürstlichkeit —" doch das schien ihm auch nicht richtig, und so fing er nochmals an: „Durchlaucht, in diesem feierlichen Augenblick —"

Aber er stockte, und dieser feierliche Augenblick schien der Moment zu sein, in welchem er einsah, kein Sterbenswörtchen von seiner Rede behalten zu haben. Er wischte sich den Angstschweiß von der Stirn; konnte aber doch nicht weiter.

Der Fürst lächelte und wartete geduldig; dies ersah der Pfarrer und glaubte nun einschreiten zu müssen.

Mit gemessenen Schritten trat er daher an den Fürsten, erhob flehend seine Arme gegen ihn und sprach in weichen Tönen sein:

„Gnade, Gnade, dem altersschwachen Greise!"

Aber wunderbar; das Geschick schien eigensinnig darauf zu bestehen, daß Petermann in seiner Rede nicht weiter kommen sollte; denn Jungfer Wehmuth, die des Bürgermeisters Todesangst und vergebliche

Bemühungen, seine Rede fortzusetzen, zuerst bemerkte, hatte im Eifer für die gute Sache schnell die Mädchen zusammen gerafft, und fiel gerade in dem Augenblick, als Petermann seine Rede begann, mit dem Hymnus ein, der schnell alle Laute in seinem Tonschwall spurlos verschwinden ließ, also auch die Gnade und den altersschwachen Greis des Pfarrers.

Und die Mädchen sangen und schwenkten die Bogen, daß es eine Freude war, und alle Herzen frohlockten. Der Fürst winkte endlich mit der Hand und die Mädchen schwiegen.

„Bemüht Euch nicht weiter, Ihr guten Leute,“ sprach er lächelnd; „ich erkenne vollkommen Euern guten Willen. Ihr habt, freilich gegen meinen Wunsch, für meinen Empfang keine Mühe gespart —“

„O Durchlaucht,“ fiel Schwebel, der sich während des Gesanges gesammelt hatte und nun seinen Verstoß wieder gut zu machen suchte, sehr gerührt ein: „weiß es Gott, nein!“

„Doch scheint irgend ein Mißverständniß Euch in der Ausführung gehindert zu haben —“ bemerkte der Fürst.

Schwebel ließ den Kopf hängen und meinte sehr kleinlaut: „Durchlaucht, es scheint mir auch so —“

„Ihr kennt den Grund nicht?“ fragte der Fürst lachend.

„In der That, nein —“ stotterte Schwebel.

Der Fürst wechselte mit seinem Begleiter heimlich

und lächelnd ein paar Worte, als sich plötzlich zwei Stimmen hastig vernehmen ließen.

„Wir aber, Durchlaucht!"

Ueberrascht drehte sich der Fürst um, und konnte sich beim Erblicken der beiden Sprecher eines lauten Lachens nicht erwehren; denn vor ihm stand der Aktuarius, in der schon oben beschriebenen, bestäubten und gänzlich derangirten Toilette, und sein treues Abbild, Kringel, der Rathsdiener, dessen Kelleraufenthalt für die Verunglimpfung seiner Festkleider nicht minder günstigen Vorschub geleistet hatte.

Erhitzt und vor Aerger und Eifer fast berstend, hatte man sie erst kurz vorher aus ihren Verließen befreit, und ihre Galle suchte sich nun auf jede Weise Bahn zu brechen. Sie wußten nur zu gut, wem sie und die Thorensteiner das Alles zu verdanken hatten, und hielten es also nebenbei für eine Pflicht, der Rede freien Lauf zu lassen.

Als sich der Fürst die Leutchen ein wenig angesehn, fragte er:

„Ihr wißt also?" —

„Nur zu gut!" schrieen beide wieder.

„Mich hatte man in den Thurm gesperrt!" ereiferte sich Triller.

„Und mich dort in den Keller!" drauf Kringel.

„Wir sollten die Ankunft Eurer Durchlaucht melden!" Triller.

Es ging aber nicht," fiel Kringel ein.

Schwebel fühlte die Pflicht, den Leuten zu Hilfe zu kommen, und sich durch einige Worte selbst zu entschuldigen, und daher sprach er voll Eifer:

„Durchlaucht, ich kann's bezeugen, daß in dieser Angelegenheit nichts verabsäumt worden ist. Belieben Euer Hoheit das gnädige Auge auf diesen simplen Menschen hier," er deutete auf Ziegenfuß — „zu werfen; dieß ist Ziegenfuß, der Schneider; ich hatte ihn auf jenem Lindenbaum aufgestellt, und hier" — auf Triller deutend — „dieser, Triller, unser Stadt-Aktuarius, sollte von jenem Thurm aus auf Eure Durchlaucht observiren; Kringel aber," und er deutete eifrig auf diesen — „war von mir nach dem Galgen geschickt, wo er Eure Durchlaucht unfehlbar sehen mußte —"

„Und auch gesehn habe!" fiel der Genannte eifervoll ein, so daß der Fürst die Lippen faltete, um ein Lachen zu verhüten.

„Da hören es, Durchlaucht!" rief Schwebel, erfreut, sich entschuldigt zu sehn. „Alle diese Leute" fuhr er nun auch eifrig gemacht, fort, „waren von mir auf das Strengste beordert, Dero Ankunft sogleich zu rapportiren; aber Keiner hat seine Pflicht gethan, und darum ist die Verwirrung gekommen.!"

„Ihr also," sagte der Fürst, auf Kringel und Triller deutend, „habt den Streich gespielt. —"

Vollständig entsetzt über diese Zumuthung, prallten die beiden Märtyrer einen Schritt zurück, und deuteten in dem nächsten Augenblick auf Scherzer, indem sie riefen;

„Nein, nein! Der da!“

Der Fürst richtete sein Auge auf den Genannten, schien von dessen Erscheinung und der denselben vor den Andern auszeichnenden Haltung überrascht zu sein, und man bemerkte, daß er sich seiner erinnert.

Scherzer nahte dem Fürsten, der ihn jetzt wirklich erkannte und lächelte.

„Ihr?“ fragte er.

„Verzeihung, Durchlaucht, wenn ich bekenne, vielleicht einen kleinen Antheil an dieser Verwirrung zu haben. —“

„Ei!“ rief der Fürst lächelnd, „das sollte mich nicht überraschen!“ und wechselte darauf einige Worte heimlich mit seinem Begleiter, alsdann wandte er sich wieder an Scherzer mit den Worten:

„Ich meine, wir kennen uns, —“

„Wenn Durchlaucht die Gnade haben wollen, sich meiner zu erinnern —“ erwiederte Scherzer bescheiden.

„Ich habe Euern Dienst nicht vergessen, und bin noch in Eurer Schuld —“ sprach der Fürst leise, und gab Scherzer einen Wink.“ Doch sagt,“ fuhr er fort, indem er ihn bei Seite winkte: „was veranlaßte Euch den Leuten hier diesen Streich zu spielen?“

„Meinem Fürsten eine kleine Zerstreuung zu verschaffen,“ erwiederte Scherzer, und sein Auge verrieth den Schalk.

„Der Euch nur zu wohl gelungen ist!“ sprach der Fürst lachend. „Und das war es allein?“ fragte er darauf.

„Ich gestehe, nein,“ entgegnete Scherzer. „Ich verband damit zugleich die Absicht, meinem Fürsten eine Probe meines, bis jetzt unbekannt gebliebenen Talentes zu geben —“ setzte er etwas nachdrücklicher hinzu.

„Die Erinnerung an meine Dankbarkeit gegen Euch ist eben so fein, als talentvoll. — Ich hatte Euch aus dem Auge verloren, Scherzer; vielleicht wäre die Anerkennung Eures Talents, das ich, wie Ihr wißt, schätze, unter andern Verhältnissen schon früher erfolgt. Jetzt müßt Ihr Euch schon zufrieden geben, wenn ich mir das Weitere vorbehalte —“ und fügte dann lachend hinzu: „Eure Absicht ist Euch in der That so gut gelungen, freilich,“ setzte er mit dem Finger drohend hinzu: „auf Kosten des Akteurs, daß ich Euch für den mir bereiteten Genuß aufrichtig dankbar bin; denn ich habe selten so viel und herzlich gelacht. —“

Triller, der das Zwiegespräch Scherzers mit dem Fürsten in der höchsten Besorgniß beobachtet hatte und befürchtete, daß wenn er demselben nicht durch seine beabsichtigte muthige Ansprache so schnell, als möglich ein Ende machte, ihm die holde Wilhelmine verloren ginge, raffte seinen ganzen Muth zusammen und näherte sich dem Fürsten unter den tiefsten Verbeugungen,

„Wenn Eure Hoheit —“ begann er stotternd und zagend — „Durchlaucht, die himmlische Gnade zu

haben geruhen wollten, eines devotesten Unterthanen schwachsinnige Worte anzuhören, so hätte ein Treuliebender die Kühnheit, das Wagniß zu bestehn, Eurer durchlauchtigsten Fürstlichkeit das Unglück zu Dero hochehrenden Füßen zu legen, das mich mit der Jungfer Schwebel betroffen. —"

„Auch ein Unglück?" fragte der Fürst lachend, und setzte hinzu:

„So sprecht schnell, denn gewiß ist die Sache dringend."

„O, fürstliche Durchlaucht, sehr!" rief Triller. „Ich liebe diese Jungfer Schwebel, und habe die Zustimmung ihres Vaters, des Bürgermeisters, jedennoch sie — —" er stockte und deutete dabei auf die in der Nähe stehende Wilhelmine.

„Nun?" fragte der Fürst.

„Lacht mich aus!" fügte Triller resignirt hinzu.

„Das ist freilich schlimm," sprach der Fürst.

„Ja, sehr schlimm, Durchlaucht; aber daran ist wieder dieser Komödienschreiber schuld!" rief Triller, aller Fassung baar.

Der Fürst winkte Scherzer lächelnd herbei und ließ sich den Zusammenhang des Verhältnisses erkären, wobei ihm der erstere nichts verschwieg. Er hörte ihn ruhig an, sann dann einige Augenblicke nach, wandte sich darauf an den Bürgermeister, Frau Schwebel und Wilhelmine und sprach:

„Da es sich in diesem Fall nur um eine Brot-

stelle für Euern Schwiegersohn, den ich schätze, handelt, so theile ich Euch mit, daß ich denselben zu meinem Komödienschreiber ernannt habe, und so wäre wol das Hinderniß beseitigt, ihm Eure Tochter zu geben —“

Dankesbezeigungen aller Art folgten diesem Gnadenakt; der Fürst jedoch neigte sich an Scherzers Ohr und sprach vertraulich:

„Macht eben so gute Komödien für meine Bühne, wie die heutige, und ich werde dann gewiß bei der Aufführung derselben niemals fehlen.“

Mit diesen freundlichen Worten entließ er ihn und wandte sich dann wieder an die Herrn und Leute, zu denen er mit vieler Leutseligkeit sprach:

„Ich danke Euch, lieben Leute, nochmals für Eure Bemühungen und versich're Euch, daß mir der heutige Abend noch lange eine heitere Erinnerung gewähren wird.“

„Mögen Durchlaucht überzeugt sein,“ fiel Schwebel, sich tief verneigend ein, „was Menschen möglich war, haben wir gethan —“

Die Wehmuth, welche eingesehn, daß ihr Antrag wegen der Aussteuer unter den gegenwärtigen Umständen keinen glücklichen Erfolg haben würde, hielt damit zurück, hatte jedoch die Mädchen in aller Eile nochmals geordnet und aus den Laubbogen eine lange Ehrenpforte bilden lassen; ebenso hatte Triller, nachdem er erkannt, daß er geprellt sei, darüber doch seine Pflicht als Schützenhauptmann nicht vergessen,

warf auf die Sippschaft Schwebel und Scherzer seine beiden mit tiefster Verachtung erfüllten Vergißmeinnichte, zog den Degen und ließ von den Soldaten das Gewehr präsentiren.

Unter dem Gesang der Mädchen, dem endlosen Hurrah der Menge ging der Fürst grüßend an den Soldaten vorüber, dann durch den Bogen der Mädchen und bestieg darauf mit seinem Begleiter den Wagen.

Der Jubel in Thorenstein dauerte bis tief in die Nacht hinein, und seine Bewohner konnten des Lobes über den leutseligen Fürsten nicht satt werden.

Als nach der Abreise des letztern jene Ruhe in den Gemüthern eingetreten war, welche meistens die Folge großer Anspannung zu sein pflegt, sahen sich Schwebel und Petermann in einer Art an, daß man fast Mitleid mit ihnen hätte fühlen können, wenn ihre Situation nicht so überaus komisch gewesen wäre.

In ihren Mienen las man die gegenseitigen Fragen, was aus dem Gesuch wegen der Kirche, des Rathhauses, was aus allen kühnen, so lange und mühsam vorbereiteten Anträgen geworden sei. — Dabei schwirrte dem einen noch immer der „feierliche Augenblick," dem andern sein „Gnade, Gnade!" im Kopf; sie sahen sich wiederholt an, seufzten, offerirten sich zuletzt mit vieler Freundschaft gegenseitig eine Priese und meinten dann:

„Was ist zu machen!"

Worauf jedoch keiner von ihnen eine beruhigende Antwort zu geben vermochte.

Umringt von Thorensteins Bürgern, welche sie mit fast spöttischen Blicken betrachteten, standen sie rath- und sprachlos da, ein Bild der Trauer.

Da trat Scherzer hinzu und versprach durch seine persönliche Vermittlung bei dem Fürsten die Erfüllung ihrer Wünsche zu ermöglichen, und that den Vorschlag, durch ihn später ein submisses Gesuch einreichen zu lassen. Das flößte ihnen denn wieder neuen Muth und die Hoffnung ein, das Versäumte auf die beste Weise einholen zu können.

Schwebel jedoch, dessen Kopf ganz nüchtern geworden war, warf auf Scherzer einen bitterbösen Blick; nicht nur hatte dessen Schuld die ganze Festlichkeit durchaus gestört, sondern, und das war für ihn das Wichtigste, es war ihm dadurch auch die so lange sehnsüchtig herbei gewünschte Gelegenheit genommen worden, dem Fürsten seine Verdienste in einer Weise klar zu machen, daß seinem Knopfloch die seltne Ordenszier nicht hätte mangeln sollen.

Scherzer, der seines künftigen Schwiegervaters Wünsche und Gedanken nur zu gut errieth und denselben gerne versöhnen wollte, trat an ihn heran, reichte ihm die Hand und sprach:

„Vergebung, wenn ich Sie betrübte! Aber erwägen Sie, was ich Ihnen voraussagte, daß Sie mir zu meinem Zweck, den ich nun glücklich erreicht habe, beistehn sollten. Dieß ist geschehen zu meinem und Wilhelminens Glück: das muß Sie beruhigen. Sie

haben überdies dem Fürsten, wie Sie gesehn, auf diese Weise mehr Vergnügen bereitet, als dieß unter andern Umständen geschehen wäre. Er gab Ihnen seine Zufriedenheit zu erkennen; mehr können Sie nicht verlangen. Seine mir zu Theil gewordene Gnade giebt die Aussicht, Ihrer beim Fürsten auch später zu gedenken, um die Erfüllung noch anderer Wünsche, die Sie hegen, herbei zu führen."

Schwebel'n leuchtete das ein, und auf diese Hoffnung hin sprach er ein versöhnendes Wort, das heißt, vergab in so weit, als es sein noch immer grollendes Herz vermochte. Dann schüttelte er alle bösen Gedanken von sich und suchte sein Herz im Kreise der Thorensteiner an dem duftigen Quell des Kardinals, der auf einen heimlichen Wink Scherzers in üppiger Menge aufs Neue floß, wieder zu erheitern.

Ganz ausgesöhnt wurde er jedoch erst dann mit seinem Schwiegersohn, als dieser ihm ungefähr nach einem halben Jahr, als er aus der Residenz nach Thorenstein zur Hochzeit kam, ein im Auftrage des Fürsten geschriebenes Billet, begleitet von einem glänzenden Orden, mitbrachte, den Schwebel dann natürlich an dem festlichen Tage zum ersten mal den Thorensteinern zum Besten gab.

Obwol die letztern es späterhin erfuhren, daß nicht der Fürst, sondern Scherzer der Spender des milden Getränks gewesen, und sie Eulenspiegels Absicht in dieser Freigebigkeit nur zu gut erkannt hatten, so be-

obachtete man deßhalb doch unter sich ein strenges Stillschweigen, und Einer rühmte dem Andern heimlich lächelnd die große Güte des Fürsten.

Thorenstein erhielt durch des letztern Gnade wirklich eine ganz prächtige Kirche, und konnte nun das alte Gebäude mit geringen Kosten zu einem wundervollen Rathhause umgewandelt werden, dessen Einweihung unter vielen Feierlichkeiten stattfand.

Daß die Thorensteiner durch die erlebten Ereignisse bei der Durchreise des Fürsten reichlichen Stoff zur Jahrelangen Unterhaltung gewonnen, und was nicht wirklich stattgefundeu, noch hinzu setzten, wird der Leser uns glauben, so auch, daß Triller Scherzer ewige Urfehde geschworen hatte und dieselbe auch hielt, und aus Aerger über seine vereitelten Hoffnungen nach einem Vierteljahr mit der ehr- und tugendsamen Jungfer Christliebe Wehmuth ein großes Beilager hielt, da ihn keine andere Jungfrau ehelichen wollte.

Der erstern wohlmeinende Absicht wegen der Aussteuer blieb unausgeführt, leider zum Nachtheil mancher andern mit zeitlichen Gütern nicht gesegneten Thorensteinerin.

Daß Scherzer und Wilhelmine ein sehr glückliches Paar wurden, darf wol kaum bemerkt werden und fügen wir nur noch hinzu, daß der erstere sehr bald ein allgemein beliebter Dichter wurde, dem die Gnade des Fürsten niemals fehlte.

Druck von F. Hoffschläger in Berlin.